Johann Joseph Laux

Der heilige

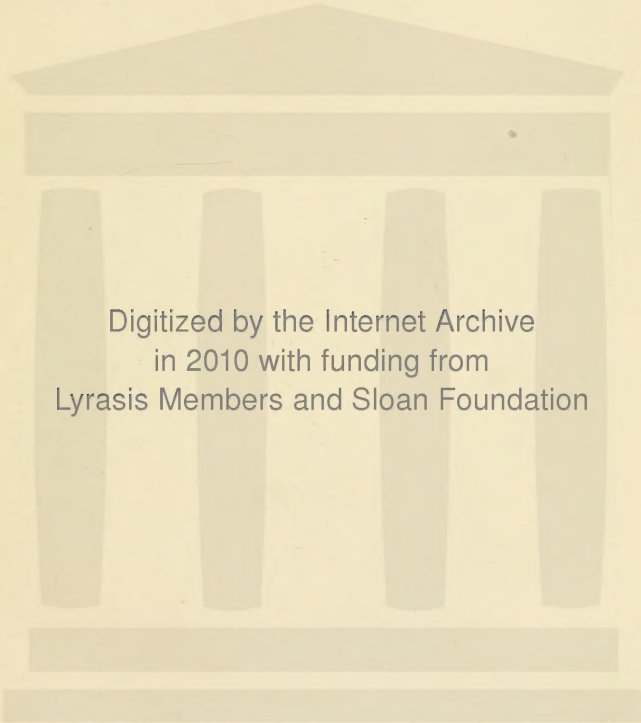
Bonifatius

Apostel der Deutschen

Freiburg i. Br.
Herder & Co. G.m.b.H.

·Ex Libris
Duquesne University:

Rev.Henry J.Goebel,C.S.Sp.


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Lyrasis Members and Sloan Foundation

http://www.archive.org/details/derheiligebonifa00jose

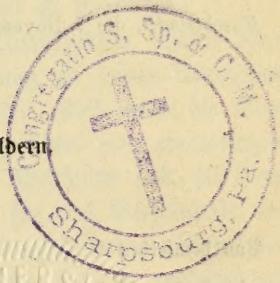
Bonifatius fällt die Donareiche.

Nach einer Radierung von Chr. B. Rode (1781).

Der heilige
Bonifatius
Apostel der Deutschen.

Von
Johann Joseph Laux
C. S. Sp.

Mit 11 Bildern.



PITTSBURGH, PA.

Freiburg im Breisgau. 1922.
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung.
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

BX4700
B7
L3
922
B715L

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 12 Novembris 1921

‡ **Carolus**, Apps

Imprimi permittitur

Knechtstadii, die 7 Novembris 1921

Leo Klerlein, C. S. Sp.
Sup. prov.

Von demselben Verfasser im gleichen Verlag:

Der hl. Kolumban, sein Leben und seine Schriften. Mit 7 Bildern. 8° (XVI u. 290 S.; 6 Tafeln) *M* 20.—; geb. *M* 26.—

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei von Herder & Co in Freiburg i. B.

Vorwort.

Wir besitzen bereits eine ganze Reihe von großen und kleinen, gelehrten und ungelehrten Bonifatius-Büchern. Warum ihre Zahl noch vermehren? Mit Gustav Schnürer, der sich dieselbe Frage stellte, könnte ich antworten: „Wie Deutschlands Apostel mehr als das eine Standbild auf deutscher Erde verdient, das ihm in Fulda errichtet worden ist, so kann auch die Geschichtsforschung und die Geschichtschreibung zu seiner Ehre kaum zuviel tun." Es waren jedoch Erwägungen anderer Art, die mich zu dem Wagnis verleiteten, mit einer neuen Lebensbeschreibung des hl. Bonifatius an die Öffentlichkeit zu treten.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert schrieb Bernhard v. Simson in der Einleitung zu seiner Übersetzung der Vita Bonifatii von Willibald: „Erst wenn die Bonifazische Briefsammlung kritisch gesichtet und chronologisch geordnet vorliegt, wird für die Geschichte des hl. Bonifatius überhaupt und also auch für das Verständnis und die Beurteilung seiner ältesten Biographie eine völlig sichere Grundlage gewonnen sein." Diese überaus verdienstvolle Arbeit ist seitdem geschehen: von Philipp Jaffé im Jahre 1866 in Angriff genommen, wurde sie in jüngster Zeit von Professor Michael Tangl zu einem glücklichen Ende geführt. Nach dem Erscheinen der Tanglschen Ausgabe war eine auf den Ergebnissen der neuesten Forschungen aufgebaute Bonifatius-Biographie geradezu eine Notwendigkeit geworden. Teils durch alte Liebe und Begeisterung für die Heldengestalt des Apostels der Deutschen angetrieben, teils durch

B 5 33

11225

wohlwollende Freunde aufgemuntert, faßte ich den Entschluß, mich an das schwierige, aber dankbare Unternehmen zu wagen — mit welchem Erfolg, das mögen andere beurteilen.

Obgleich das vorliegende Werk auch für weitere Kreise bestimmt ist, glaubte ich doch nicht von Quellenangaben und literarischen Anmerkungen absehen zu dürfen; jedem ist dadurch die Möglichkeit geboten, dem Lebensbild Schritt für Schritt prüfend nachzugehen. Die Bonifatius-Literatur ist in den letzten Jahrzehnten so beträchtlich angewachsen, daß es geraten schien, in einem Anhang eine planmäßige, mit kurzen kritischen Bemerkungen versehene Übersicht zu geben. Auf unbedingte Vollständigkeit macht sie keinen Anspruch; nur was in irgendeiner Beziehung wichtig ist, wurde aufgenommen. In einem andern Anhang sind einige „Bonifatiusfragen" erörtert, und zwar so eingehend, wie es der zu Gebote stehende Raum erlaubte.

Bis tief ins Mittelalter hinein hegten unsere Vorfahren eine außerordentliche Wertschätzung für das Leben und Wirken des hl. Bonifatius. Er war im besten Sinne des Wortes ein volkstümlicher Heiliger. „Nicht nur das Volk wallfahrte in großen Scharen aus allen Gegenden Deutschlands zum Grabe seines Apostels, auch zahlreiche Äbte und Bischöfe, Mitglieder des Adels und des Fürstenstandes, selbst Könige und Kaiser sehen wir öfters nach Fulda pilgern, um an der letzten Ruhestätte des Märtyrers zu beten und reiche Geschenke auf seinem Altare niederzulegen" (G. Richter). Dieser allgemeinen Verehrung hat einer von Deutschlands größten Söhnen, Hrabanus Maurus, Ausdruck verliehen in einem Lobhymnus, der in den begeisterten Worten ausklingt:

Martyrio decorat quidquid Germania nutrit,
Et proprio sobolem martyrio decorat.
O patria, o populus, tanto ditata patrono,
Per quem vita venit, o patria, o populus.
Dignaque quae fueras, o terque quaterque beata,
Praesule hocque regi dignaque quae fueras.

Mögen diese Blätter, wenn auch nur in bescheidenem Maße, dazu beitragen, etwas von dieser innigen, dankbaren Liebe für den Märtyrer-Apostel Deutschlands im Herzen unseres Volkes wieder zu entfachen. Einen schöneren Lohn für seine Mühen könnte sich der Verfasser nicht wünschen.

Allen, die mir durch Rat und Tat zur Hand gingen, spreche ich auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aus. Besonders verpflichtet bin ich Herrn Prof. Dr. Michael Tangl (Berlin), der mir gütigst gestattete, seine Übersetzung der wichtigsten Bonifatius-Briefe ausgiebig zu benutzen.

St. Paulusstift, Queichheim i. d. Pfalz,
am Feste des hl. Bonifatius 1921.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort III
Bilderverzeichnis XII

Erster Teil.

Der Benediktinermönch.

1. Kapitel. Die Bekehrung der Angeln und Sachsen 1
2. Kapitel. Wynfrids Jugendjahre 8
1. Im Elternhaus 8
2. In den Vorhöfen des Herrn 11
3. Kapitel. Wynfrid in Nhutscelle 15
1. Die erste Blüte mittelalterlicher Bildung . 15
2. Schüler und Lehrer 20
3. Priesterweihe und erstes öffentliches Auftreten . 24
4. Missionsberuf 25
4. Kapitel. Wynfrids erste Friesenfahrt. 716 . . 27
1. Friesland und die ersten Friesenmissionare . 27
2. Mißglückter Missionsversuch 33
3. Der Mönch von Wendlock 34
4. Rückkehr in die Heimat 37
5. Kapitel. Neue Pläne 38

Zweiter Teil.

Der apostolische Missionar.

1. Kapitel. Die apostolische Sendung. 719 . . 45
1. In der Ewigen Stadt 45
2. Apostolische Vollmacht und Sendung . . 48
2. Kapitel. In Thüringen und Friesland. 719—721 52
1. Umschau in Thüringen 52
2. Lehrjahre in Friesland 56
3. Kapitel. Missionsarbeit im Lahn- und Hessengau. 721—722 59
1. Bonifatius und der kleine Gregor . . . 59
2. Missionserfolge im Lahngau 61
3. An der Sachsengrenze 62

Dritter Teil.

Missionsbischof und Erzbischof.

		Seite
1. Kapitel.	Bischofsweihe und Treueid. 722	65
	Anweisungen und Empfehlungen	69
2. Kapitel.	Vollendung des Bekehrungswerkes in Hessen. 723—724	72
	1. Unter Karl Martells Schutz	72
	2. Neue Erfolge in Hessen	74
	3. Anleitung für die Heidenbekehrung	76
	4. Fällung der Donareiche	80
3. Kapitel.	Aufbau in Thüringen. 725—731	83
	1. Kämpfe	83
	2. Ohrdruf	88
	3. Gewissensängste	89
	4. Tod Gregors II.	91
4. Kapitel.	Bonifatius als Erzbischof. 732—738	92
	1. Bonifatius empfängt das Pallium	92
	2. Zuzug aus der Heimat	94
	3. Lioba und ihre Gefährtinnen	98
5. Kapitel.	Erweiterung des Arbeitsfeldes. 734 bis 735	106
	1. Dunkle Stunden	106
	2. Das Christentum in Bayern	109
	3. Bonifatius in Bayern	112

Vierter Teil.

Der päpstliche Legat.

1. Kapitel.	Dritte Romreise. 737—738	114
	1. Neue Missionspläne	114
	2. Neue Aufträge	115
	3. Neue Mitarbeiter	119
2. Kapitel.	Bistumsgründungen. 738—741	124
	1. Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Bayern	124
	2. Der Tod des hl. Willibrord	130

		Seite
	3. Gregor III. und Karl Martell	132
	4. Bistumsgründungen in Hessen und Thüringen	134
3. Kapitel.	Reform der Kirche im ostfränkischen Reich	135
	1. Die religiösen Zustände im Frankenreich	138
	2. Rom und die Franken	144
	3. Die erste deutsche Kirchenversammlung	145
4. Kapitel.	Durchführung der Reform	152
	1. Gefahren und Hindernisse	152
	2. Rat und Trost	153
	3. Die Synode von Estinnes	160
5. Kapitel.	Bayerische Angelegenheiten. 743	163
	1. Ein peinlicher Zwischenfall	163
	2. Eichstätt. Willibald, Wynnebald und Walburga	166
6. Kapitel.	Kirchliche Reform in Neustrien. 743—744	170
	1. Die Synode von Soissons	171
	2. Der Kampf mit den Gegnern. Aldebert und Klemens	175
7. Kapitel.	Fortsetzung des Kampfes mit den Gegnern	182
	1. Gewilip von Mainz	182
	2. Die fränkische Generalsynode von 745	184
	3. Ausgang des Kampfes mit den Gegnern	185
8. Kapitel.	Die Gründung Fuldas. 742—744	189

Fünfter Teil.

Bischof von Mainz und Märtyrer.

1. Kapitel.	Bonifatius wird Bischof von Mainz	200
	1. Die fränkischen Bischöfe und die Einheit der Kirche	202
	2. Karlmanns Abdankung	205
2. Kapitel.	Bonifatius und Virgil von Salzburg. 746—748	209
3. Kapitel.	Bonifatius und die angelsächsische Kirche	217
	1. Mahnschreiben an König Äthelbald von Mercia	217

		Seite
	2. Bonifatius und Cudberth von Canterbury	228
	3. Andere angelsächsische Korrespondenten	232
4. Kapitel.	Bonifatius und König Pippin	234
	1. Thronwechsel im Frankenreich	234
	2. Gewissenserforschung	236
	3. Sorge um die Seinen	240
	4. Ein kühner Entschluß	243
5. Kapitel.	Letzte Friesenfahrt und Märtyrertod. 754	246
	1. Abschied	246
	2. Am Zuidersee	247
	3. Winterrast in Utrecht	248
	4. Die Todesfahrt	249
	5. Übertragung der Leiche nach Utrecht, Mainz und Fulda	252
6. Kapitel.	Geschichtliche Bedeutung des hl. Bonifatius. Sein Charakter	254

Nachwort.

Die Verehrung des hl. Bonifatius 265

Anhang.

I. Einige Bonifatiusfragen.

1.	Zur Chronologie der Jugendjahre	271
2.	Witenagemot und Synode von Brentford	272
3.	Bonifatius und Willibrord	273
4.	Familiaritas Sanctae Sedis	275
5.	Die Donareiche von Geismar	275
6.	a) Die geistliche Verwandtschaft als Ehehindernis	276
	b) Ein schwieriger Ehefall	276
7.	Wer waren die Nistresi, Vorthari und Suduodi?	277
8.	Bonifatius und der Sachsenzug von 738	278
9.	Der hl. Willibald und die Bistümer Erfurt und Eichstätt	280
10.	Karlmann und das Concilium Germanicum	280
11.	Das Bistum Neuburg	281

Seite

12. Die Echtheit der Vita Sturmi von Eigil . . . 282
13. War Bonifatius Erzbischof von Mainz? . . . 283
14. Die Bonifatiusgruft in Fulda 283
15. Die Kirche zu Dokkum 283

II. Quellen und Literatur.

1. Schriften des hl. Bonifatius 284
2. Die Vita Bonifatii von Willibald 286
3. Die jüngeren Viten 287
4. Andere Quellen 288
5. Neuere Lebensbeschreibungen 289
6. Studien über Einzelfragen 290
7. Allgemeine Werke 296
8. Gedichte 297

Register 299

Bilderverzeichnis.

Seite

Bonifatius fällt die Donareiche. Nach einer Radierung von Ch. B. Rode (1781) Berlin, Kupferstichkabinett (Titelbild)

Abfahrt des hl. Bonifatius nach Rom. Gemälde von Heinrich v. Heß. München, Bonifatiusbasilika . . . 48

Bonifatius predigt den Germanen. Gemälde von Heinrich v. Heß. München, Bonifatiusbasilika . . . 49

Anfang der Rätselgedichte (Aenigmata de Virtutibus et Vitiis) des hl. Bonifatius, mit Übersetzung. Stiftsbibliothek, Einsiedeln 96

Ph. Veit: Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum. Frankfurt a. M., Städelsches Institut. Phot. Bruckmann, München 160

Ragyndrudis-Kodex: a Vorder-, b Textseite. 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts. Phot. Mollenhauer, Fulda . . 161

Martertod des hl. Bonifatius. Gemälde von Heinrich v. Heß. München, Bonifatiusbasilika. Stich von J. Burger aus Fr. Gypens Kunstverlag, München 248

Streit der Mörder an der Leiche des hl. Bonifatius. Gemälde von Alfred Rethel 249

Altar der Bonifatiusgruft zu Fulda. Mittelstück. Phot. Mollenhauer, Fulda 266

Bonifatius-Reliquien in der Gruft des Domes zu Fulda. Phot. Mollenhauer 267

Erſter Teil.

Der Benediktinermönch.

Erſtes Kapitel.

Die Bekehrung der Angeln und Sachſen.

Schon Julius Cäſar hatte verſucht, Britannien zu erobern; doch erſt um die Mitte des 1. Jahrhunderts nach Chriſtus faßten die Römer feſten Fuß auf der Inſel. Fünfzig Jahre ſpäter war das ganze Land bis zum Firth of Forth römiſche Provinz. Allzuviel Freude hatten die Eroberer aber nicht an ihrem mit Strömen von Blut erkauften Beſitztum. Schon zu Hadrians Zeiten mußten ſie eine mächtige Mauer errichten, um ihre neuen Untertanen gegen die Einfälle der kriegeriſchen Pikten des Nordens zu ſchützen. Schwerer noch war es, den feindlichen Anſtürmen zur See mit Erfolg zu begegnen. Während nämlich die Weſtküſte den Angriffen der Iren ausgeſetzt war, bedrohten Scharen germaniſcher Seeräuber, Angeln, Sachſen und Jüten aus Schleswig-Holſtein und von der Nordſeeküſte, den Oſten und Süden der Inſel. Seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts nahmen dieſe Heimſuchungen immer größeren Umfang an. Als dann zu Beginn des 5. Jahrhunderts die Römer ihre Truppen aus Britannien zurückzogen, um Italien gegen die Weſtgoten zu verteidigen, waren die Briten den Angriffen ihrer Feinde ſchutzlos preisgegeben. In ihrer Verzweiflung beſchloſſen die britiſchen Fürſten, die Deutſchen als Bundesgenoſſen gegen ihre übrigen Feinde in Sold zu

nehmen und räumten ihnen die Insel Thanet an der Ostspitze von Kent zur Niederlassung ein (428). Doch kaum waren die Pikten über die Römermauer zurückgejagt, da drohte Gefahr von den Deutschen selbst. Verstärkt durch neue Scharen aus der Heimat, drangen die Angeln und Sachsen immer weiter ins Innere Britanniens vor. Trotz tapferer Gegenwehr wurden die Briten allmählich verdrängt, vernichtet oder verknechtet; nur in den Bergen von Wales, Cornwall und Schottland konnten sie ihre Unabhängigkeit behaupten. Auf den Trümmern der römischen Städte und Kolonien richteten die Eroberer nach und nach sieben Königreiche ein: Kent, Sussex und Wessex im Süden; Ostanglien und Essex im Osten; Northumberland im Norden und Mercia in der Mitte. Sogar seinen alten Namen hatte Britannien eingebüßt: aus dem Lande der Briten war das Land der Angeln, England, geworden.

Aber noch eine andere Umwandlung hatte stattgefunden. Die Briten waren seit dem Ausgang des 3. Jahrhunderts zum größten Teil Christen; während der diokletianischen Verfolgung war ihr Land von Märtyrerblut befruchtet worden; drei ihrer Bischöfe hatten die Beschlüsse der wichtigen Synode von Arles (314) unterzeichnet; aus ihrem Schoße war der hl. Patrick, der große Apostel Irlands, hervorgegangen; trotz der pelagianischen Irrlehre konnten sie mit Stolz auf ihre christliche Vergangenheit zurückblicken. Die germanischen Eroberer dagegen waren und blieben Heiden. Erst anderthalb Jahrhunderte nach ihrer Ankunft in Britannien wurde der erste Versuch gemacht, sie für das Christentum zu gewinnen. Das Verdienst, das Bekehrungswerk in die Wege geleitet zu haben, gebührt einem Nachfolger des Apostelfürsten, dem hl. Gregor dem Großen (590—604). Was

ihn veranlaßte, sich dieses verlorenen Postens der Kirche anzunehmen, hat uns der hl. Beda in seiner Kirchengeschichte des Angelnvolkes erzählt.

Eines Tages hatten fremde Kaufleute vielerlei Waren auf den Markt in Rom gebracht, und viel Volk war zusammengeströmt, um einzukaufen, unter ihnen auch Gregor. Da sah er auch Knaben zum Verkauf ausgestellt, die sich durch Schönheit und edle Haltung auszeichneten. Als er auf seine Frage erfuhr, daß sie Angeln seien, rief er aus: „Wohl, sie sollten der Engel (angeli) Genossen im Himmelreich sein, denn sie haben ein Engelangesicht." Er erfuhr den Namen ihrer Heimatprovinz, Deira. De ira eruti, von dem Zorn Gottes errettet und zur Barmherzigkeit Christi berufen, entgegnete Gregor. Und als sie ihren König Aella nannten, spielte er auf den Namen an und sprach: „Alleluja, das Lob Gottes, der die Welt erschaffen, soll in jenen Landen gesungen werden!" Dann begab er sich zum Heiligen Vater — er selbst war damals noch nicht Papst — und bat, er möchte doch zu dem Volke der Angeln nach Britannien einige Diener des Wortes schicken, durch die sie zu Christus bekehrt würden. Er selber sei bereit, mit Gottes Hilfe an dieses Werk zu gehen. Aber weder der Papst noch die Bürger Roms konnten seiner damals entbehren, und so mußte er seinen Plan aufgeben. Als er aber später selbst Papst wurde, fand er Mittel und Wege, das langersehnte Werk zu vollbringen.

Im Jahre 596, nach sorgfältiger Vorbereitung, sandte er den Benediktinerprior Augustinus mit vierzig Mönchen nach England, um das Bekehrungswerk zu unternehmen. Die Glaubensboten nahmen ihren Weg durch Gallien. Den Winter verbrachten sie im nordfränkischen Küstengebiet, wo

sich Augustinus auf Geheiß des Papstes die Bischofsweihe erteilen ließ[1]. Darauf durchfuhren sie den Kanal und landeten auf der Insel Thanet, die zum Königreich Kent gehörte. Ihren Landungsplatz hatten sie mit kluger Berechnung gewählt. Ethelbert, der damals über Kent herrschte, war nicht nur der mächtigste der angelsächsischen Könige[2], sondern hatte auch eine Christin, die fränkische Königstochter Berta, zur Gemahlin: man durfte voraussetzen, daß er dem Christentum nicht feindlich gesinnt sei. Ethelbert gewährte denn auch sofort den Mönchen eine Unterredung, gestattete ihnen ohne weiteres in seinem Lande zu predigen und sorgte selber für ihren Lebensunterhalt. Zum Gottesdienst überließ er ihnen eine aus der Römerzeit stammende Kirche außerhalb der Mauern seiner Hauptstadt Canterbury. Das Bekehrungswerk schritt rasch voran. Noch vor Ablauf des Jahres ließ sich Ethelbert selbst taufen, und Tausende von seinen Untertanen folgten seinem Beispiel.

Nach diesem vielversprechenden Anfang verbreitete sich die christliche Lehre schnell über ganz Kent und drang bald auch in das benachbarte Königreich Essex ein, wo Sabert, ein Neffe Ethelberts, herrschte. Überall wurden neue Kirchen errichtet, die zerfallenen und entweihten wiederhergestellt und die heidnischen Kultstätten, wo es anging, dem Gottesdienste nutzbar gemacht. In Canterbury, London und Rochester schlugen Bischöfe ihre Sitze auf; im Schatten der Domkirchen erhoben sich schlichte Klöster, wo die Jugend des Landes in den heiligen Wissenschaften unterrichtet wurde. Als Augustin im Jahre 605 starb, hatte der Same des

[1] Greg., Reg. 8, 4, 29.

[2] Als Oberkönig führte er den Titel: Bredwalda.

Wortes Gottes, den seine Hand ausgestreut, in dem guten Erdreich bereits feste Wurzel geschlagen und wuchs herrlich empor. Doch die junge Pflanze mußte noch manchen rauhen Sturm überstehen, bis sie zu einem lebensfähigen Baume wurde. Viel hing von dem Eifer und der Klugheit der Glaubensboten ab, viel aber auch von dem guten Willen der Herrscher. Ein schlechter König vernichtete nicht selten an einem Tage die Missionsarbeit vieler Jahre, wie das in Kent und Essex unter den heidnischen Nachfolgern der ersten christlichen Könige der Fall war. In Kent war der Abfall glücklicherweise nicht allgemein, und es gelang dem hl. Laurentius, dem Nachfolger des hl. Augustinus, König und Volk bald wieder zu gewinnen; die Ostsachsen dagegen verschlossen sich bis zum Jahre 653 hartnäckig gegen alle Bekehrungsversuche.

Die Verluste der Kirche im Süden wurden einigermaßen aufgewogen durch wichtige Gewinne im Norden. Im Jahre 627 gelang es dem hl. Paulinus nach jahrelangen fruchtlosen Bemühungen, König Edwin von Northumberland mit einem beträchtlichen Teile seines Volkes zu bekehren. Aber schon 633 machten der heidnische König Penda von Mercia und der mit ihm verbündete Brite Cadwallon Edwins Herrschaft ein Ende: Paulinus mußte fliehen; das Heidentum gewann wieder die Oberhand. Das Christentum war im wesentlichen auf das kleine Königreich Kent beschränkt. Die Bekehrungsarbeit schien hoffnungslos ins Stocken geraten zu sein. Doch um diese Zeit wurden die Reihen der entmutigten Missionare durch frische Kräfte von auswärts gestärkt. Irisch-schottische Mönche aus dem berühmten Kloster des hl. Kolumba auf der Insel Jona griffen in das Bekehrungswerk ein und gaben ihm neuen Schwung.

Sie waren auf Einladung des heiligmäßigen Königs Oswald, Edwins Nachfolger in Northumberland, der die Briten und Mercier aus dem Lande vertrieben hatte, nach England gekommen (635). Die einsame Insel Lindisfarne in der Nordsee, wo sie ihr erstes Kloster errichteten, wurde bald der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens und der Missionstätigkeit für ganz Nord- und Mittelengland. Beda, obgleich mit ihren religiösen Eigenarten keineswegs einverstanden, spendet den irischen Mönchen, besonders ihren großen Führern Aidan und Finan, das höchste Lob. „Sie dienten nur Gott und nicht der Welt", sagt er; „sie hatten kein Geld, sondern nur einiges Vieh, und was sie an Geld von den Reichen empfingen, verteilten sie sogleich unter die Armen oder verwandten es zum Loskauf von Sklaven." Sie hielten sich weniger als die römischen Glaubensboten an die Könige und die Großen; gewannen aber dafür um so leichter die Massen des Volkes. Ihre Erfolge entsprachen ihrem apostolischen Eifer. In kurzer Zeit vollendeten sie die Bekehrung Northumberlands, gewannen Essex wieder für den Glauben und drangen erfolgreich in Mercia ein, das bis dahin das Hauptbollwerk des Heidentums gewesen war.

Während die Iren Nord- und Mittelengland für Christus eroberten, war ein römischer Missionar, namens Birinus, mit nicht geringerem Eifer und Erfolg in Wessex tätig[1]. Er war auf den Wunsch des Papstes Honorius im Jahre 635 nach Britannien gekommen. Dem Papste hatte er versprochen, „in den entlegensten Teilen des Gebietes der Angeln, wohin noch kein Lehrer des Evangeliums vorgedrungen war, die heilige Saat des Glaubens auszustreuen"; als er jedoch

[1] Beda, Hist. eccl. 3, 7.

an der Küste von Wessex landete und die dortigen Bewohner noch alle in der tiefsten Nacht des Heidentums fand, glaubte er seinem Gelöbnis zu genügen, indem er sich ihrer Bekehrung widmete. Der Erfolg war rasch und vollständig: bei seinem Tode im Jahre 650 war das ganze Land dem Christentum gewonnen. Auch aus dem Frankenreich, wo das Mönchtum und das kirchliche Leben unter dem Einfluß des hl. Kolumban und seiner Hauptgründung Luxeuil, einen großartigen Aufschwung genommen hatte, zogen Missionare nach Britannien. Der bekannteste unter ihnen ist der Burgunder Felix, der den Ostangeln das Evangelium predigte und musterhafte Schulen gründete.

Die Südsachsen verdankten ihre Bekehrung dem Missionseifer des hl. Wilfrid von York, der sich im Jahre 681 unter ihnen aufhielt und mehrere Priester in ihrem Lande zurückließ. Mit den Südsachsen war der letzte germanische Stamm Britanniens im wahren Glauben geborgen. In kaum mehr als achtzig Jahren nach der Ankunft der ersten Glaubensboten war Gregors heißer Wunsch in Erfüllung gegangen: das ganze Volk der Angeln war erkauft, nicht für einen irdischen Herrn, sondern für Christus.

Das Geschenk, das es von Rom empfangen, gab das junge Christenvolk reichlich zurück. Kaum hatte es selbst geordnete kirchliche Zustände, da entsandte es auch schon Glaubensboten zu den heidnischen Volksgenossen auf das Festland. Ihr Andenken, die Namen eines Wictbert, Willibrord, Ewald, Suitbert mit ihren zahlreichen Gefährten, werden heute noch von unserem Volke in Ehren gehalten. Der größte aus dieser Heldenschar aber war der glorreiche Apostel und Martyrer Wynfrid-Bonifatius, dessen Leben die nachstehenden Blätter schildern wollen.

Zweites Kapitel.

Wynfrids Jugendjahre.

1. Im Elternhaus.

Die Nachrichten über Wynfrids erste Lebensjahre fließen sehr spärlich. Weder sein Geburtsjahr noch sein Geburtsort sind genau bekannt. Aus einzelnen Stellen seiner Briefe und der ältesten Lebensbeschreibungen hat man geschlossen, und wohl mit Recht, daß er im Königreich Wessex, im Süden des heutigen England, etwa um das Jahr 675 geboren wurde[1]. Eine örtliche Überlieferung nennt Crediton in Devonshire, 13 Kilometer nordwestlich von Exeter, als seinen Heimatsort. Seine Eltern hatten sich bereits zum Christentum bekehrt und machten ihrem Glauben alle Ehre. Über ihre Standesverhältnisse besitzen wir kein ausdrückliches Zeugnis; doch alles spricht dafür, daß sie zum angelsächsischen Adel gehörten[2] und sehr begütert waren.

Der kleine Wynfrid war ein gesunder, kräftiger Knabe, ausgestattet mit seltenen Vorzügen des Geistes und des Gemütes, die ihn zum ausgesprochenen Liebling der Familie machten. Es wird ausdrücklich betont, daß sein Vater ihn mehr als alle seine übrigen Söhne liebte und ihn zum Erben seiner Güter und seiner Stellung bestimmt hatte[3]. Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt. Der Herr hatte weit herrlichere Dinge für ihn bereitet als Ehren und Reich-

[1] Siehe Anhang I, 1.

[2] Martyrolog. Fuldense: Qui de Anglorum gente nobilem ducens originem. Vita Tertia Bonifatii 2 (ed. Levison), 79.

[3] Willibald, Vita Bonifatii 1 (ed. Levison), 4. Über Willibald s. Anhang II, 2.

tümer; und Wynfrid, so jung er auch war, schien sich dessen bewußt zu sein. Er war nicht wie andere Kinder. Sein Geist war allem Vergänglichen abgewandt, und schon im zartesten Kindesalter trug er sich mit dem Gedanken, sein Leben Gott zu weihen.

Die Mutter verwandte die größte Sorgfalt auf Wynfrids Erziehung, und zwar an erster Stelle auf seine Herzensbildung. Sie wird ihm wohl wenig von den Großtaten seiner heidnischen Vorfahren erzählt haben, von Hengist, Horsa und Cerdic und der Eroberung Britanniens, aber um so mehr von dem Heiland und seinen Aposteln, von den heiligen Männern, einem Augustinus, Birinus, Aidan, die freudig ihr fernes Heimatland verlassen hatten, um dem Sachsenvolke die Heilsbotschaft zu verkünden, und von den Königen und Königinnen des eigenen Landes, die von ihren Thronen gestiegen und Mönche und Nonnen und Heilige Gottes geworden sind. Diese Schilderungen christlichen Heldentums gaben seinem kindlichen Sehnen und Suchen eine bestimmte Richtung, und bevor er fünf Jahre alt war, hatte er bereits den Entschluß gefaßt, Mönch zu werden. Um diese Zeit bot sich ihm auch die Gelegenheit, echte Mönche zu sehen und sich nach Herzenslust mit ihnen zu unterhalten.

Es gab damals noch wenige Landgemeinden mit Pfarrkirchen und seßhaften Geistlichen. Die Priester wohnten in den Städten bei den Bischöfen oder, wenn sie Mönche waren, in ihren Klöstern. Von Zeit zu Zeit begaben sie sich, zu Pferde oder zu Fuß, in die umliegenden Ortschaften, um Gottesdienst abzuhalten, die Kranken zu besuchen und die heiligen Sakramente zu spenden[1]. Bisweilen mußten sie

[1] Vgl. Beda, Hist. eccl. 4, 25 und Vita Cudbercti c. 9.

tage- und wochenlang von ihren Wohnsitzen entfernt bleiben. In den Häusern des Landadels fanden sie dann gastliche Aufnahme.

Auf einer solchen Seelsorgsreise kamen einmal einige Priestermönche, wahrscheinlich Benediktiner, auch in Wynfrids Heimatort und wurden von seinen Eltern gastlich bewirtet. Der Kleine war über die Ankunft der Gäste entzückt. Ihre Kleidung, ihr ernstes und doch heiteres Benehmen, ihre Frömmigkeit, ihre offenbare Vorliebe für Kinder — alles dies zog ihn an, und er stand bald auf vertrautem Fuße mit ihnen. Gern weilte er in ihrer Mitte, unterhielt sich mit ihnen, soweit es sein kindliches Vermögen gestattete, über himmlische Dinge und ließ sich über den Weg zur Seligkeit belehren [1].

Der Verkehr mit den Mönchen bestärkte Wynfrid in seinem Vorhaben, sich so bald wie möglich den Gefahren der Welt zu entziehen. Endlich eröffnete er seinen Eltern seine Herzenswünsche: er wolle in einem Kloster erzogen werden, wolle Mönch, Priester, Glaubensprediger werden. Sein Vater war über diese Grillen, wie er die Klostergedanken nannte, nicht wenig aufgebracht; er schalt ihn tüchtig aus und suchte ihn teils durch Drohungen teils durch Schmeichelworte von seinem Vorhaben abzubringen. Er schilderte ihm in den lebhaftesten Farben die mannigfachen Vorteile, die das Leben in der Welt den Reichen und Vornehmen bietet, und verglich damit das entbehrungsreiche Los des Klosterbruders. Doch alle aufgewandte Mühe war umsonst. Wynfrid ließ sich nicht umstimmen; im Gegenteil, immer heißer wurde sein Verlangen, immer fester sein Ent-

[1] Willibald 1, 5.

schluß, sich den himmlischen Schatz zu erwerben. Um den Widerstand des Vaters zu brechen, nahm er seine Zuflucht zum Gebet; und Gott verließ seinen jugendlichen Streiter nicht in der Stunde des Kampfes. Des Kindes Wille war in diesem Falle Gottes Wille, gegen den sich Menschenkraft vergeblich sträubt. Das sollte auch der sächsische Edelmann erfahren. Nach einiger Zeit verfiel er nämlich in eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Er erkannte in der plötzlichen Heimsuchung die Hand Gottes und beschloß, ohne Zögern das Opfer zu bringen, das ihm bis dahin so unmöglich geschienen. Sobald er das Krankenbett verlassen konnte, versammelte er seine Verwandten zu einem Familienrat und überlegte mit ihnen, welchem Kloster er den Knaben anvertrauen sollte. Man entschied sich für die Benediktinerabtei Exeter, wahrscheinlich weil sie in der Nähe lag und der Abt ein Freund der Familie war[1].

2. In den Vorhöfen des Herrn.

Wynfrid war kaum sieben Jahre alt, als er von einigen Freunden seines Vaters nach Exeter gebracht und dem frommen Abt Wolfhard vorgestellt wurde. Trotzdem trugen die Mönche kein Bedenken, einen Postulanten aufzunehmen, der so deutliche Kennzeichen eines wahren Berufes an den Tag legte. Übrigens war es damals nichts Ungewöhnliches und auch durch die Regel des hl. Benedikt ausdrücklich gestattet, daß noch jüngere Knaben dem Kloster verlobt wurden. Die feierliche Einsegnung des neuen Novizen fand während der heiligen Messe statt in Gegenwart der ganzen Klostergemeinde. Die vorgeschriebene Zeremonie war einfach, aber doch ge-

[1] Ebd. 1, 6.

eignet, tiefen Eindruck auf den Knaben selbst wie auf alle Anwesenden zu machen. „Will ein Vornehmer", sagt der hl. Benedikt, „seinen Sohn Gott im Kloster darbringen, und ist der Knabe noch minderjährig, so stellen die Eltern eine Bittschrift (Profeßurkunde) aus, hüllen die Urkunde und die Hand des Knaben zugleich mit dem Opferbrote in das Altartuch und bringen ihn so (im Beisein von zwei Zeugen) dem Herrn als Opfergabe dar. Was ihr Vermögen betrifft, so müssen die Eltern in der erwähnten Urkunde eidlich versprechen, weder selbst noch durch Mittelspersonen, noch sonst auf irgendeine Weise ihrem Sohne jemals etwas zu schenken oder auch nur die Möglichkeit zu bieten, etwas zu besitzen. So werde allem vorgebeugt, damit dem Knaben keinerlei Aussicht bleibe, die ihn blenden und ins Verderben stürzen könnte."[1] Nachdem er den Segen des Abtes empfangen hatte, legte der Knabe die Weltkleider ab und zog das schlichte Ordensgewand an: einen Hemdrock aus naturfarbiger Wolle und ein mantelartiges, ärmelloses Obergewand mit einer Kapuze.

So hatte Wynfrid von der Welt und all ihren Freuden Abschied genommen und sein junges Leben unwiderruflich dem himmlischen König geweiht. Er konnte niemals das Erbe seines Vaters antreten; aber der Gewinn war unendlich größer als der Verlust; hatte er doch als „Anteil seines Erbes und seines Bechers" den erwählt, der gesagt hatte: „Jeder, der Häuser, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter, Kinder oder Äcker verläßt, soll viel mehr erhalten und das ewige Leben erben" (Matth. 19, 29).

[1] Regula S. Benedicti c. 59. Vgl. Seidl, Die Gottverlobung von Kindern oder De pueris Oblatis, eine kirchengeschichtl. Untersuchung. München 1872.

Unter Abt Wolfhards weiser und sorgsamer Leitung verbrachte Wynfrid die Kindheit seines Ordenslebens. Es waren selige Kinderjahre wie die des Knaben Samuel im Schatten des Tabernakels, wie die des jungen Joas im Tempel zu Jerusalem, die der Dichter so schön besingt:

„Beglückt das Kind, vom Herrn geliebt,
O tausendfach beglückt zu preisen,
Das seinem Rufe Folge gibt,
Das selbst der Herr geruht zu unterweisen.
Fern von der Welt von frühster Jugend an,
Geschmückt mit allen Himmelsgaben,
Erblüht es, und auf seine Unschuld kann
Des Lasters Anblick keinen Einfluß haben.
So sproßt, vor Nordwinds Wut bewahrt,
Am klaren Bach im Talesschatten,
Ein Liebling der Natur, so zart,
Die junge Lilie auf den stillen Matten."
(Racine, Athalia 2, 9.)

In den Benediktinerklöstern wurden die kleinen Novizen mit aller Sorgfalt erzogen. So hatte es der heilige Ordensstifter befohlen. Von den älteren Mönchen, denen ihre Überwachung oblag, sollten sie zwar streng, aber doch stets vernünftig und maßvoll behandelt werden. Wer sich gegen sie zum Zorne hinreißen ließ oder sie ohne Ermächtigung schlug, wurde selbst bestraft. Die Knaben schliefen mit den älteren Brüdern in einem Schlafsaal. Um die Aufsicht zu erleichtern, brannte bis zum Morgen ständig ein Licht. Auf das gegebene Zeichen mußten sich alle sofort erheben und sich ernst und bescheiden zum Gottesdienst vorbereiten. Im Chor, bei Tisch, auf Spaziergängen, überhaupt zu jeder Zeit und an allen Orten standen die Kinder unter Aufsicht. Beim Chorgebet wurde auf demütige und ehrfürchtige Haltung

gesehen, wie es sich im Angesichte Gottes und der Engel geziemte. Beim gegenseitigen Verkehr wurde auf Höflichkeit und bereitwillige Unterordnung das größte Gewicht gelegt. Die älteren Mönche mußten die jüngeren „Brüder" nennen, die jüngeren aber die älteren stets mit dem Namen nonnus anreden, was so viel heißt wie „ehrwürdiger Vater".

Um den Müßiggang, diesen tückischen Feind der Seele, wirksam zu bekämpfen, wurden die Knaben den ganzen Tag beschäftigt. Gebet und Gesang, Studium, Erholung und Handarbeit lösten einander ab. Was die Nahrung anlangte, so war für die Kinder die Regel nicht in ihrer ganzen Strenge bindend, vielmehr ließ man liebevolle Rücksicht gegen sie walten und gab ihnen schon vor der festgesetzten Zeit zu essen; auch wurden ihnen nur solche Arbeiten zugewiesen, die sie leicht verrichten konnten. Sie wurden aber keineswegs verwöhnt oder verzärtelt: Übertretungen der Regel wurden mit strengem Fasten oder „empfindlichen Streichen" bestraft.

Wynfrid beobachtete treu und pünktlich alle Vorschriften der Klosterregel. Er lernte mit großem Fleiß, gab sich aber ebenso eifrig den Übungen der Frömmigkeit hin. Die Früchte dieses zielbewußten Strebens blieben nicht aus. Gebet und Studium schützten ihn wunderbar, wie seine Mitschüler später versicherten, gegen die Einflüsterungen der Leidenschaft, so daß er alle fleischlichen Gelüste im Keim erstickte und die zarte Blume der Jugend, die heilige Unschuld, unversehrt bewahrte[1]. Seine Fortschritte in den verschiedenen Wissenszweigen waren so groß, daß er, kaum den Knabenjahren entwachsen, alles wußte, was ihm seine Lehrmeister zu

[1] Willibald 2, 8.

bieten hatten. Die Schule von Exeter scheint wissenschaftlich nicht ganz auf der Höhe gewesen zu sein. Es fehlte besonders an tüchtigen Lehrern der Heiligen Schrift; Wynfrid empfand diesen Mangel um so schmerzlicher, als die „göttliche Lesung", wie man das Schriftstudium nannte, schon damals seine tägliche Nahrung war[1]. Sollte seine immer reger werdende Begier nach höherer Erkenntnis und gründlicher Durchbildung befriedigt werden, so mußte er anderswohin ziehen. Mit Erlaubnis seines Abtes verließ er denn auch, vielleicht in seinem 17. oder 18. Lebensjahre, die traute Klosterzelle, worin er so viele glückliche Tage verlebt hatte. Zunächst besuchte er einige Schulen der Nachbarschaft[2]; dann begab er sich nach der Abtei Nhutscelle (Nursling) in der Grafschaft Southampton. Hier fand er, was er suchte: eine eifrige Klostergemeinde und eine blühende Bildungsanstalt.

Drittes Kapitel.

Wynfrid in Nhutscelle.

1. Die erste Blüte mittelalterlicher Bildung.

Der christliche Glaube war nicht das einzige, wenn auch das kostbarste Gut, das die Angelsachsen dem hl. Gregor dem Großen verdankten. Augustinus und seine Gefährten kamen nach Britannien nicht bloß mit Herzen voll Glaube und Liebe, sondern auch mit überlegenem Wissen in geistlichen und weltlichen Dingen, in Mathematik und Astro-

[1] Vgl. Bonif., Ep. 12 (ed. Tangl), 17.

[2] Siehe Anhang I, 1.

nomie, in Malerei und Baukunst, in Literatur, Dichtkunst und Gesang. Das gewann ihnen Ehrfurcht und Vertrauen und machte die rauhen Eroberer zu willigen Schülern.

Was Papst Gregor begonnen hatte, das setzten seine Nachfolger fort. Bonifaz V., Honorius und Martinus blieben in enger Fühlung mit England und unterstützten nach bestem Vermögen die mühevollen Arbeiten der Bischöfe und Priester für die Bekehrung und Hebung des Volkes. Der Papst jedoch, dem die angelsächsische Kirche nach Gregor dem Großen das meiste schuldete, war der hl. Vitalian. Er war es nämlich, der um das Jahr 668, also kurz vor der Geburt unseres Heiligen, den in Athen gebildeten Mönch Theodor von Tarsus und den gelehrten Afrikaner Hadrian über den Kanal sandte. Theodor wurde Erzbischof von Canterbury und Hadrian Abt des dortigen Petersklosters. Ausgezeichnet durch gründliche Kenntnisse auf allen Gebieten des Wissens, entfalteten beide eine großartige erzieherische Tätigkeit. Überall gründeten sie höhere Schulen, die Scharen von Lernbegierigen anzogen. „Wasser heilsamer Unterweisung", sagt Beda[1], „strömten aus ihnen hervor, um die Herzen ihrer Hörer zu befruchten." Viele von ihren Schülern wurden mit dem Lateinischen und Griechischen ebenso vertraut wie mit ihrer Muttersprache.

Rom und seine heiligen Stätten wurden nun mehr und mehr das Ziel der Sehnsucht der Angelsachsen. Zahlreiche Pilger zogen zu der Schwelle der seligen Apostel und brachten von dort nicht bloß fromme Entschlüsse und kostbare Reliquien zurück, sondern auch neue Kenntnisse und Anschauungen, reiche Bücher- und Kunstschätze. Einer dieser

[1] Hist. eccl. 4, 2.

Rompilger, Benedikt Biscop, wurde der Begründer der berühmtesten Bildungsanstalten des Nordens. Vor der Ankunft der fremden Lehrer war Benedikt Abt in Canterbury gewesen; aber er machte Hadrian Platz und begab sich mit seiner wertvollen Bücherei, seinen Gemälden und Paramenten, die Frucht langjähriger Reisen auf dem Festlande, nach Wearmouth in Northumberland, wo er eine Kirche und ein Kloster gründete. Einige Jahre später errichtete er ein zweites Kloster zu Jarrow und legte die Leitung in die Hände seines frommen und gelehrten Freundes Ceolfrid.

Dieser griechisch-römischen Bildung war bereits vorgearbeitet worden durch die irische. Irland war damals der Sitz einer blühenden Kirche, reich an Früchten der Heiligkeit, der gelehrten Bildung und des Seeleneifers. Viele Angelsachsen vom Adel wie vom niedern Volke gingen scharenweise hinüber nach der Grünen Insel, wo sie in den Klöstern und Klosterschulen die gastfreundlichste Aufnahme fanden. Aber die Irländer kamen auch gerne nach England, um das Evangelium zu predigen, Klöster zu gründen oder zu den Füßen Theodors und Hadrians zu sitzen. Einer von ihnen, der Mönch Mailduf, gründete um 670 eine Klause und Schule in Wessex, woraus das nachmals so berühmte Kloster Malmesbury entstand.

Aus dem sächsischen Boden, bearbeitet und bewässert von Römern, Griechen und Kelten, sproßte die erste Blüte mittelalterlicher Kultur hervor zu einer Zeit, wo die literarische Tätigkeit in den übrigen Ländern Europas bereits abgeblüht war. Die folgenden hundert Jahre kann man mit Fug und Recht das goldene Zeitalter der angelsächsischen Kirche nennen. „Niemals fürwahr", ruft Beda be-

geistert aus[1], „seitdem die Angeln nach Britannien kamen, hat es für sie glücklichere Zeiten gegeben. Sie hatten tapfere und dabei christliche Könige, die allen fremden Völkern Furcht einflößten. Aller Sehnen ging nach den ihnen jüngst verkündeten Wonnen des himmlischen Reiches, und wer in den heiligen Wissenschaften unterwiesen sein wollte, fand vortreffliche Lehrer, die ihn unterrichteten."

Zwei Heilige, Aldhelm und Beda, sind die Hauptvertreter der neuen Zeit. Aldhelm, ein Westsachse von königlicher Abstammung, studierte zuerst unter Mailduf in Malmesbury, dann unter Hadrian in Canterbury. Er war ein vielseitiger Geist, dem kaum ein Wissenszweig fremd war. Er hatte Sinn und Liebe „für die altchristliche wie für die heidnische Literatur, für die Heiligen der Bibel und der Legende wie für die Großen der Weltgeschichte, für die Regeln der Grammatik wie für die Kunst des Rechnens, für die Rätsel der Sterndeuterei wie für die Schwierigkeiten der Zeitrechnung, für das römische Recht wie für die Ideale, die man in den Nonnenklöstern pflegte"[2]. Zwei Jahrhunderte nach seinem Tode erklärte Alfred der Große ihn für den besten angelsächsischen Dichter. Seine Schreibweise, obwohl immer beredt und lebendig, ist leider nur zu oft durch Schwulst und allerhand Künstelei entstellt, was bei dem großen Ruf, den er allenthalben genoß, auf die zeitgenössischen Schriftsteller nachteilig wirkte.

In Beda, dem Schüler Ceolfrids und Benedikt Biscops, tritt uns ein vollkommenes Muster der äußeren Ruhe,

[1] Hist. eccl. 4, 2.

[2] Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I 415.

gepaart mit der regsten geistigen Tätigkeit des benediktinischen Lebens, entgegen. Sein reiches Wissen hat er in zahlreichen Werken niedergelegt; durch sie wurde er der Lehrer des ganzen Mittelalters. Seine Kirchengeschichte des Angelnvolkes, die ein so treues und liebliches Bild des kirchlichen Lebens in seinem Heimatlande entwirft, sichert ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Weltliteratur. Die Wahrheit ist ihm, wie er selbst sagt, „das Grundgesetz der Geschichte". Seine Sprache ist „ruhig und leidenschaftslos, der Ausdruck klar und gewandt, das Latein für jene Zeit von großer Reinheit". Überall in seinen Schriften offenbart sich ein umfassender Geist, eine vom Glanze der Heiligkeit verklärte Persönlichkeit.

Wie Theodor und Hadrian, so waren auch Aldhelm und Beda von einer Schar geistesverwandter Schüler und Freunde umgeben. Hervorragende Männer aus beiden Kreisen haben unmittelbar oder mittelbar auch in Wynfrids Leben eingegriffen. Um die Wende des 7. Jahrhunderts, vielleicht im Jahre 701 [1], trat Aldhelms Freund, der Priester Wynbercht, an die Spitze des Klosters Nhutscelle. Er war jahrelang Hofgeistlicher unter den westsächsischen Königen Caedwalla und Ini gewesen und wegen seiner klassischen Bildung und seiner schönen, deutlichen Schrift mit der Abfassung von Urkunden betraut worden. In der wissenschaftlichen Bewegung, die zu seiner Zeit Wessex durchdrang, spielte er eine bedeutende Rolle. Das Kloster Nhutscelle gelangte unter ihm zu hoher Blüte. Von allen Seiten strömten ihm Schüler zu. Hierhin trieb es auch den von Wissensdrang glühenden Wynfrid.

[1] Willibald 2, 9, not. 2.

2. Schüler und Lehrer.

In Nhutscelle fühlte sich Wynfrid heimisch und er war entschlossen, die Bildungsmöglichkeiten, die sich ihm so reichlich boten, voll auszunutzen. Wynbercht muß ein tüchtiger Lehrer gewesen sein; denn unter ihm erwarb sich Wynfrid eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Kenntnis der lateinischen Sprache und der übrigen Lehrgegenstände. Auch mit dem Griechischen hat er sich befaßt[1]; ob er es aber darin zu irgendeiner nennenswerten Fertigkeit brachte, läßt sich nicht mehr feststellen. Was seine Schreibweise betrifft, so stand er anfangs noch ganz im Banne Aldhelms; später aber streifte er den Schwulst und die Ziererei der Schulstube völlig ab und wurde ein „Mann der schlichten Worte und der kurzen Sätze". Eine besondere Vorliebe zeigte Wynfrid für die Dichtkunst. Sie war nicht nur eine Jugendliebhaberei; noch im Greisenalter, bei all seinen Hirtensorgen, verbessert er die Verse seiner Schüler und schließt einen Brief an den Papst mit einem poetischen Glückwunsch. Seine dichterischen Versuche sind keine Kunstwerke — sie leiden an all den Gebrechen der Schule Aldhelms —, aber was sie an Schönheit der Form entbehren, wird reichlich aufgewogen durch den hohen sittlichen Ton, der alles, was er geschrieben hat, durchdringt und veredelt.

Das Studium der weltlichen Wissenschaften war für Wynfrid nur Mittel zum Zweck: sie sollten ihm zum besseren Verständnis der Heiligen Schrift verhelfen und ihn so zur wahren Schönheit, zur göttlichen Weisheit führen. „Von Kindheit an bis zu den gebrechlichen Jahren des Alters", sagt Willibald von ihm[2], „ahmte er in erhabener Weise

[1] Vgl. Ep. 9, 5. [2] 3, 11 f.

die Weisheit der früheren Väter nach, indem er die mit heiligem Griffel niedergeschriebenen Worte der Propheten und Apostel, besonders aber, was das Evangelium von unserem Herrn Jesus Christus überliefert hat, täglich seinem Gedächtnis einprägte." Er suchte nicht nur den Wortsinn der Heiligen Schrift zu verstehen, sondern bemühte sich auch, in ihren dreifachen geistigen Sinn einzudringen. Sein ganzes Leben hindurch war das göttliche Wort „eine Leuchte seinen Füßen und ein Licht auf seinen Wegen" (Ps. 118, 105). Auf seiner letzten Missionsreise war die Bibel sein einziger Schatz. Nur einen Aufwand erlaubte er sich: die Briefe des hl. Petrus in schönen Goldbuchstaben zu besitzen, damit sie den Heiden und Neubekehrten Achtung und Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift einflößten.

Als Wynfrid den vorgeschriebenen Lehrgang durchgemacht hatte, vertraute ihm Wynbercht die Leitung der Klosterschule an[1]. Eifrig und gewissenhaft erfüllte der neue Meister die Pflichten seines verantwortungsvollen Amtes. Sein Ruf drang bald über die Klostermauern hinaus. Von allen Seiten eilten lernbegierige Jünglinge nach Nhutscelle und scharten sich um seinen Lehrstuhl. Sein bescheidenes und liebevolles Wesen gewann ihm die Herzen seiner Schüler, während ihm seine Festigkeit Achtung verschaffte und seine hohe Begabung Bewunderung hervorrief.

Zu Wynfrids Schülerkreis gehörten auch Frauen aus den höheren Ständen, Äbtissinnen und Nonnen. Die Regel erlaubte zwar nur brieflichen Verkehr, aber ihre Liebe zu ihm war nicht minder begeistert, ihre Verehrung nicht minder aufrichtig, als hätten sie zu seinen Füßen im Hör-

[1] Willibald 3, 9 f.

saal gesessen. Die Briefe, die uns erhalten sind, gewähren einen reizvollen Einblick in das Seelenleben dieser edlen Frauen. Ihr zarter Ton, ihre verbindliche und würdevolle Haltung bekunden eine wahre Kultur des Geistes und des Gemütes. Aus den Reihen dieser Frauen erstanden unserem Heiligen, wie wir sehen werden, die freudigsten und getreuesten Helferinnen: sie begleiteten seine ersten Schritte als Glaubensbote und bewahrten ihm zeitlebens eine dankbare und anhängliche Gesinnung.

Wynfrids Lehrtätigkeit erschöpfte sich nicht mit dem mündlichen Unterricht. Auf den Wunsch eines Schülers verfaßte er eine lateinische Grammatik und eine Abhandlung über die Verskunst. Es sind zwar recht bescheidene Leistungen, die jeder Ursprünglichkeit entbehren; doch zeigen sie uns, daß Wynfrid nicht bloß selbst die klassischen Studien schätzte und pflegte, sondern auch andern die Liebe zu ihnen einzuflößen wußte.

Durch Wynberchts Beziehungen zu hochgestellten Personen in Kirche und Staat wurde auch Wynfrid in diesen Kreisen bekannt. Mit Aldhelm scheint er engere Beziehungen unterhalten zu haben. In einem Brief an ihn aus dem Jahre 704 spricht Äthelbald, der nachmalige König von Mercia, von Wynfrid als ihrem „gemeinsamen Schützling" und widmet ihm ein Gedicht über eine „überseeische Pilgerfahrt"[1]. Aus dieser Zeit stammt auch Wynfrids Freundschaft mit seinem Diözesanbischof, dem weisen und edelmütigen Daniel von Winchester. Beda rühmt Daniel, mit dem er in regem wissenschaftlichen Verkehr stand, besondere Kenntnisse in kirchlichen Dingen nach; die noch

[1] Ehwald, Aldhelmi opera: M. G. Auct. ant. XV 495 520.

erhaltenen Briefe des Kirchenfürsten bestätigen dieses Lob. Doch nicht seine Gelehrsamkeit und seine außergewöhnliche Verwaltungsgabe sichern ihm einen Platz im Gedächtnis der Nachwelt, sondern daß er bis zum Ende seines langen Lebens den Apostel der Deutschen in uneigennützigster Weise mit Rat und Tat unterstützte.

Wynfrids Leben in Nhutscelle war reichlich mit Arbeit ausgefüllt. Lehren und Schreiben waren nur ein Teil seines Tagewerkes. Nachdem er die Diakonatsweihe erhalten hatte, trat er auch häufig als Verkündiger des Wortes Gottes auf und gewann bald den Ruf eines tüchtigen Predigers. An seinem Vortrag bewunderte man vor allem die kräftige Sprache und die passenden Bilder und Gleichnisse. In seinen Unterweisungen, sagt Willibald[1], vereinigte er Ernst und Milde so schön, daß sein Tadel nie ohne Milde war, seiner Milde es nie an Ernst und Nachdruck gebrach; entbrannte er in Eifer, so besänftigten doch wieder Liebe und Freundlichkeit die heilige Glut. Er machte keinen Unterschied zwischen Reichen und Armen, Freien und Knechten; sondern nach dem Worte des Apostels wurde er allen alles, um alle zu erretten (1 Kor. 9, 22).

Indes weder seine eigenen Studien noch seine Pflichten als Lehrer und Kanzelredner hinderten Wynfrid, die Obliegenheiten eines Ordensmannes genau zu erfüllen. Freudig unterwarf er sich der Regel, wohnte dem Chorgebet auch zur Nachtzeit gewissenhaft bei und verrichtete, wie der jüngste und ungelehrteste Bruder, die vorgeschriebene Handarbeit. In Wort und Wandel, in Glauben und Zucht, in Selbstlosigkeit und Nächstenliebe war er allen ein lebendiges

[1] 3, 12.

Vorbild. Die Erfüllung des Buchstabens der Regel genügte ihm keineswegs. Das zeigte er ganz besonders in einem Punkte. Der hl. Benedikt erlaubt seinen Mönchen den mäßigen Genuß des Weines, bemerkt aber: „Wem Gott die Kraft verleiht, sich des Weines ganz zu enthalten, der wisse, daß er besondern Lohn empfangen wird.“[1] Wynfrid faßte den edelmütigen Entschluß, diesem Rate des heiligen Stifters zu folgen und übte bis ans Ende seines Lebens vollständige Enthaltsamkeit von geistigen Getränken jeder Art.

3. Priesterweihe und erstes öffentliches Auftreten.

Als Wynfrid das kanonische Alter von dreißig Jahren erreicht hatte, wurde er durch Wahl des Abtes und der Brüder zu den heiligen Weihen zugelassen. In der damaligen Zeit wurde die Priesterwürde nur verhältnismäßig wenigen Ordensmännern verliehen, und zwar nur solchen, die sich durch Gelehrsamkeit und heiligen Lebenswandel auszeichneten. Für unsern Heiligen bedeutete also seine Berufung zum Altare eine öffentliche Anerkennung seiner Verdienste. Die Geschenke, die er bei dieser Gelegenheit von seinen Verwandten und Freunden empfing, verteilte er mit Zustimmung des Abtes unter die Armen und Notleidenden der Nachbarschaft. Die neue Würde war für ihn ein neuer Ansporn, noch entschlossener als bisher nach persönlicher Heiligkeit zu streben. Es schwebten ihm beständig die Worte des Völkerapostels vor: „Ich züchtige meinen Leib und mache ihn mir untertan, damit ich nicht, nachdem ich andern gepredigt habe, selbst verworfen werde“ (1 Kor. 9, 27).

[1] Reg. S. Bened. c. 40.

Wie groß das Ansehen war, das Wynfrid schon damals in seinem Vaterlande genoß, ersehen wir aus folgender Begebenheit. Einige Zeit nach seiner Weihe brach in Wessex ein Streit aus, der die Berufung einer Synode nötig machte[1]. Sie fand spätestens im Jahre 712 statt. Alle kirchlichen und weltlichen Würdenträger waren zugegen; auch König Ini wohnte den Sitzungen bei. Die Verhandlungen sind uns leider nicht erhalten geblieben; es wurden aber allem Anschein nach Fragen von größter Wichtigkeit besprochen, denn man sah sich gezwungen, den Rat und die Zustimmung des Erzbischofs Berchtwald von Canterbury einzuholen. Auf den Vorschlag der Äbte Wynbercht von Nhutscelle, Wintra von Tisbury und Beorwald von Glastonbury wurde Wynfrid einstimmig mit der Leitung der Verhandlungen betraut. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit großem Geschick. Schon nach wenigen Tagen brachte er eine durchaus befriedigende Antwort von Canterbury zurück, was große Freude bei den versammelten Vätern erregte und ihm den Dank des Königs einbrachte. Von nun an ward er auch des öftern zu den Beratungen der Bischöfe hinzugezogen. Wichtig für sein späteres Leben war es, daß er in Canterbury die Freundschaft des Erzbischofs gewann und mit dem Klerus der Metropolitankirche bekannt wurde.

4. Missionsberuf.

Wynfrid war eine weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus bekannte Persönlichkeit geworden. Von seinen Ordensbrüdern geliebt und verehrt, von seinen geistlichen und weltlichen Vorgesetzten hochgeschätzt, ein gefeierter und gesuchter Lehrer und Prediger, durch Freundschaft mit den

[1] Siehe Anhang I, 2.

besten und edelsten Männern und Frauen der Zeit verbunden, durfte er mit Sicherheit auf eine glänzende Zukunft in seinem Vaterlande rechnen. Allein er geizte nicht nach äußeren Ehren und Ehrenstellen; sein Sinn war schon längst auf Höheres gerichtet. Er fühlte sich berufen, seinen stammverwandten Brüdern auf dem Festlande, die noch in der Finsternis des Heidentums saßen, das Evangelium zu predigen. Wann dieses Verlangen ihn zum erstenmal erfaßte, wissen wir nicht. Schon als Kind hatte er seine helle Freude, wie wir sahen, an den Priester-Mönchen, die predigend das Land durchzogen. Später hatte er gewiß viel von seinen Landsleuten und Ordensbrüdern gehört, von Wilfrid und Willibrord, von Suitbert und Wictbert, die in fremde Lande gezogen und berühmte Glaubensprediger geworden waren, und von den beiden Ewalden, die die Krone des Martyriums erworben hatten. Freunde und Bekannte hatte er vielleicht unter den Missionaren, die alljährlich über das Meer fuhren, um den Heiden das Licht des Glaubens zu bringen. Was Wunder, wenn sein edles Priesterherz den nämlichen Trieb fühlte, der jene zum Wanderstab greifen ließ. Gleichviel, ob sein Entschluß, Heidenmissionar zu werden, die Folge ernster Betrachtungen in seiner Klosterzelle war, oder von außen zufällig angeregt wurde, er war ebenso ernst und aufrichtig wie sein früherer Entschluß, Mönch zu werden.

Wie damals, so ging es auch jetzt nicht ohne Widerspruch ab. Wynbercht, der seinem Kloster eine so tüchtige Kraft erhalten wollte, versagte anfangs seine Genehmigung. Doch als Wynfrid seine Bitten nachdrücklich wiederholte, gab er nicht nur nach, sondern half ihm auch mit der gesamten Klostergemeinde bei den Vorbereitungen zur Reise. Für das geistliche Rüstzeug sorgte Winfrid selbst. Zu dem

geistlichen Kampf, den er aufnehmen wollte, bedurfte er geistlicher Waffen, darunter als der wirkungsvollsten des Gebetes. Er war selber ein Mann des Gebetes und wußte, daß seine Mitbrüder Tag und Nacht den Himmel für ihn bestürmen würden; aber er wünschte noch mehr Fürbitter, ein ganzes Heer von Betenden. Verwandte, Bekannte, Freunde ging er an um ihre Gebetshilfe; ganze Klostergemeinden von Männern und Frauen mußten sich an dem heiligen Kreuzzuge beteiligen. Mit dem Erzbischof und der Geistlichkeit von Canterbury schloß er eine förmliche Gebetsverbrüderung ab[1].

Als der ersehnte Tag der Abreise endlich anbrach, begab sich Wynfrid mit drei[2] Begleitern zu Fuß nach London. Dort bestiegen sie ein Schiff und landeten nach kurzer, glücklicher Fahrt in Duurstede, einer kleinen Handelsstadt am Leckfluß in Friesland. Es war im Frühjahr 716, ein denkwürdiges Jahr in Wynfrids eigenem Leben, in der Geschichte Deutschlands und der katholischen Kirche.

Viertes Kapitel.

Wynfrids erste Friesenfahrt. 716.

1. Friesland und die ersten Friesenmissionare.

Die Friesen werden zum erstenmal im Jahre 15 v. Chr. genannt. Damals bewohnten sie den sumpfigen, ungastlichen Küstenstrich zwischen Maas und Ems sowie die

[1] Vgl. Ep. 33, 57; über die Gebetsverbrüderungen Adalb. Ebner, Die klösterl. Gebetsverbr. bis zum Ausgange des karoling. Zeitalters. Regensburg 1890.

[2] Willibald 4, 10; Ep. 10, 15: tribus mecum fratribus.

vorgelagerten Inselgruppen. Mit allen Fasern hing das freiheitliebende Volk an der undankbaren Scholle, die ihm nur den dürftigsten Lebensunterhalt gewährte. Die römische Oberhoheit, die sie eine Zeitlang anerkennen mußten, schüttelten die Friesen bereits im Laufe des ersten Jahrhunderts n. Chr. ab. An der Völkerwanderung waren sie nicht beteiligt: als die gewaltige Bewegung zu Ende war, hatten sie weder ihren Namen noch ihre Wohnsitze gewechselt. Erst im 6. Jahrhundert begannen sie sich über die zu eng gewordenen Landesgrenzen auszudehnen. Im Osten besetzten sie das durch die Abwanderung der Sachsen freigewordene Küstengebiet bis zur Weser; im Westen dehnten sie ihre Herrschaft über die Rheinmündungen bis zur Schelde aus. Hier stießen sie mit den Franken zusammen. Im Verlaufe des fast zweihundertjährigen Ringens wurde zuerst Westfriesland und dann, unter Karl dem Großen, auch Ostfriesland mit dem fränkischen Reich vereinigt.

Die ersten Versuche, das Christentum bei den Friesen einzuführen, wurden unter Dagobert I. gemacht, der einen Teil von Westfriesland mit der Hauptstadt Wiltaburg oder Utrecht, wie sie später genannt wurde, unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte[1]. Der hl. Amandus von Maastricht wirkte mehrere Jahre mit großem Eifer, aber wenig Erfolg im heutigen Flandern. Auch die königliche Verfügung, daß alle Heiden im Frankenreich die Taufe empfangen müßten, war ein Schlag ins Wasser: sie bestärkte die Friesen nur in ihrem trotzigen Widerstand. Der hl. Kunibert von Köln und der hl. Eligius von Noyon, die um die Mitte des

[1] Auf dem rechten Rheinufer, im Vicus Utrecht, einem römisch-fränkischen Kastell, stand schon im 6. Jahrhundert eine dem hl. Martin geweihte Kirche.

7. Jahrhunderts in Friesland tätig waren, hatten kaum größeren Erfolg als Amandus. Kunibert vereinigte zwar die fränkischen Teile des Landes mit seinem Sprengel, nennenswerte Fortschritte machte das Bekehrungswerk aber nicht. Als dann die Friesen unter Dagoberts schwachen Nachfolgern das fränkische Joch abwarfen, vertrieben sie auch die fränkischen Missionare aus dem Lande. Nicht den Franken, sondern dem stammverwandten Angelnvolke war ihre Bekehrung vorbehalten.

Ein glücklicher Zufall lenkte die Aufmerksamkeit der angelsächsischen Kirche auf die friesische Mission. Als der hl. Wilfrid, der große Erzbischof von York, im Jahre 678 aus seinem Bistum vertrieben wurde, begab er sich auf den Weg nach Rom, um seine Sache vor dem Heiligen Stuhle zu führen. Sein Schiff wurde aber durch Gegenwinde an die friesische Küste verschlagen. Vom Friesenkönig Aldgisl wurde er freundlich aufgenommen und erhielt von ihm die Erlaubnis, dem Volke das Evangelium zu verkündigen[1]. Sein Aufenthalt im Lande war indes zu kurz, um dauernde Erfolge zu erzielen. Aber er verlor die armen Heiden, die ihm in der Stunde der Not Obdach und Nahrung gewährt hatten, nicht aus den Augen; und war er auch selbst nicht berufen, ihr Apostel zu werden, so hat er doch den Grund für die angelsächsische Mission gelegt. Es gebührt ihm auch die Ehre, den Mann herangebildet zu haben, der das Friesenvolk für Christus gewinnen sollte.

Willibrord war, wie Wilfrid, ein Northumbrier von Geburt. Noch als Kind wurde er von seiner Mutter dem Kloster Ripon übergeben, wo er bis zu seinem zwanzigsten

[1] Beda, Hist. eccl. 5, 19; für die Friesenmission ebd. 9—11.

Jahre blieb. Sein Lehrer während dieser Zeit war Wilfrid selbst. Der Ruf seines Landsmannes Egbert zog ihn nach Irland in das Kloster Rathmelsigi. Dieser Egbert war einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Er war in jungen Jahren nach Irland gekommen, „um dem Studium göttlicher Dinge und einem Leben größerer Enthaltsamkeit obzuliegen". Als hier die Pest ausbrach (664) und er davon ergriffen wurde, gelobte er, falls er wieder genese, nie mehr sein Heimatland zu betreten und nebst andern Bußübungen jede Woche 24 Stunden zu fasten. Vom dem keltischen Missionseifer erfaßt, beschloß er, um das Jahr 686, den deutschen Stämmen auf dem Festlande das Wort Gottes zu predigen. Schon war das Schiff bereit, das ihn nach Friesland bringen sollte, da erhob sich ein so heftiger Sturm, daß er sein Vorhaben aufgab. An seiner Stelle schiffte sich sein Schüler Wictbert ein und gelangte auch glücklich nach Friesland. Dort war aber mittlerweile Wilfrids edler Gastfreund Aldgisl gestorben, und sein Nachfolger, der kriegerische Radbod, wollte von der Religion der Franken nichts wissen. Predigend durchwanderte Wictbert das Land, erntete jedoch so wenig Frucht von seiner Mühe, daß er nach zwei Jahren in sein Kloster zurückkehrte.

Willibrord war Zeuge dieser Mißerfolge gewesen; trotzdem erklärte er sich sofort bereit, an der neuen Missionsfahrt teilzunehmen, die der unermüdliche Egbert ausrüstete. Mit elf Gefährten trat er im Jahre 690 die Reise nach Friesland an. Nach einer kurzen Rast in Katwyk, eilten die Missionare nach der Landeshauptstadt. Sie hätten zu keinem ungünstigeren Zeitpunkt eintreffen können. Der Krieg zwischen den Friesen und den Franken, der im Jahre 689 begonnen hatte, war soeben durch Radbods Niederlage

und den Verlust Südfrieslands abgeschlossen worden, und ein neuer Krieg, der den Friesen auch Utrecht kosten sollte, war in Vorbereitung. Als Willibrord sah, daß der Friesenfürst weniger denn je geneigt sei, der Glaubenspredigt Gehör zu schenken, wandte er sich an den fränkischen Hausmeier Pippin den Mittleren, der durch seinen Sieg über die Neustrier bei Tertry (687) zum eigentlichen Herrscher der Franken geworden war. Pippin nahm ihn huldvoll auf und überwies ihm die eroberten Teile von Friesland als Missionsgebiet.

So wichtig auch der Auftrag des fränkischen Machthabers war, Willibrord begnügte sich nicht damit. Vom fränkischen Hof begab er sich sofort nach Rom. Papst Sergius I. gab ihm gern, was er wünschte: apostolische Vollmacht, Segen und Reliquien der Heiligen. Als apostolischer Missionar im vollen Sinne des Wortes konnte er nun sein Lebenswerk in Friesland beginnen. Die Erfolge mehrten sich so rasch, daß man daran denken mußte, einen Bischof zu wählen und geordnete kirchliche Verhältnisse zu schaffen. Die Wahl fiel auf den milden Suitbert, wahrscheinlich weil er das erforderliche Alter hatte. Suitbert ging nach England und ließ sich von Wilfrid die Bischofsweihe erteilen. Pippin nahm jedoch Anstoß an dem eigenmächtigen Vorgehen der Mönche und erkannte Suitbert nicht an. Um weiteren Mißhelligkeiten vorzubeugen, verließ Suitbert Friesland und suchte sich einen andern Wirkungskreis im Lande der Brukterer zwischen Ruhr und Lippe. Als er von dort durch die Sachsen vertrieben wurde, gründete er auf fränkischem Boden das Kloster Kaiserswert.

Bald nach Suitberts Abreise wurde der Streit mit Pippin beigelegt. Im Einvernehmen mit den Missionaren sandte

Pippin den Willibrord nach Rom und ersuchte den Papst, ihn zum Erzbischof der Friesen zu weihen. Die Feier fand am 21. November 695[1] in der Kirche der hl. Cäcilia statt; zu Ehren des Heiligen, dessen Fest am folgenden Tage in Rom gefeiert wurde, legte ihm der Papst den Namen Klemens bei. Nach Friesland zurückgekehrt, nahm Willibrord seinen Sitz in Utrecht, wo ihm Pippin den Platz für eine Kathedrale schenkte. Als Stützpunkt für seine Missionen, die er auch über das unabhängige Friesland, ja bis nach Dänemark ausdehnte, gründete er 698 das Kloster Echternach im heutigen Luxemburg.

Die junge friesische Kirche blühte rasch empor. An vielen Orten wurden Kirchen und Klöster errichtet und mehrere Bischöfe eingesetzt[2]. Willibrords Werk schien einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen. Da brach ein Unwetter los, das es mit gänzlicher Vernichtung bedrohte. Am 16. Dezember 714 starb Pippin zu Jupille bei Lüttich. Die Wirren, die nach seinem Tode im Frankenreich ausbrachen, benutzte Radbod, um die an die Franken abgetretenen Teile Frieslands wiederzugewinnen. Er verbündete sich mit dem Neustrischen Hausmeier Raganfred gegen Karl Martell, Pippins Nachfolger in Austrasien, und drang bis Köln vor. Hier trat ihm Karl mit einem eilig zusammengerafften Heere im Frühjahr 716 entgegen, wurde aber geschlagen und mußte in die Berge der Eifel fliehen. Das ganze fränkische

[1] Vgl. W. Levison in Neues Archiv XXXIII (1908) 528. Nach Beda fand die Weihe am 22. November 696 statt.

[2] Vgl. hierzu Levison, Willibrordiana, in Neues Archiv XXXIII (1908) 1 ff.). Zu der Gründung einer friesischen Kirchenprovinz ist es nicht gekommen. Die von Beda erwähnten Bischöfe waren wohl nur Chorbischöfe (Landbischöfe ohne Bischofssitz).

Friesland fiel dem Sieger als Beute zu. Es folgten schlimme Zeiten für die friesische Kirche. „Die Knechte Gottes", sagt Willibald[1], „wurden bedrückt, verfolgt und vertrieben, die christlichen Kirchen verwüstet oder zerstört, die heidnischen Tempel und Reinigungsplätze wiederhergestellt, der schändliche Götzendienst überall erneuert." Willibrord selbst floh nach Echternach.

2. Mißglückter Missionsversuch.

In diesem traurigen Zustande befand sich die friesische Kirche, als Wynfrid in Duurstede landete. Er ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern begab sich geradeswegs nach Utrecht und begehrte eine Unterredung mit Radbod, der soeben von seinem Siege über Karl Martell zurückgekehrt war. Dieses unerschrockene Auftreten des fremden Mönches verfehlte nicht, bei dem heidnischen Machthaber Eindruck zu machen; er erlaubte ihm, nicht nur in seinem Lande zu verweilen, solange er wolle, sondern auch dem Volke das Wort Gottes zu predigen. Fast ein halbes Jahr durchzog darauf Wynfrid die friesischen Gaue, doch ohne jeden Erfolg. Von den früheren Christen hatten viele im Frankenlande Schutz gesucht, andere waren abgefallen, die Mehrzahl, durch die siegreichen Heiden eingeschüchtert, wagte nicht, ihren Glauben öffentlich zu bekennen. Von den Heiden fand sich niemand bereit, die Taufe anzunehmen.

In der Heimat machte man sich ein ganz anderes Bild von Wynfrids Tätigkeit. Man stellte sich ihn vor wie einen zweiten Paulus, umgeben von Scharen von Neubekehrten. „Bei der Wiedergeburt, wenn die zwölf Apostel auf ihren

[1] Vita Bonifatii 4, 16.

Thronen sitzen", schrieb die Nonne Egburg, seine frühere Schülerin, „wirst Du ebenfalls dasitzen und Dich dort vor dem Richterstuhle des ewigen Königs als Führer der vielen, die Du durch Deine Bemühungen erworben hast, im goldenen Kranze freuen."[1] Wynfrid hatte sich aber, da eine Wendung zum Bessern nicht abzusehen war, bereits entschlossen, das unfruchtbare Land einstweilen zu verlassen. Hatte doch der Herr dem Propheten den Rat gegeben, nicht in die Dornen zu säen (Jer. 4, 3), und der Heiland seinen Jüngern befohlen: „Wo man euch nicht aufnimmt und auf euch nicht hört, da zieht von dannen und schüttelt den Staub von euren Füßen zum Zeugnis gegen sie" (Mark. 6, 11).

3. Der Mönch von Wendlock.

Vor seiner Abreise erhielt Wynfrid noch einen merkwürdigen Besuch aus der Heimat. Im Kloster Wendlock in Shropshire war ein Mönch gestorben oder glaubte gestorben zu sein, nach wenigen Stunden aber zum Leben wiedererweckt worden; in der Zwischenzeit hatte er die schrecklichen Qualen des Seelengerichtes vor Gott durchgemacht. Von Hildelida, der Vorsteherin des berühmten Doppelklosters Barking in Essex, hatte Wynfrid zuerst von dem wunderbaren Ereignis Kenntnis erhalten und sich dafür lebhaft begeistert. Wir können uns sein freudiges Erstaunen denken, als der totgewesene Mönch selbst ihn in Friesland aufsuchte und ihm in Gegenwart von drei Zeugen den ganzen Verlauf seiner Vision eingehend schilderte. Sein Bericht ist uns in einem Briefe Wynfrids an die Äbtissin Eadburg von Thanet aus dem Jahre 716 erhalten[2]. Wir geben ihn hier im Auszuge wieder.

[1] Ep. 13, 20. [2] Ep. 10, 7 ff.

Beim ersten Hahnenschrei, so erzählt der Mönch, wird er plötzlich durch den Schmerz einer heftigen Krankheit der Last des Körpers entledigt. Engel nehmen ihn in Empfang. Durch lodernde Flammen, deren Glut ein Engel durch das Zeichen des heiligen Kreuzes Christi bändigt, wird er emporgetragen. Auf der Fahrt durch die Lüfte sieht er eine unzählige Schar anderer dem Gerichte zuwandernder Seelen, Massen böser Geister und Chöre von Engeln. Zwischen den Engeln und den Teufeln entspinnt sich ein heftiger Streit um die Seelen der Abgeschiedenen. Entsetzt hört er die Sünden, die er von Jugend auf begangen und entweder zu beichten versäumt oder vergessen hatte, in endloser Reihe von seiner eigenen Stimme anklagend vorgetragen: „Ich bin deine Sinnlichkeit, wodurch du so oft Unerlaubtes begehrt hast.... Ich bin deine eitle Ruhmsucht, womit du dich bei den Menschen prahlend erhöht hast.... Ich bin die Lüge, ich das müßige Wort, ich der sündhafte Blick, ich die Störrigkeit" usw. Mit beifälligem Grinsen begleiten die Teufel diese Anklagen und fügen stets Zeit und Umstände der einzelnen Sünden hinzu. Auch das vergossene Blut und die offene Wunde eines Menschen, den er einst als Laie geschlagen hatte, erheben Klage wider ihn. Zu seinen Gunsten treten seine Tugenden für ihn ein: Gehorsam, Fasten, Kasteiungen, Gebet, Dienstfertigkeit.

Während dies vor sich geht, schaut er hinab in eine Menge feuriger Brunnen, die scheußliche Flammen ausspeien. Es ist der Reinigungsort jener Seelen, die erst am Jüngsten Tag erlöst werden und Ruhe finden. Gleich schwarzen Vögeln müssen sie in den feurigen Schlünden umherfliegen, weinend und ihre Missetaten beklagend. Nur auf Augenblicke ist es ihnen vergönnt, sich auf den Rändern der

Brunnen auszuruhen; dann stürzen sie wieder in den Feuerpfuhl hinab.

Den Höllenrachen sieht er nicht; aus dem tiefen Abgrund, der sich unter den feurigen Gruben auftut, dringt ihm nur ein unbeschreibliches Seufzen und Weinen ans Ohr, und der Engel erklärt ihm, das Jammern und Wehklagen rühre von den Seelen, die keine Hoffnung haben, zu denen das gütige Erbarmen des Herrn niemals dringt.

Hinaufschauend sieht er einen Ort von wunderbarer Lieblichkeit, erfüllt mit einer Menge der schönsten und glücklichsten Menschen, die ihn einladen, an ihrer Freude teilzunehmen. Es ist das Paradies Gottes. Ein Fluß, in dem feuriges Pech siedet und brodelt, trennt den Ort des Schreckens von den Gefilden der Seligen; auf schmalem hölzernem Steg schreiten die Seelen der Auserwählten, die nur mit kleineren Makeln behaftet gestorben sind, hinüber: einige gelangen ohne Schwanken zum andern Ufer, andere stürzen in den Pechfluß, aber auch diese tauchen wieder auf und ersteigen, herrlicher und reiner als zuvor, das jenseitige Ufer, von wo die Zinnen und Mauern des himmlischen Jerusalem winken.

Zum Totengericht erscheint auch König Ceolred von Mercia (709—716), der zur Zeit, da die Vision vor sich ging, noch unter den Lebenden weilte, kurz darauf aber gestorben war[1]. Betrübt müssen die Engel die Verteidigung des lasterhaften Herrschers aufgeben und ihn den Teufeln zur ewigen Pein überlassen. Im Kampfe um die Seele eines Abtes dagegen tragen sie den Sieg davon. Die Teufel haben ihn bereits in Anspruch genommen, da rufen die Engel eine Schar

[1] Vgl. Ep. 73, 153.

reiner Seelen herbei. Es sind seine ehemaligen Schüler, die sich rühmen, durch seine Lehre für Gott gewonnen zu sein. Sie ringen mit den Gegnern, entreißen ihnen die Beute und stürzen die ganze Schar mit Hilfe der Engel in die Hölle hinab.

Der Spruch, den die Engel für den Mönch selbst erwirken, lautet: er müsse ohne Verzug in seinen eigenen Körper zurückkehren und alles, was er geschaut, den Gläubigen und in frommer Absicht Fragenden ohne Bedenken enthüllen, den Spöttern aber die Mitteilung verweigern; die Sünden, die ihm von den unreinen Geistern vorgeworfen worden waren, solle er einem Priester beichten und nach dessen Ermessen sühnen[1].

Wir sehen, die Männer und Frauen jener Zeit lebten stets im Angesicht der Ewigkeit, die Gedanken auf den Tag der Vergeltung gerichtet. Das gegenwärtige Leben galt ihnen nur als eine Pilgerfahrt im Tränental, von wo der Weg zum Herrn führt ins himmlische Reich der ewigen Freuden. Ihrer in der Heiligen Schrift genährten Phantasie gebrach es auch nicht an den nötigen Farben, um das Schicksal der büßenden und verlorenen wie der auserwählten und erlösten Seelen auszumalen, zur Warnung für verstockte oder zum Sporn für reuige Sünder.

4. Rückkehr in die Heimat.

Vor Ende des Jahres 716 war Wynfrid wieder in Nhutscelle. Sein erstes apostolisches Unternehmen war ein

[1] „Von dieser Vision", sagt Tangl (Bonifatius-Briefe S. 5), „führt doch ein, wenn auch noch so loser geistiger Zusammenhang über die Visio Wettini zur Divina Commedia und zum Faust." Zur Divina Commedia wohl, aber auch zum Faust?

Mißerfolg gewesen. Doch ein Trost blieb ihm dabei: nur glänzende Hoffnungen, große Erwartungen waren zertrümmert, nicht aber die Früchte jahrelangen Schaffens vernichtet. Sein Aufenthalt in Friesland war übrigens mehr für ihn gewesen als ein enttäuschendes Mißgeschick. Aus eigener Erfahrung hatte er die gewaltigen Schwierigkeiten kennengelernt, die sich dem Glaubensboten bei einem freiheitsliebenden, kriegerischen Volke entgegenstellen, das jeden Bekehrungsversuch als eine Verschwörung gegen seine Unabhängigkeit betrachtet. Er hatte auch einen Einblick bekommen in die tieftraurigen Zustände im Frankenreich, in den politischen Wirrwarr und die religiös-sittliche Verwilderung, die das einst so mächtige Merowingerreich in einen Trümmerhaufen zu verwandeln drohten. Er ahnte gewiß nicht, daß der junge Karolinger, der eben erst aufs Haupt geschlagen in die Eifelberge hatte flüchten müssen, alle seine Feinde niederringen und die Oberherrschaft der Franken in Europa begründen würde; noch viel weniger ahnte er, daß er selbst von Gott bestimmt sei, die Kirche im Frankenreich wieder aufzubauen, der weltlichen Macht eine höhere Weihe zu geben und sie mit christlichem Gehalt zu durchdringen.

Fünftes Kapitel.

Neue Pläne.

Die Mönche von Nhutscelle waren hocherfreut, ihren geliebten Lehrer wieder in ihrer Mitte zu haben. Sie glaubten, er würde nun immer bei ihnen bleiben. Er hatte ja bei allem Fleiß und Geschick unter den fremden Völkern durch seine Glaubenspredigt fruchtlos gearbeitet,

warum sollte er sich nicht in Zukunft zufrieden geben, seinem eigenen Volke zu dienen? Allein weder die Enttäuschungen, die er auf seiner ersten Missionsreise erlitten hatte, noch die Liebe und Anhänglichkeit, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, konnten ihn von seinem einmal gefaßten Entschluß abbringen, Heidenapostel zu werden. Er war in der Tat in die Heimat zurückgekehrt, nur um sich für einen neuen Missionszug zu rüsten.

Aus einem Briefe, den er von Rhutscelle aus an einen Jüngling namens Nithard richtete[1], dessen Bekanntschaft er in Friesland gemacht, geht deutlich hervor, daß er Radbods unglückliche Untertanen liebgewonnen hatte und fest entschlossen war, bei einer günstigen Gelegenheit zu ihnen zurückzukehren. Trotz des schwülstigen Stiles atmet das Schreiben den reinsten und edelsten Geist. Wir sehen daraus, wie Wynfrid hochsinnige, strebsame Jünglinge an sich zu fesseln und für das höhere Leben zu begeistern verstand.

„Es möge Dich nicht verdrießen, teuerster Bruder", schreibt er unter anderem, „den Spruch des weisen Salomon zu beherzigen: ‚In allen deinen Werken denke an die letzten Dinge, und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen' (Sir. 7, 40). Denn schnell eilt das Gegenwärtige vorüber, und was in Ewigkeit bleibt, wird bald erscheinen. Alle Kostbarkeiten der Welt, sie mögen nun im Glanze des Goldes und Silbers oder in funkelnden Edelsteinen, in schwelgerischen Mahlzeiten oder in ausgesuchtem Kleiderschmuck bestehen, ziehen wie ein Schatten vorüber, vergehen wie Rauch, verschwinden dem Schaume gleich. Wie Gras ist des Men-

[1] Ep. 9, 4 ff.

schen Tag, wie eine Blume des Feldes welkt er dahin. Wer dieser Welt lebt, hat hinter den gräßlichen Riegeln des Erebus ewige Strafen zu erwarten.

Darum bitte ich Dich flehentlich, die natürlichen Anlagen, die in Dir schlummern, wieder anzufachen, und die Wissenschaft der freien Künste und das lodernde Feuer göttlicher Erkenntnis nicht durch Schlamm und Staub weltlicher Begierden zu ersticken. Beseitige all die wertlosen Hindernisse und verfolge mit angestrengtem Geiste das Studium der heiligen Schriften; dadurch wirst Du eine Zierde wahrhafter Schönheit erwerben, die glänzender und wertvoller ist als Gold und Edelsteine, und die uns zu den lieblichen Paradiesesgefilden und den immerwährenden himmlischen Engelsfreuden führt.

Wenn es daher des Allmächtigen Wille ist, daß ich, wie ich vorhabe, wieder nach jenen Gegenden gelange, dann gelobe ich, Dir in allem ein treuer Freund und im Studium der Heiligen Schrift, soweit meine Kraft reicht, ein ergebener Helfer zu sein." [1]

Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als sollte nichts aus Wynfrids Missionsplänen werden. Nach längerer Krankheit starb Abt Wynbercht, wahrscheinlich im Winter 717, und die Klostergemeinde wählte einstimmig unsern Wynfrid zu seinem Nachfolger [2]. Ein anderer hätte vielleicht die Stimme der Brüder als die Stimme Gottes betrachtet und die Wahl angenommen. Nicht so Wynfrid. Ein höherer Ruf war bereits an ihn ergangen, der Ruf

[1] Dem Briefe sind Verse beigefügt, die den Kampf und Lohn eines wahrhaft christlichen Lebens schildern. Die Verse 15—23 bilden ein Akrostichon mit dem Namen Nithardus.

[2] Willibald 5, 19.

zum Apostelamt; ihm zu folgen hielt er für seine erste Pflicht. Allein, trotz der beharrlichen Weigerung, die Abtswürde anzunehmen, befand er sich doch in einer peinlichen Lage. Er hatte alle Vorkehrungen für eine neue Missionsreise getroffen und wollte sich noch vor Ablauf des Sommers auf den Weg machen. Anderseits konnte er sich nicht entschließen, die ihm so teure Klostergemeinde, deren Leitung er vorläufig übernommen hatte, in ihrem verwaisten Zustande zu verlassen. Er fürchtete nämlich, wie Willibald berichtet, daß die Herde ohne den Schutz eines wachsamen Hirten nach seinem Weggange reißenden Wölfen preisgegeben sei. In seiner Not wandte er sich um Rat an Bischof Daniel von Winchester, zu dessen Sprengel Nhutscelle gehörte. Dieser enthob ihn auch sofort aller Sorge, indem er einen tüchtigen Mönch, namens Stephan, an die Spitze des Klosters stellte.

Wynfrid hatte mittlerweile sein früheres Missionsziel geändert und benutzte seinen Besuch in Winchester, um Bischof Daniel seine neuen Pläne zu unterbreiten. Nachrichten aus Friesland hatten ihn überzeugt, daß dort alle Bekehrungsversuche fruchtlos seien, solange Radbod noch lebte. Aber es gab andere deutsche Stämme genug, von denen einige den wahren Gott noch gar nicht kannten, andere nur oberflächlich missioniert worden waren. Da waren vor allem die alten Sachsen, seine eigenen Stammesgenossen, die noch jüngst den hl. Suitbert vertrieben und die beiden frommen Priester Ewald getötet hatten. Welch glorreiches Unternehmen, diese wilden Söhne Thors für Christus zu gewinnen! Ihre Bekehrung würde nicht nur die Christen an den Grenzen des Frankenreiches von einer ständigen Bedrohung befreien, sondern auch den Weg nach

den nordischen Ländern öffnen. Richtig angefaßt, müßte das Riesenwerk gelingen, so hoffte er zuversichtlich. Den Versuch wenigstens wollte er mit Gottes Hilfe machen. Da es aber nicht galt, wie bei seinem ersten Unternehmen, einem andern Missionar zu helfen, sondern auf eigene Faust zu arbeiten, so mußte er anders vorgehen. Er gedachte der Worte des Völkerapostels: „Wie kann man predigen, wenn man nicht gesendet wird?“ Er mußte sich also an erster Stelle Vollmacht und Sendung zum Predigtwerke holen; und wer sollte ihm diese geben, wenn nicht der Stellvertreter Christi, der Papst in Rom? Vom römischen Stuhle hatte sich ja soviel Segen über sein Heimatland ergossen; von dort hatte auch Willibrord den Auftrag erhalten, den Heiden zu predigen, und sein Wirken war sichtbar vom Himmel gesegnet worden. Unter dem Schutze Roms würde auch ihm der Erfolg nicht fehlen. Außerdem mußte er mit der fränkischen Macht in Berührung kommen, wohin er sich auch wenden mochte. Seine Person an und für sich — zeigte er sich geistig auch noch so überlegen — würde ihm bei dem stolzen Frankenvolke keine Geltung verschaffen: da bedurfte er eines äußeren Ansehens, das ihn vor roher Gewalt schützen würde. Ein solches aber konnte ihm nur von einer Macht verliehen werden, vor der sich auch die Franken beugten: der Macht des hl. Petrus. Der einfache Mönch würde bei einem Karl Martell oder Raganfred umsonst anklopfen; der Sendbote des Oberhauptes der Christenheit konnte dagegen auf ein wohlwollendes Entgegenkommen rechnen. Solche Gedankengänge mögen es wohl gewesen sein, die in Wynfrid den Entschluß reiften, sich persönlich nach Rom zu begeben, um sich in den Dienst des hl. Petrus zu stellen und in seinem Namen zum Predigtwerke auszuziehen.

Bischof Daniel billigte nicht nur das Vorhaben seines Freundes, sondern half ihm auch nach Kräften, es zu einem glücklichen Ende zu führen. Er versah ihn mit einem besondern Empfehlungsschreiben an den Papst und außerdem mit einem offenen Geleitsbrief an alle Christen. Das Schreiben an den Heiligen Vater ist uns leider nicht mehr erhalten. Wir wissen nur, daß es nach den feststehenden Vorschriften des Kirchenrechts angefertigt war und die wichtigsten Angaben über die Person des Inhabers und den Zweck seiner Reise enthielt. Es sollte ihm später in Rom die besten Dienste leisten[1]. Der Geleitsbrief, der ihm gewissermaßen als Reisepaß dienen und ihm überall gastliche Aufnahme bereiten sollte, hatte folgenden Wortlaut:

„Daniel, Diener der Diener Gottes, an alle gar frommen und gnädigen Könige und Herzoge, an die hochverehrlichen und geliebten Bischöfe, sowie an die frommen Äbte, Priester und geistlichen Söhne, die auf den Namen Christi getauft sind.

Durch das Zeugnis der Heiligen Schrift werden wir belehrt, wie hoch die Ausübung der Gastfreundschaft anzuschlagen und wie genehm es Gott sei, Reisenden hilfreich und liebevoll zu begegnen. Wegen seiner Gastfreiheit ward der selige Abraham gewürdigt, der Engel heiligen Besuch zu empfangen und ihres hohen Gesprächs zu genießen, wie auch Loth kraft desselben frommen Dienstes den Flammen Sodoms entrissen ward. Ebenso wird es Euer Liebden zum Heil gereichen, wenn ihr den Inhaber dieses Schreibens, den frommen Priester und Diener des

[1] Die Wichtigkeit solcher Empfehlungsschreiben an die Päpste geht aus einem Briefe hervor, den Papst Symmachus am 11. Juni 514 an Cäsarius von Arles richtete (M. G. Ep. I 41 f.).

allmächtigen Gottes, Wynfrid, aufnehmt und ihm die Barmherzigkeit erweiset, die Gott selbst liebt und empfiehlt. Denn, indem ihr Diener Gottes aufnehmt, nehmt ihr Ihn auf, dessen Majestät sie dienen und der gesagt hat: ‚Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf.' Darum, wenn ihr dies mit frommem Herzen tut und die Gebote Gottes erfüllt, so werdet ihr auch nach der göttlichen Verheißung den ewigen Lohn empfangen. Die Gnade des Allerhöchsten möge euch allezeit unversehrt erhalten." [1]

Es war im Spätherbst 718, als Wynfrid zum zweitenmal von den Brüdern in Nhutscelle Abschied nahm. In London begab er sich an Bord eines Schnellseglers und landete nach glücklicher Fahrt an der Mündung des Canche in der Pikardie. Er sollte sein Heimatland nie wieder sehen.

[1] Ep. 11, 15 f.

Zweiter Teil.

Der apostolische Missionar.

719—722.

Erstes Kapitel.

Die apostolische Sendung. 719.

In Cuentawich[1], einem längstverschwundenen Hafenstädtchen in der Nähe des heutigen Etaples, wartete Wynfrid, bis sich eine größere Reisegesellschaft angesammelt hatte. Täglich trafen Männer und Frauen aus allen Ständen und Berufsklassen ein, die trotz der vorgerückten Jahreszeit unter vertrauenswerter Führung die Pilgerreise nach der Ewigen Stadt unternehmen wollten. Sobald die nötigen Vorbereitungen getroffen waren, traten die Pilger den langen und beschwerlichen Marsch nach Süden an. Der herannahende Winter mahnte zur Eile: die Alpen mußten überschritten werden, bevor Schnee und Eis die Übergänge versperrten. Dennoch, als wahre Gottesfahrer, machten sie an jedem heiligen Orte halt, um sich dem Schutze Gottes und der Heiligen zu empfehlen. Ihre Gebete wurden erhört. Sie entgingen allen Gefahren und kamen gegen Ende des Jahres wohlbehalten in Rom an.

1. In der Ewigen Stadt.

Ihr erster Besuch galt der Basilika des hl. Petrus, dem Ziel der Sehnsucht aller frommen Angelsachsen jener Tage.

[1] Vgl. über Cuentawich Otto Fengler, in den Hansischen Geschichtsblättern 1907, 91—107.

Hier dankten sie Gott für den glücklichen Verlauf ihrer Reise, baten um Verzeihung ihrer Sünden und legten mancherlei Geschenke am Grabe des Apostelfürsten nieder. Einige Tage darauf erhielt Wynfrid eine Audienz beim Heiligen Vater Gregor II.

Von reichen und vornehmen römischen Eltern geboren, stand Gregor im besten Mannesalter, als er am 19. Mai 715 den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war in jeder Hinsicht ein würdiger Nachfolger des großen Papstes, dessen Namen er trug. Das Papstbuch schildert ihn als einen Mann von außergewöhnlicher Einsicht, Tatkraft und Klugheit, und spendet seinem reinen Lebenswandel, seiner Gelehrsamkeit und seinem männlichen Eintreten für die Rechte der Kirche das höchste Lob. Seine ersten Regierungsjahre waren ruhig verlaufen. Mit den Langobarden und Byzantinern, die sich damals in den Besitz Italiens teilten, unterhielt er freundschaftliche Beziehungen; Leo der Isaurier war noch nicht von dem bilderstürmerischen Wahnsinn befallen, und Luitprand hielt einstweilen mit seinen Eroberungsplänen zurück.

Gregor empfing den fremden Mönch mit sichtlicher Zurückhaltung. Es wird ihn wohl befremdet haben, einen Benediktinermönch, der doch zur Ortsbeständigkeit verpflichtet war, an der Spitze eines Pilgerzuges zu sehen[1]. Aber all sein Mißtrauen verschwand, als Wynfrid ihm den Zweck seiner Reise eröffnete. „Der Papst sah ihn mit heiterem Antlitz und lächelnden Augen an", schreibt Willibald, „und fragte ihn, ob er ein Empfehlungsschreiben von seinem Bischof habe." Wynfrid überreichte Daniels Brief und wurde dann

[1] So vermutet Schnürer, Bonifatius 30.

vorläufig verabschiedet. Aus dem Schreiben gewann Gregor die Überzeugung, daß Wynfrid sein volles Vertrauen verdiene und zum Heidenmissionar durchaus geeignet sei. Übrigens war es nicht das erste Mal, daß seine Aufmerksamkeit auf die deutsche Mission gelenkt wurde. Zwei Jahre vorher war der Herzog von Bayern, Theodo II., zu ihm gekommen, um sich Rat und Anweisung für die so notwendige Reform der Kirche seines Landes zu holen. Gregor hatte auch sofort die entsprechenden Maßnahmen getroffen[1]; der baldige Tod des Herzogs hatte aber all die schönen Hoffnungen, die sein Schritt in Rom geweckt, zunichte gemacht. Vielleicht hat Gott, sagte sich Gregor, diesen einfachen Mönch aus dem fernen Inselreich ausersehen, nicht nur in Bayern Wandel zu schaffen, sondern auch die noch heidnischen deutschen Stämme für die heilige Kirche zu gewinnen. So ging er denn mit ganzem Herzen auf Wynfrids Missionspläne ein und besprach alle Einzelheiten des beabsichtigten Unternehmens mit ihm.

Aber Rom übereilt sich nicht. Fast ein halbes Jahr wurde Wynfrid von Gregor in der Ewigen Stadt zurückgehalten. Ohne Zweifel wollte der Papst persönlich den Charakter, die Fähigkeiten und die Bildung des Mannes prüfen, der in seinem Namen ausziehen sollte. Für Wynfrid waren diese Monate des Wartens von größter Bedeutung. Eine neue Welt tat sich vor seinen Augen auf; neue Eindrücke stürmten täglich auf ihn ein. Der Besuch der heiligen Stätten, die unmittelbare Berührung mit dem heidnischen und christlichen Altertum, die Prachtentfaltung beim Gottesdienst in den römischen Kirchen, der ständige Gedankenaustausch mit

[1] Vgl. Krusch in M. G. SS. rer. Merow. VI, 498.

bedeutenden Männern aus allen Teilen der Christenheit, vor allem aber der vertrauliche Verkehr mit dem Papste und dem päpstlichen Hof — alles das konnte nicht spurlos an ihm vorübergehen; es mußte einen tiefgehenden Einfluß auf sein späteres Leben und Wirken ausüben. So wurde dieser erste römische Aufenthalt ein wichtiger Teil seiner Ausrüstung für das Apostelamt.

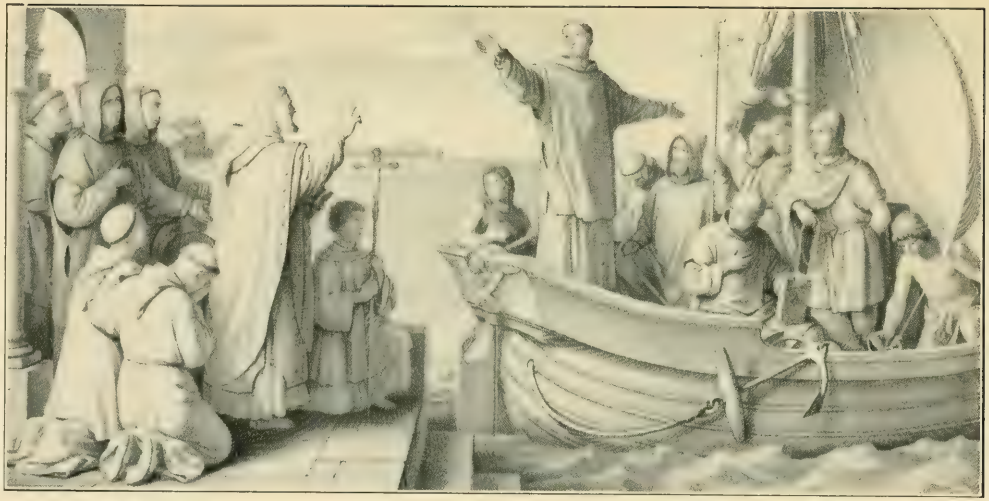
2. Apostolische Vollmacht und Sendung.

Am 15. Mai wurde Wynfrid zur feierlichen Verabschiedung zum Papste geladen[1]. Gleichsam als äußeres Zeichen des innigen Verhältnisses, das in Zukunft zwischen ihm und der heiligen römischen Kirche bestehen sollte, gab ihm Gregor einen römischen Namen, und zwar den Namen des heiligen Märtyrers Bonifatius, dessen Fest am vorhergehenden Tage gefeiert worden war. Wynfrid führte diesen Ehrennamen fortab als seinen einzigen, nur in vertrauten Briefen an seine Landsleute nennt er sich noch hin und wieder bei seinem alten Namen. Die apostolische Vollmacht zur Predigt unter den heidnischen Völkern händigte der Papst ihm schriftlich aus. Die denkwürdige Urkunde, eine der ältesten der Kirchengeschichte Deutschlands, ist uns erhalten geblieben und hat folgenden Wortlaut:

„Gregor, Knecht der Knechte Gottes, an den gottesfürchtigen Priester Bonifatius.

Dein frommes Vorhaben und Deine für Christus begeisterte Gesinnung, die Du Uns kundgetan hast, und die

[1] Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Verabschiedung bei Gelegenheit einer römischen Synode stattfand. Vgl. Tangl, Bonifatiusfragen (Abhandl. der preuß. Akad. der Wissensch. 1919, philos.-hist. Klasse, Nr. 2) 11.



Abfahrt des hl. Bonifatius nach Rom. Gemälde von Heinrich v. Heß. München, Bonifatiusbasilika.

Bonifatius predigt den Germanen. Gemälde von Heinrich v. Heß. München, Bonifatiusbasilika.

zuverlässig verbürgte Reinheit Deines Glaubens bestimmt Uns, Dich zum Gehilfen anzunehmen in der Ausspendung des göttlichen Wortes, deren Fürsorge Uns durch Gottes Gnade obliegt. Da Wir nun erfahren haben, daß Du von Kindheit an in den heiligen Wissenschaften unterrichtet wurdest und die gewonnenen Kenntnisse in eifrigem Wagen nur zur Bekehrung ungläubiger Völker verwerten willst, freuen Wir Uns über Deine Glaubensstärke und wünschen Förderer der Dir verliehenen Gnade zu werden. Weil Du aber Dein frommes Vorhaben in kluger Vorsicht dem Apostolischen Stuhle unterbreitet hast, Dich seinem Urteil unterwerfen willst und in fester und vollster Einigkeit mit ihm bleiben möchtest, so haben Wir Dich berufen und beauftragen Dich im Namen der unteilbaren Dreieinigkeit und kraft der unerschütterlichen Vollmacht des heiligen Apostelfürsten Petrus, dessen Lehramt Wir als Inhaber seines Stuhles verwalten, bei allen vom Irrwahn des Unglaubens noch befangenen Völkern, zu denen Du unter Gottes Schutz kommen magst, das Geheimnis des Reiches Gottes im Namen Jesu Christi zu verkünden und ihnen im Geiste der Tugend, Liebe und Mäßigung die Heilslehren des Alten und Neuen Testamentes in einer den unbelehrten Gemütern angepaßten Weise mitzuteilen. Es ist Unser Wille, daß Du darauf bedacht seiest, die Spendung des Sakraments der Taufe genau nach Vorschrift und Gewohnheit Unseres Heiligen Apostolischen Stuhles, in der Du unterwiesen bist, vorzunehmen. Wenn Du siehst, daß Dir bei Deinem unternommenen Werke irgend etwas gebricht, so sollst Du Sorge tragen, es nach bestem Vermögen Uns zu melden. Lebe wohl!

Gegeben am 15. Mai im dritten Jahre der Regierung des frommen, erhabenen, von Gott gekrönten Kaisers Leo,

im dritten Jahre nach seinem Konsulate, in der zweiten Indiktion."[1]

Das päpstliche Schreiben ist, wie der Leser bemerkt haben wird, ganz allgemein gehalten. Von einem bestimmten Missionsgebiet ist keine Rede. Nicht einmal die Deutschen werden als die Heiden bezeichnet, die Bonifatius bekehren soll.

Man hat verschiedene, zum Teil sich widersprechende Gründe hierfür angeführt. Während einige gerade in der Unbestimmtheit des Auftrages einen Beweis sehen wollen für das große Vertrauen, das der Papst seinem Sendboten entgegenbrachte[2], erblicken andere darin ein Mißtrauen. Bonifatius sei eben noch ein Neuling auf dem Missionsgebiet gewesen, und man habe ihn zuerst prüfen wollen, bevor man ihn „fest anstellte"; bewährte er sich, so konnte das Versäumte immer noch nachgeholt werden; wo nicht, so hatte man nicht viel verloren[3]. Andere wiederum suchen die Erklärung für Gregors Verhalten in den unklaren politischen Verhältnissen im fränkischen Reich. Der Papst habe wohl von Anfang an vorgehabt, im Einvernehmen mit den Machthabern im Frankenreiche dem Missionar einen Wirkungskreis bei den von den Franken abhängigen Heiden zuzuweisen. Aber da Karl Martell, der Hausmeier von Austrasien, und Raganfred von Neustrien noch immer

[1] Ep. 12, 17 f. Eine Indiktion ist ein Zeitraum von 15 Jahren. Er wurde zu Konstantins Zeit eingeführt und vom Jahre 3 v. Chr. gezählt. Um die Indiktion eines Jahres unserer Zeitrechnung zu finden, wird das gegebene Jahr um 3 vermehrt und durch 15 geteilt. Der Rest ist die Indiktion, bleibt kein Rest, so ist 15 die Indiktion. Also hier 719 + 3 = 722 : 15 = 48, Rest 2.

[2] Kurth-Eltester, Wynfrith-Bonifatius 18.

[3] Fischer, Bonifatius 30.

mit wechselndem Kriegsglück um die Vorherrschaft kämpften, habe es keinen unumstrittenen Machthaber im Frankenreich gegeben, an den er sich hätte wenden können[1]. Die Lösung der Frage erscheint indes viel einfacher zu sein. Willibald, der Biograph unseres Heiligen, gibt uns den Schlüssel dazu. Der Papst, sagt er[2], habe Bonifatius ausgesandt, die heidnischen Völker Germaniens, an erster Stelle die Thüringer und Hessen, zu besuchen und zu erforschen, „ob die unbebauten Gefilde ihrer Herzen von der Pflugschar des Evangeliums zu beackern seien und sie den Samen der Predigt aufnehmen wollten". Daraus ersehen wir, daß man in Rom über die Missionsverhältnisse in Deutschland noch nicht genügend unterrichtet war. Es war daher unmöglich, mit Bonifatius einen bestimmten Missionsplan zu verabreden und ihm ein bestimmtes Gebiet zuzuweisen. Man mußte sich damit begnügen, ihn zu einer vorläufigen Erkundung und Berichterstattung auszusenden. Waren die Aussichten auf ein ersprießliches Wirken günstig, so konnte man das Weitere später festsetzen.

Bonifatius war hocherfreut über den Erfolg seiner Romreise. Der Allmächtige habe ihm, so schrieb er an eine Nonne in der Heimat[3], in mancherlei Weise sein Erbarmen zuteil werden lassen: er habe ihn auf seiner Wanderung durch unbekannte Gaue treu geleitet und dann den Bischof des ruhmreichen Apostolischen Stuhles bewogen, sich dem Sehnen seines Herzens freundlich zu erweisen.

[1] Schnürer, Bonifatius 35.
[2] Vita Bonifatii 5, 22.
[3] Ep. 15, 27.

Zweites Kapitel.

In Thüringen und Friesland. 719—721.

Gestärkt durch den Segen des Heiligen Vaters und mit vielen Reliquien versehen, trat Bonifatius mit seinen Gefährten die Reise nach Deutschland an. In Pavia rastete er einige Tage und begrüßte den Langobardenkönig Luitprand mit „Friedensgeschenken". Er wurde auch ehrenvoll aufgenommen und reichlich beschenkt wieder entlassen. Von Pavia schlug er wohl die übliche Straße nach Bayern ein, die über Brescia und Garda am Ostufer des Gardasees in das Tal der Etsch und den Vintschgau führte. Dort begann damals das Gebiet der Bayern. Von da ging die Reise über den Brenner durch das heutige Tirol und Bayern wahrscheinlich nach Regensburg, von wo er leicht ins Maintal und ins Herz des Thüringerlandes gelangen konnte[1].

1. Umschau in Thüringen.

Das Thüringer Volk setzte sich aus mehreren Stämmen zusammen. Den Grundstock bildeten die alten Hermunduren; an diese gliederten sich um die Mitte des 3. Jahrhunderts Teile der aus Schleswig-Holstein ausgewanderten Angeln und Warnen. Im 5. Jahrhundert gründete der neue Stamm ein großes Reich in Mitteldeutschland, das sich zur Zeit seiner höchsten Blüte unter König Basinus (um 500) von der Donau über die Oberpfalz und Ostfranken bis an den Harz und die Elbe erstreckte. Ihre Nachbarn waren die Sachsen, die Bayern, die Franken und die sorbischen Slawen. Das herrschende Geschlecht war allem Anschein nach christ-

[1] Vgl. H. Boehmer in der Zeitschr. f. hess. Gesch. 1917, 194.

lich, aber im Glauben gespalten; einige seiner Mitglieder hatten unter dem Einfluß Theoderichs des Großen den Arianismus angenommen, während die andern sich zur katholischen Kirche bekannten. Die Masse des Volkes hing noch dem Heidentum an.

Dem Thüringerreich war nur eine kurze Blütezeit bestimmt. Nach Basinus' Tod teilten sich dessen drei Söhne, Herminafrid, Baderich und Berchthar, in die Herrschaft. Bald kam es unter ihnen zu verhängnisvollen Streitigkeiten, die den eroberungslustigen Franken willkommenen Anlaß boten, in die Geschicke des Landes einzugreifen. Im Jahre 531 zogen Theuderich und Chlotar, Chlodwigs Söhne, unterstützt von den Sachsen und Sorben, gegen Herminafrid zu Felde. Die Thüringer unterlagen in zwei blutigen Schlachten; ihr Reich ward eine Beute der Franken und Sachsen. Die Regierung des fränkischen Anteils wurde einem vom Könige bestellten Grafen übertragen.

Die Vereinigung mit dem Frankenreich war von großer Bedeutung für die Bekehrung Thüringens zum Christentum. Wir hören zwar nichts von einer unmittelbaren Missionstätigkeit der fränkischen Kirche, aber da die fränkischen Krieger und Kaufleute, die sich in der Maingegend ansiedelten, Christen waren, so gewann das Christentum dort rasch an Boden und breitete sich auch allmählich nach Norden aus.

Im Laufe des 7. Jahrhunderts, als das Land wieder von einheimischen Herzogen regiert wurde, machte das Christentum bedeutende Fortschritte. Irische Glaubensboten waren in hervorragender Weise an dem Bekehrungswerk beteiligt. Der Mittelpunkt ihrer Tätigkeit war die herzogliche Residenzstadt Würzburg, wo eine Anzahl wichtiger irischer Hand-

schriften noch heute von ihrer Anwesenheit Zeugnis ablegt. Nur einer dieser Missionare ist uns dem Namen nach bekannt: Kilian von Würzburg, der um das Jahr 689 den Martertod erlitt. Wenn Südthüringen zu Beginn des 8. Jahrhunderts zum größten Teil christlich war, so verdankte es dies an erster Stelle der Predigt und dem Tugendbeispiel des hl. Kilian, der mit Recht der Apostel der Ostfranken genannt wird.

Unter Pippin dem Mittleren wurden die einheimischen Herzoge durch fränkische ersetzt. Das thüringische Volk hatte viel unter der Tyrannei der neuen Machthaber zu leiden. Den Adeligen erging es noch schlimmer als dem gemeinen Volk; viele von ihnen wurden ins Gefängnis geworfen oder getötet. Ergrimmt über diese Willkürherrschaft, erhob sich das Volk wie ein Mann und rief die heidnischen Sachsen zu Hilfe. Die allgemeine Verwirrung griff auch auf das religiöse Gebiet über. Der Haß gegen die Herzoge verwandelte sich in Haß gegen die Religion, die sie begünstigten[1]. Die Annäherung an die Sachsen war zu gleicher Zeit eine Annäherung an das Heidentum. Die Verwirrung wurde noch größer, als die herzogliche Familie im Jahre 718 mit Heden und seinem Sohne Thiring ausstarb: das Christentum, seiner amtlichen Beschützer beraubt, ging immer mehr zurück, während das Heidentum von neuem sein Haupt erhob.

Die religiösen Zustände in Thüringen waren demnach keineswegs ermunternd, als Bonifatius im Sommer des Jahres 719 dort eintraf. Er fand nur wenige Priester,

[1] Wahrscheinlich im Jahre 711 entstand auf dem Petersberg in Erfurt ein Kloster, das mit dem fränkischen Reichsgut in Thüringen ausgestattet wurde. Vgl. Nottarp, Die Bistumsgründungen in Deutschland im 8. Jahrhundert (1920) 89 f.

die es mit ihrem heiligen Beruf ernst nahmen; die meisten waren der allgemeinen Sittenverderbnis verfallen. Ihre Unwissenheit in Glaubenssachen war erstaunlich. Manchen galt die Taufe als ein Zaubermittel, dessen Gebrauch man auch den Heiden gestatten dürfe. Andere tauften jeden, der sich darum bewarb, ob er unterrichtet war oder nicht. Andere wiederum traten als christliche oder heidnische Priester auf, je nach ihrer Umgebung. Bei den Laien sah es womöglich noch schlimmer aus als beim Klerus. Von den Großen, die schon längst getauft waren, hatten manche aus Liebe zu ihren sächsischen Bundesgenossen das Heidentum wieder angenommen. Viele, die noch dem Namen nach Christen waren, scheuten sich nicht, an heidnischen Gebräuchen, besonders an den Opfermahlzeiten, öffentlich teilzunehmen. Mancherorts bildeten die Heiden die Mehrheit und suchten mit Versprechen und Drohungen die Christen zum Abfall zu bewegen. Eine schwierige Arbeit erwartete demnach unsern Heiligen im Thüringerland: bevor er sich mit der eigentlichen Heidenmission befassen konnte, mußten die abtrünnigen Christen der Herde zurückgeführt, die Lässigen aufgerüttelt, die Zerstreuten gesammelt, mit einem Worte, es mußte eine gründliche Erneuerung an Haupt und Gliedern vorgenommen werden.

Da es keine Herzoge im Lande gab, wandte sich Bonifatius an die Stammesfürsten und die Geistlichen. Trotz der allgemeinen Verwilderung fehlte es nicht an echt christlichen Edelleuten, die ihn freudig aufnahmen. Auch von den Priestern traten einige entschlossen auf seine Seite; offenen Widerstand scheint er nicht gefunden zu haben. Die Reformarbeit versprach Erfolg. Durchgreifende Maßregeln konnte er jedoch nicht treffen, ohne sich vorher mit Karl Martell

verständigt zu haben, der soeben durch die Schlacht von Soissons Alleinherrscher des Frankenreichs geworden war. Eine persönliche Unterredung mit ihm, sagte sich Bonifatius mit Recht, würde am schnellsten zum Ziele führen. Noch im Herbst 719 verließ er deshalb Thüringen, um sich an den fränkischen Hof zu begeben[1].

2. Lehrjahre in Friesland.

Unterwegs wurde ihm die Nachricht vom Tode des Friesenfürsten Radbod überbracht. Er gedachte seiner ersten Missionsreise und des kläglichen Mißerfolgs, den er damals erlitten hatte. Er glaubte, die Zeit sei nun gekommen, die Niederlage wieder auszugleichen. Friesland könne rasch bekehrt werden, sagte er sich, da Gott selbst den unversöhnlichen Feind des Christentums niedergestreckt habe, und dann könne er die Arbeit in Mitteldeutschland wieder aufnehmen. Die unter Willibrords Leitung gewonnenen Erfahrungen könnten ihm dabei gute Dienste leisten. Während diese Pläne seine Gedanken beschäftigten, hatte er einen merkwürdigen Traum: der Herr selbst erschien ihm und befahl ihm, „die Ernte Gottes einzubringen und die Garben heiliger Seelen in die Scheune des Himmelreichs einzusammeln“[2]. Fest überzeugt, daß Christus selbst ihn rufe, brach er kurzerhand die Reise ins Frankenland ab und fuhr den Rhein hinunter nach Friesland.

Mit dem Tode Radbods war hier eine entscheidende Veränderung in politischer und religiöser Beziehung eingetreten. Radbod hatte bis zu seinem Ende das Christentum verfolgt; sein Nachfolger Aldgisl II. suchte dagegen eine Verständigung

[1] Vgl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I 460 f.
[2] Ep. 15, 27.

mit Karl Martell anzubahnen und begünstigte die Ausbreitung der christlichen Lehre. Ob dabei die eigene Überzeugung oder Karls Machtgebot ausschlaggebend war, ist nicht zu entscheiden. Da keine Kriegszüge gegen die Friesen in den Quellen erwähnt werden, so ist anzunehmen, daß die von Karl im Frankenlande gewonnene Machtstellung den neuen Fürsten zwang, auf alle Ansprüche auf Südfriesland zu verzichten. Damit war auch Willibrord die Möglichkeit gegeben, in sein verwaistes Missionsgebiet zurückzukehren. Wir können uns seine Freude denken, als Bonifatius mit seiner mutigen Apostelschar zu ihm stieß.

Fast zwei Jahre widmete sich Bonifatius dem Bekehrungswerk unter Willibrords sachkundiger Leitung. Der hl. Ludger nennt Woerden am alten Rhein, südlich von Utrecht, Achtienhoven an der Vecht und Velsen, nördlich von Haarlem, als Schauplatz seiner Tätigkeit. Es war eine glorreiche Erntezeit, ein freudiges Garbensammeln, wie es ihm in dem Traumgesichte verheißen worden war. Überall wurden heidnische Kultstätten zerstört, christliche Kirchen errichtet und zahlreiche Heiden zum Glauben bekehrt. In den Freundeskreisen in der Heimat war man hocherfreut über die Erfolge des Landsmannes. Man ließ es aber auch nicht an tatkräftiger Unterstützung fehlen. „Die Klostergemeinden, die seinen Namen eingeschrieben hatten in das ‚Buch des Lebens‘, die Priester am Altare, die einzelnen Freunde und Freundinnen beteten täglich für ihn und seine Gefährten“; allerlei Geschenke, Bücher, Kleider, Altarschmuck, Geld wanderten regelmäßig über das Meer. „Durch den Überbringer dieses Schreibens schicke ich Dir 50 Schillinge [ungefähr 600 Mark] und ein Altartuch“, schreibt die Nonne Bugga[1]; „über

[1] Ep. 15, 28.

größere Geschenke verfüge ich nicht; wenn aber auch gering in ihrer Art, so sind sie Dir doch in größter Verehrung gewidmet." Andere boten sich ihm als Gehilfen an, so Denewald, ein junger Mann von edler Herkunft, der einer seiner eifrigsten Mitarbeiter und vertrautesten Freunde wurde [1].

Willibrord fühlte immer mehr die Beschwerden des Alters; über 25 Jahre hatte er sein ausgedehntes Missionsgebiet verwaltet und glaubte sich der immer drückender werdenden Bürde nicht mehr gewachsen. So beschloß er, sich einen zuverlässigen Mann auszusuchen, der ihn in der Leitung der Mission unterstützen und nach seinem Tode sein Amtsnachfolger werden sollte. Seine Wahl fiel auf Bonifatius. Allein unser Heiliger schlug die angebotene Bischofswürde aus unter dem Vorwande, er sei weder alt [2] noch würdig genug für ein so hohes und wichtiges Amt. Als Willibrord aber weiter in ihn drang, erklärte er endlich, er habe von Papst Gregor einen Auftrag für die deutschen Völker östlich des Rheins erhalten; an diesen Auftrag sei er immer noch gebunden und ohne die Zustimmung des Apostolischen Stuhles könne er die angetragene Würde nicht annehmen. Um weiterem Drängen auszuweichen, bat er Willibrord inständig, er möge ihn zu den Gegenden ziehen lassen, für die er ursprünglich bestimmt sei [3]. Es war gewiß eine harte Prüfung für den greisen Missionar, die Hilfe

[1] Ep. 14, 26.

[2] Er habe das im kirchlichen Rechte vorgeschriebene Alter von 50 Jahren noch nicht völlig erreicht (Vita Bonifatii 5, 24). Wichtig für die Berechnung des Geburtsjahres des hl. Bonifatius. Die Apostol. Konstitutionen (II, 1) verlangen ein Alter von 50 Jahren für Bischöfe.

[3] Willibald 5, 24. Siehe Anhang I, 3.

eines so eifrigen und erfolgreichen Mitarbeiters zu verlieren; allein er beugte sich demütig vor dem höheren Willen des Heiligen Stuhles, dessen Gesandter auch er war, und entließ Bonifatius mit Glück- und Segenswünschen für seine fernere Wirksamkeit.

Drittes Kapitel.

Missionsarbeit im Lahn- und Hessengau.
721—722.

1. Bonifatius und der kleine Gregor.

Im Frühjahr 721 verließ Bonifatius Friesland und wandte sich dem Lande seiner Bestimmung, dem Herzen Deutschlands zu. In dem Frauenkloster Pfalzel bei Trier, im lieblichen Moseltal, hielt er Rast, um Leib und Seele zu erfrischen. Addula, eine Tochter Dagoberts II. von Austrasien, hatte das Kloster nach dem Tode ihres Gatten gegründet und stand ihm noch als Äbtissin vor. Sie war eine überaus fromme und gottesfürchtige Frau, die es sich zur besondern Aufgabe gemacht hatte, Missionaren und Pilgern Gastfreundschaft zu gewähren. Ihr Ruf war sogar bis nach England gedrungen. Ein Brief ist uns noch erhalten[1], worin die Äbtissin Aelfled von Whitby eine nach Rom wandernde Nonne ihrer besondern Fürsorge empfiehlt. Auch Bonifatius, arm und fremd wie er war, wurde von ihr aufs freundlichste empfangen. Nachdem er das heilige Meßopfer, wie er es täglich auch auf Reisen zu tun

[1] Ep. 8, 3 f.

pflegte, dargebracht hatte, wurde er zu Tisch in den Speisesaal der Klostergemeinde geladen. Abdulas kleiner Enkel Gregor, ein Knabe von etwa 14 bis 15 Jahren, der eben von der Hofschule zurückgekehrt war, mußte während des Essens einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift vorlesen. Als er die Lesung nach kirchlichem Brauch mit Gebet geschlossen hatte, sagte Bonifatius zu ihm:

„Du liest schon recht gut, mein Sohn; hast du auch ganz verstanden, was du gelesen hast?"

Der Knabe bejahte es.

„Gut, dann erzähle es uns."

Gregor wollte nun den lateinischen Text noch einmal vorlesen.

„Nein, nicht so, mein Sohn", unterbrach ihn Bonifatius, „ich bitte, sage mir, was du gelesen hast, aber mit deinen eigenen Worten und in deiner Muttersprache."

Der Knabe gestand, daß er dazu nicht imstande sei.

„So will ich es dir erklären", sagte Bonifatius; „wiederhole zuerst deine Lesung, und zwar recht langsam."

Darauf legte er den Sinn der Bibelstelle der Äbtissin und den Tischgenossen dar, in schlichten Worten, aber mit so viel Wärme und Überzeugungskraft, „daß es war, als ob der Heilige Geist aus seinem Munde spreche". Alle waren hingerissen, am meisten der junge Gregor. In seiner Begeisterung vergaß er Eltern und Heimat und faßte den Entschluß, von dem fremden Manne nimmer zu lassen.

„Ich ziehe mit dem Manne Gottes", erklärte er seiner Großmutter; „ich will sein Schüler werden und die göttlichen Bücher kennenlernen."

Vergebens suchte die Äbtissin ihn von seinem Vorsatz, den sie für eine Laune hielt, abzubringen.

„Großmutter", sagte er, „wenn du mir kein Pferd geben willst, daß ich mit ihm reiten kann, so gehe ich ganz gewiß zu Fuß mit ihm."

Trotz aller Gegenvorstellungen blieb der Knabe fest, und die Äbtissin willigte schließlich in die Trennung von ihrem Liebling ein. Auch die nötigen Diener und Pferde stellte sie für die Reise zur Verfügung[1].

Gregor harrte treu an der Seite seines Meisters aus. Mehr als dreißig Jahre war er sein steter Begleiter, teilte Leid und Freud' mit ihm, und als der Martertod dessen ruhmreichen Lebenslauf krönte, übernahm er die Leitung der friesischen Mission. Das Geschlecht der Merowinger ist mit manchem Schandfleck behaftet; wir können ihm aber viel verzeihen, weil es uns einen Helden und Heiligen wie Gregor geschenkt hat.

2. Missionserfolge im Lahngau.

Anstatt nach Thüringen weiterzuziehen, ging Bonifatius über Bernkastel nach Mainz und drang von da in das Land zwischen Fulda und Lahn vor, das von alters her der Wohnsitz der Chatten oder Hessen war[2]. Hier befand er sich noch auf fränkischem Boden, aber in überwiegend heidnischer Umgebung. Im Lahngau und in der Wetterau war das Christentum zwar nicht völlig unbekannt, aber die wenigen in dem gebirgigen Landstrich zerstreuten Christen, von An-

[1] Vita Gregorii traiectensis auct. Liudgero c. 2.

[2] Über das damalige Hessen vgl. Boehmer, Zur Geschichte des Bonifatius, in der Zeitschr. des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde L (1917) 171. Boehmer vermutet wohl mit Recht, daß Bonifatius auf der Reise von Thüringen nach Friesland durch den Lahngau gereist sei und so das Land kennengelernt habe.

fang an schlecht unterrichtet und dann sich selbst überlassen, hatten nur einen kümmerlichen Begriff von dem Glauben, den sie bekannten. Und doch fand Bonifatius freudige Aufnahme unter ihnen.

Zwei Brüder, Dettic und Deorulf, begüterte und einflußreiche Männer in ihrem Gaue, waren besonders eifrig in ihren Freundschaftsbezeigungen. Sie hatten beide die Taufe empfangen, hingen aber, wohl mehr aus Unwissenheit als bösem Willen, dem Götzendienst immer noch an. Bonifatius klärte sie auf, unterrichtete sie gründlich in der christlichen Religion und bediente sich ihrer zur Bekehrung ihrer Landsleute. Auf Ländereien, die sie ihm in der Nähe von Amöneburg, dem Hauptorte des oberen Lahngaus, schenkten, errichtete er sein erstes Kloster auf deutschem Boden und besetzte es mit einigen Mönchen aus seiner Begleitschaft. Auf einem steilen Bergkegel gelegen, 363 Meter über der Ohm, einem Nebenfluß der Lahn, ward Amöneburg in der Folge nicht nur ein Bollwerk des Christentums in jener Gegend, sondern diente auch als Zufluchtsort für Hirt und Herde, wenn Feinde ins Land einfielen.

3. An der Sachsengrenze.

In kürzester Zeit war das Bekehrungswerk in Oberhessen so weit vorgeschritten, daß Bonifatius dessen Vollendung andern Händen übertragen konnte. Er selbst begab sich nach Niederhessen, in das unwirtliche, rein heidnische Wald- und Sumpfland an der Sachsengrenze; es war ja immer sein Herzenswunsch gewesen, den Sachsen das Licht des Glaubens zu bringen. Auch hier belohnten zahlreiche Bekehrungen seinen apostolischen Eifer. Aber um welchen Preis waren sie erkauft! Er fand das Volk in so großer Armut, erzählt

der hl. Ludger[1], daß kaum einer etwas hatte, wovon er leben konnte. Die notwendigsten Lebensbedürfnisse mußten von weither gebracht werden. Überall war Kampf und Kampfgetümmel. Die fast täglich sich wiederholenden Einfälle der Sachsen ließen das Land nicht zur Ruhe kommen; weite Strecken waren in eine Wüste verwandelt. In Hunger und Blöße, unter tausend Beschwerden harrten unsere Glaubensboten bei dem vielgeprüften Volke unerschütterlich aus. Durch ihrer Hände Arbeit verschafften sie für sich und zum Teil auch für ihre Herde den Lebensunterhalt. Oft waren sie gezwungen, nur um das nackte Leben zu retten, hinter den Ringwällen in den Wäldern und in den Fliehburgen auf den Bergen Schutz zu suchen. Hier teilten sie freudig Hunger und Elend mit dem Volke, bis sich eine günstige Gelegenheit bot, den Feind aus dem Lande zu verjagen.

Eine solche heldenmütige Nächstenliebe, und dazu noch in Männern, die als Fremdlinge aus einem fremden Lande zu zu ihnen gekommen waren, hatten diese armen Menschen nicht für möglich gehalten. Zum ersten Male waren sie jener gottgeborenen Liebe begegnet, „die kein Maß kennt, sondern über alles Maß entbrennt; die keine Bürde fühlt, keine Mühen achtet; die mehr erstrebt als sie vermag, die keine Unmöglichkeit vorschützt, weil sie vermeint, alles sei ihr möglich, was ihr gestattet ist; die Kraft zu allem hat, die nicht schläft und nicht ermüdet; die vom Schrecken nicht bestürzt wird, sondern wie eine lebendige Flamme und brennende Fackel emporbringt und sicher hindurchgeht“[2]. Ihre Herzen waren buchstäblich im Sturm erobert; und

[1] Vita Gregorii c. 2. [2] Nachfolge Christi 3, 5.

als Karl Martell mit starkem Arm die Sachsen züchtigte und dem so schwer heimgesuchten Lande den ersehnten Frieden wiedergab[1], da strömten sie in hellen Scharen zu den Glaubensboten und begehrten die Taufe. Der Dichter hat recht: „Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Tür."

Diese glücklichen Erfolge schienen Bonifatius so wichtig, daß er sofort einen vertrauten Boten, Bynna mit Namen, mit einem ausführlichen Bericht darüber nach Rom sandte. Zugleich benutzte er die Gelegenheit, den Heiligen Vater mit den seelsorgerischen Schwierigkeiten, die sich ihm täglich entgegenstellten, bekanntzumachen[2]. Als Antwort brachte Bynna eine Aufforderung an Bonifatius, selbst nach Rom zu kommen.

Trotz der vorgerückten Jahreszeit entschloß sich Bonifatius, der päpstlichen Einladung sogleich Folge zu leisten. Auf dem kürzesten Wege[3], den Rhein hinauf, dann durch die burgundische Schweiz über den großen St. Bernhard eilte er, begleitet von einer ansehnlichen Zahl von Freunden und Pilgern, zum zweiten Male nach Rom. In der Fremdenherberge fanden sie, auf Anordnung des Papstes, gastliche Aufnahme.

---

[1] Fredegarii Continuatio c. 11.

[2] Willibald 6, 27. Der Bericht ist nicht erhalten.

[3] Schnürer (Bonifatius 39) gegen Hauck, der Bonifatius über die Eifel ziehen läßt, um mit Karl Martell in Zülpich zusammenzutreffen (Kirchengeschichte Deutschlands I 463).

Dritter Teil.

Missionsbischof und Erzbischof.

722—738.

Erstes Kapitel.

Bischofsweihe und Treueid[1]. 722.

Einige Tage nach seiner Ankunft in Rom wurde Bonifatius vom Papst in Audienz empfangen. Gregor hatte seinen Sendboten nicht aus dem Auge verloren. Aus den Berichten, die ihm über dessen Wirken zugegangen waren, hatte er die Überzeugung gewonnen, daß der ebenso eifrige wie bescheidene Missionar für einen Völkerhirten wie geschaffen sei. Er hatte ihn eigens nach Rom beschieden, um ihn in die Reihe der Nachfolger der Apostel aufzunehmen. Er sollte dadurch nicht bloß erhöhtes Ansehen und größeren Einfluß gewinnen, sondern auch in den Stand gesetzt werden, in seinem Missionsgebiet die kirchlichen Verhältnisse selbständig zu regeln, die Zahl seiner Mitarbeiter durch die Erteilung der Priesterweihe zu vermehren und die Neubekehrten durch die Spendung der heiligen Firmung im Glauben zu befestigen.

Bonifatius war nicht wenig erstaunt, als ihm Gregor seine Absicht eröffnete, ihn zum Bischof zu weihen; er scheint nicht im entferntesten an diese Möglichkeit gedacht zu haben, als er seine Romfahrt antrat. Doch des Papstes Wunsch war ihm, wie immer, Befehl, und er nahm die

[1] Zu diesem Kapitel vergleiche man besonders die Untersuchungen Tangls im Neuen Archiv XL (1916) 739 ff.

angebotene Würde demütig an. Nur erbat er sich einige Bedenkzeit zur Abfassung und eigenhändigen Niederschrift des Treueides, den alle dem Heiligen Stuhl unmittelbar unterstellten Bischöfe bei ihrer Weihe zu leisten pflegten. Das gebräuchliche Formular enthielt nämlich das Versprechen, dem byzantinischen Kaiser die Treue zu halten, Umtriebe gegen ihn nicht zu unterstützen, sondern nach Kräften zu bekämpfen. Das konnte und wollte Bonifatius in seiner besondern Lage nicht versprechen. Statt dessen fügte er das Gelöbnis ein, den Umgang mit Bischöfen zu meiden, die gegen die kirchlichen Satzungen verstießen.

Der Papst prüfte die veränderte Fassung des Eides, sprach seine Befriedigung darüber aus und lud Bonifatius zu einer nochmaligen Unterredung ein. Sie fand in der päpstlichen Privatwohnung im Lateran statt. Bonifatius warf sich auf die Knie und bat den Heiligen Vater um seinen Segen. Gregor hieß ihn aufstehen und sich neben ihn setzen. Fast den ganzen Tag unterhielt er sich mit ihm über Glaubens- und Missionsfragen. Er wollte sozusagen die letzte Hand an seine Ausrüstung zum Apostelamte legen.

Die Weihe wurde am Feste des hl. Andreas, dem 30. November 722, vorgenommen. Nach der heiligen Handlung überreichte Gregor dem neuen Bischof eine Sammlung kirchlicher Gesetze und Vorschriften, die er bei Ausübung seines Amtes als Richtschnur nehmen sollte[1]. Darauf legte Bonifatius den obenerwähnten Treueid ab:

„Im Namen Gottes und unseres Erlösers Jesus Christus. Ich Bonifatius, von Gottes Gnaden Bischof, gelobe Dir,

[1] Es handelte sich ohne Zweifel um die vermehrte Kanonessammlung des Dionysius Exiguus.

heiliger Apostelfürst Petrus, und Deinem Stellvertreter, dem heiligen Papst Gregor und seinen Nachfolgern, bei der unteilbaren Dreifaltigkeit, dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geiste, und bei diesem Deinem heiligen Leib, den heiligen katholischen Glauben in voller Treue und Reinheit zu betätigen und mit Gottes Gnade in der Einheit dieses Glaubens, auf dem alles Heil der Christen ohne Zweifel beruht, zu verharren, auf keine Weise irgendwelchen bösen Einflüsterungen gegen die Einheit der gemeinsamen und allgemeinen Kirche mein Ohr zu leihen, sondern, wie ich gesagt habe, meine Treue, meine Glaubensreinheit, meinen Beistand Dir und der Wohlfahrt Deiner Kirche, der von Gott dem Herrn die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen ist, sowie Deinem vorgenannten Stellvertreter und seinen Nachfolgern in allem zu weihen. Mit Bischöfen aber, von denen ich weiß, daß sie gegen die hergebrachten Satzungen der heiligen Väter verstoßen, will ich durchaus keine Gemeinschaft oder Verbindung unterhalten, sondern sie vielmehr, wenn ich es vermag, in ihrem Treiben hindern; wenn ich aber dazu nicht imstande bin, so will ich es getreulich sofort meinem Herrn, dem Papst, melden. Wenn ich, was fern sei, je versuchen sollte, in irgendwelcher Weise, in irgendwelcher Absicht oder aus irgendwelchem Anlaß gegen den Inhalt meines Gelöbnisses zu handeln, dann soll ich des ewigen Gerichtes schuldig befunden werden und der Strafe des Ananias und der Saphira verfallen, die es wagten, Dich durch falsche Angaben über ihr Eigentum zu betrügen.

Diese Eideserklärung habe ich, Bonifatius, unwürdiger Bischof, eigenhändig geschrieben, auf Deinen heiligen Leib gelegt und, den göttlichen Richter zum Zeugen anrufend,

den obenstehenden Eid geleistet, den ich auch zu halten gelobe." [1]

So lautete der feierliche Eid, den der Apostel der Deutschen dem Apostelfürsten und dessen Nachfolgern schwur; auf dieser apostolischen Grundlage ist die deutsche Kirche gegründet. Was er gelobte, war durchaus keine ihm aufgezwungene Verpflichtung. Sie entsprach ganz seinen Wünschen und Überzeugungen, sowie den Absichten, die ihn zum ersten Male vor vier Jahren nach Rom geführt hatten. Roms Vertreter zu sein, für die kirchliche Vereinigung aller deutschen Stämme mit Rom zu wirken, blieb zeitlebens sein Stolz und seine Freude.

Bonifatius war nun Bischof mit allen Rechten und Vorrechten eines Nachfolgers der Apostel, aber wie die Apostel selbst, ohne bestimmten Sitz und ohne fest umgrenzten Sprengel: er war Missionsbischof für „Germanien und die Gegenden östlich des Rheinstroms"; seine Herde waren die zerstreuten Christen im Maintal und die Neubekehrten im Lahn- und Hessengau. Für seine Amtsführung war er keinem Erzbischof oder Metropoliten verantwortlich, sondern, wie die Bischöfe der römischen Kirchenprovinz, dem Heiligen Stuhl allein. Um seiner einzigartigen und sonst ganz unsicheren Stellung als Missionsbischof einen festen Halt zu geben, verlieh im Gregor in einem eigens zu diesem Zweck ausgefertigten Schriftstück die familiaritas, d. h. den besondern Schutz des päpstlichen Stuhles, der sonst nur Mitgliedern des päpstlichen Hofes zukam [2].

---

[1] Ep. 16, 28 f. Vgl. Tangl, Die Briefe des hl. Bonifatius (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 92) 12 f.

[2] Vita Bonifatii 6, 30. Dazu Tangl a. a. O. 41, A. 1. Siehe Anhang I, 4.

Anweisungen und Empfehlungen.

Von der größten Wichtigkeit für sein zukünftiges Wirken waren auch die vier Briefe[1], die Bonifatius am Tage nach seiner Weihe von Gregor erhielt. Sie zeigen, daß der Papst mit seiner ganzen geistlichen Macht für ihn eintrat. Der erste Brief teilte Klerus und Volk die Bischofsweihe des Bonifatius mit und schrieb dem neuen Bischof genaue Verhaltungsmaßregeln vor für die Zulassung zu den heiligen Weihen, die Spendung der Taufe und die Verwendung des Kirchengutes.

Ein zweiter Brief ist an die weltlichen und geistlichen Würdenträger und „alle gottesfürchtigen Christen" im Frankenreich gerichtet. „Wir haben erfahren", heißt es darin, „daß einige Völker in Germanien sowie im Landstrich östlich des Rheinstroms auf Anstiften des Teufels im Schatten des Todes irren und unter dem Schein christlicher Religion dem Götzendienst frönen, andere aber noch gar keine Erkenntnis Gottes besitzen. So haben Wir es für notwendig erachtet, zur Erleuchtung beider und zur Verkündigung des Wortes des wahren Glaubens den Träger dieses Schreibens, Unsern ehrwürdigen Bruder, den Bischof Bonifatius, nach jenen Gegenden abzuordnen, auf daß er die einen durch die Predigt der Heilslehre zum ewigen Leben führe, und die andern, wie und wo immer er sie vom rechten Pfad verirrt sieht, zurechtweise, durch seine Belehrung in den Hafen des Heils zurückführe und sie dahin bringe, im katholischen Glauben zu verharren." Alle möchten ihn aufnehmen, fährt der Papst fort, ihn auf seinen Reisen mit allem Bedarf versehen, ihm Speise und Trank reichen

[1] Ep. 17—20, 29 ff.

und Begleiter zur Verfügung stellen. Versuche aber jemand, ihm entgegenzuwirken und seine Tätigkeit zu hindern, so soll er nach göttlichem Richtspruch, von den Banden des Bannfluchs umstrickt, der ewigen Verdammnis anheimfallen.

In einem dritten Schreiben empfiehlt Gregor den Bonifatius an die thüringischen Großen Asulf, Godolav, Wilar, Gundhar und Alvold. Er habe Kenntnis von ihrer Standhaftigkeit im Glauben erhalten, erklärt der Papst, worüber er mit besonderer Freude erfüllt sei. Sie hätten nämlich den Heiden, die sie zum Götzendienst zwingen wollten, erwidert, lieber glückselig sterben zu wollen als den einmal erlangten Glauben irgendwie zu verletzen. Durch die Missionstätigkeit des Bonifatius, den er zu ihrem Bischof bestimmt habe, hoffe er, daß ihr Glaube neue Kräftigung erhalten und ihre Anhänglichkeit an den Apostolischen Stuhl zunehmen werde; sie möchten ihm in allen Stücken folgen.

Sollte aber das unserem Heiligen übertragene Werk nicht von vornherein zum Mißlingen verurteilt sein, so mußte ihm der Schutz Karl Martells, des ungekrönten Frankenkönigs, zugesichert werden. Karl hatte bereits das Bekehrungswerk in Friesland tatkräftig unterstützt, er würde ohne Zweifel auch bereit sein, die Glaubenspredigt in Deutschland zu fördern, besonders wenn die höchste Macht der Christenheit ihn dazu aufforderte. Zu diesem Zweck richtete Gregor folgendes Schreiben an ihn[1]:

„Dem ruhmreichen Herrn, Unserem Sohn, dem Herzog Karl Papst Gregor. Da Wir wissen, daß Du, Geliebtester in Christus, bei vielen Anlässen Deinen frommen Eifer bewiesen hast, entbieten Wir Dir Unsern schuldigen Gruß

[1] Ep. 20, 34. Tangl, Die Briefe des hl. Bonifatius 18.

und tun Dir kund, daß Wir Uns bewogen gefunden haben, den hier gegenwärtigen, in Glauben und Wandel erprobten und in den Satzungen des Heiligen Apostolischen Stuhles unterwiesenen Bruder Bonifatius abzuordnen, um den Stämmen und Völkern Germaniens östlich des Rheinstroms, die im Irrwahn des Heidentums befangen oder noch durch die Finsternis der Unwissenheit gehemmt sind, zu predigen. Daher empfehlen Wir ihn in jeglicher Weise Deinem glorreichen Wohlwollen, auf daß Du ihm in allen Nöten beispringst und ihn gegen die Widersacher aufs eifrigste verteidigst. Sei zuversichtlich überzeugt, daß Du, was immer Du an geneigter Gunst ihm zuwendest, Gott erweisest, der seinen Aposteln, als er sie aussandte, das Licht den Heiden zu bringen, vorhergesagt hat, daß, wer sie aufnimmt, ihn selber aufnimmt. Mit den apostolischen Satzungen durch Uns vertraut, beschreitet der genannte Bischof seine Predigerbahn."

Diese päpstliche Empfehlung enthielt, wie ein neuerer Geschichtsforscher treffend bemerkt[1], mehr, als ihr karger und allgemeiner Inhalt ahnen läßt. Karl stand damals in den Anfängen seines Wirkens; er hatte in harten Kämpfen seine Widersacher niedergerungen, das merowingische Schattenkönigtum zu völliger Bedeutungslosigkeit zurückgedrängt, das Frankenreich in seiner Hand geeinigt. Und gerade in diesem Augenblick richtete der Papst das erste Schreiben an Karl Martell, durch das er ihn, den durch seine Gegner eben noch heftig Bekämpften, als den führenden und gebietenden Mann im Frankenreich anerkannte. Es war zugleich ein Siegespreis, den Bonifatius mit dieser Empfehlung in die Hände des Fürsten legen sollte.

[1] Tangl a. a. O. x f.

Zweites Kapitel.

Vollendung des Bekehrungswerkes in Hessen.
723—724.

1. Unter Karl Martells Schutz.

Von Rom begab sich Bonifatius an das fränkische Hoflager in Valenciennes. Hier fand er, trotz der feindlichen Haltung gewisser Hofbischöfe[1], ehrenvolle Aufnahme. Karl Martell, der ein ebenso weitblickender Staatsmann wie tapferer Kriegsheld war und die politischen Vorteile der Bekehrung der letzten noch heidnischen Gebiete in Austrasien zu würdigen wußte, stellte ihm bereitwilligst den begehrten Schutzbrief aus. Unter den Urkunden Karls nimmt dieses Schreiben eine ganz bedeutende Stellung ein. „Es ist die einzige, worin Karl sich der Formen der Merowingischen Königsurkunde bediente und die erste der Hausmeierurkunden, worin die Ankündigung von Handmal und Siegel erscheint.“[2] Es ist zugleich ein Beleg für die gebietende Stellung des Hausmeiers; bisher war es nämlich ein königliches Vorrecht gewesen, Schutz- oder Mundbriefe dieser Art zu verleihen.

„Den heiligen und apostolischen Vätern in Christo, den Bischöfen, den Herzogen, Grafen, Schultheißen, Domänenverwaltern, allen Unsern Unterbeamten, Sendboten und Freunden, der erlauchte Mann Karl, der Major Domus, euch wohlgeneigt.

Vernehmt, daß der apostolische Mann und Vater in Christus, der Bischof Bonifatius, zu Uns gekommen ist und

[1] Liudgerus, Vita Gregorii c. 3.

[2] Tangl, Briefe des hl. Bonifatius 22, A. 1.

das Ansuchen gestellt hat, daß Wir ihn in Unsern Schutz und Schirm nehmen möchten. Das haben Wir, wie ihr wissen mögt, willigen Sinnes auch getan. Daher haben Wir solchermaßen verfügt und für ihn diese von Unserer eigenen Hand vollzogene Urkunde ausfertigen lassen, damit er, wo immer er sich aufhält, mit Unserer Geneigtheit und unter Unserem Schutz und Schirm unangefochten und gesichert sein solle, dergestalt, daß er Gerechtigkeit übe und Gerechtigkeit empfange. Und wenn irgendein Streitfall oder eine Schwierigkeit sich erheben sollte, die durch das ordentliche Gerichtsverfahren nicht beigelegt werden könnte, dann soll ihm das Recht zustehen, seine Angelegenheit bei Unserem Gericht anhängig zu machen, und zwar sowohl er selbst wie seine künftige Gefolgschaft. Niemand soll es wagen, ihn anzufechten oder zu verurteilen, sondern unter Unserem Schutz und Schirm genießt er jederzeit Ruhe und Sicherheit. Zur größeren Glaubwürdigkeit haben Wir diese Urkunde eigenhändig vollzogen und mit Unserem Siegelring besiegelt.“ [1]

Karl Martell war damals der einzige Verteidiger des Christentums, der einzige Machthaber, der sein Schwert in den Dienst des Glaubens stellte. Ob er es aus rein politischen Beweggründen tat, wie manche behaupten, oder aus aufrichtiger Anhänglichkeit an die Kirche, ist schwer zu entscheiden; jedenfalls, was ein gallischer Bischof einst von Chlodwig sagte, läßt sich auch auf ihn anwenden: „Wo er sein Banner entfaltete, da siegte die katholische Kirche.“ „Eine Gottheit formt unsere Zwecke“, sagt der Dichter, „so roh wir sie auch zuhaun“: bewußt oder unbewußt erfüllte

[1] Ep. 22, 36 ff.

der rauhe Kriegsmann, der einen großen Teil seines Lebens in Kriegen und Kriegsrüstungen zubringen mußte, die Aufgabe, die Gott ihm zugewiesen hatte, und die wehrlose Kirche war froh, sich seines starken Armes zu bedienen, wenn er auch keine Bedenken trug, auf ihre Kosten seine Dienstmannen zu bereichern. Wie sehr Karls Schutz dem Missionswerk zustatten kam, bezeugt Bonifatius selbst in einem Brief an Daniel von Winchester: „Ohne den Schutz des Frankenfürsten kann ich das christliche Volk nicht leiten und die Priester, Kleriker, Mönche und Mägde Gottes nicht schirmen, noch ohne seinen Machtspruch und die Furcht vor ihm heidnischen Brauch und den Greuel des Götzendienstes in Germanien bekämpfen.“ [1]

2. Neue Erfolge in Hessen.

Da die Zukunft seiner Mission durch Karls Entgegenkommen, menschlich gesprochen, gesichert war, kehrte Bonifatius mit frischem Mut zu seinen apostolischen Arbeiten in Hessen zurück. Hier fand er alles in bester Ordnung. Die Neubekehrten waren dem Glauben treugeblieben, und es war seine erste Sorge, ihnen das Sakrament der Firmung zu spenden. Dann nahm er die Predigt unter den heidnischen und halbheidnischen Bewohnern an der Sachsengrenze wieder auf. Die Zahl der Gläubigen wuchs von Tag zu Tag.

Im Laufe des Jahres 724 sandte Bonifatius einen Bericht über den Fortgang des Bekehrungswerkes nach

[1] Ep. 63, 130. Karl Martell hatte alle heidnischen Gebräuche unter Strafe von 15 Solidi für jede Übertretung verboten. Vgl. Concil. Liptinense c. 4.

Rom. In seinem Antwortschreiben beglückwünschte ihn Gregor zu seinen glänzenden Erfolgen und ermunterte ihn, trotz mancherlei Schwierigkeiten tapfer in dem so verheißungsvoll begonnenen Werke auszuharren. „Aus Deinem Bericht erfahren Wir", schrieb er unter anderem, „daß Du viele vom Irrtum bekehrt hast; dafür sagen Wir Unserem Gott tausendmal Dank und frohlocken über den Gewinn an Seelen. Halte fest, damit Du die Krone für Deine Arbeit erlangst; denn Gott verspricht denen, die bis ans Ende ausharren, das Heil. Laß Dich nicht durch Drohungen abschrecken und durch Schreckniſſe entmutigen, sondern halte fest im Vertrauen auf Gott und verkündige das Wort der Wahrheit; die göttliche Hilfe wird das Werk vollenden, wenn nur der Wille gut ist." [1]

Bonifatius bedurfte der Aufmunterung; denn gerade seine Erfolge hatten ihn zum erstenmal in offenen Gegensatz zu einem fränkischen Bischof gebracht. Gerold von Mainz, der sich bis dahin nicht im geringsten um die Heiden in Hessen gekümmert hatte, wollte nun ernten, wo er nicht gesät, und nahm die jungen Christengemeinden, die sozusagen über Nacht entstanden waren, für seinen Sprengel in Anspruch. Bonifatius beklagte sich beim Papst, der sofort Karl Martell ersuchte, für ihn einzutreten und Gerold in Schranken zu halten [2]. Wir wissen nicht, welche Schritte Karl in der Angelegenheit unternahm; aber da die Frage später von Bonifatius nicht mehr berührt wird, dürfen wir annehmen, daß dem Mainzer Bischof nahegelegt wurde, in Zukunft jeden Eingriff in die kirchlichen Angelegenheiten Hessens zu vermeiden.

---

[1] Ep. 24, 41 ff. [2] Ebd. 42.

3. Anleitung für die Heidenbekehrung.

Auch in seine alte Heimat ließ Bonifatius von Zeit zu Zeit Berichte über seine Tätigkeit in Deutschland gelangen. Seine Briefe aus dieser Zeit sind leider alle verloren gegangen, und von den Antworten seiner Freunde ist uns nur eine erhalten. Sie stammt aus der Feder seines väterlichen Freundes Daniel von Wincheſter. Dieſer Brief verdient unſere beſondere Aufmerkſamkeit, zeigt er uns doch, wie die großen Miſſionare der Vorzeit bei ihren Bekehrungsverſuchen zu Werke gingen, wie ſie die Torheit des Götzendienſtes bekämpften, das Heidentum in ſeiner Nichtigkeit darſtellten und die Lehre von dem einen wahren Gott in die Herzen der Naturkinder ſenkten.

Willig erkennt der Kirchenfürſt dem jüngeren Amtsgenoſſen, der ſich ſo eifrig bemüht, „die ſteinigen und unfruchtbaren Herzen der Heiden mit der Pflugſchar der Predigt des Evangeliums aufzulockern und in fruchtbare Schollen umzuwandeln“, den erſten Tugendpreis zu; er hofft aber durch Ratſchläge über die beſte Art der Heidenbekehrung einen Anteil am zweiten Preis zu erhalten, der ja allen zukommt, die dem Glaubenswerk Vorſchub leiſten. „Deshalb habe ich mich bemüht“, fährt er fort, „Deine Aufmerkſamkeit noch ſchärfer darauf zu lenken, wie es Dir, nach meinem Dafürhalten, am beſten und raſch gelingen könnte, die Halsſtarrigkeit des unbelehrten Volkes zu brechen. Du darfſt den Heiden nichts anderes über die Herkunft ihrer falſchen Götter ſagen, als ſie ſich ſelbſt zurecht machen. Laß ſie bei ihrer Meinung, daß ihre Götter voneinander abſtammen, denn dann kannſt Du ihnen klar machen, daß nach Menſchenart geborene Götter und Göttinnen Menſchen

und nicht Götter sind, einen Anfang erst genommen haben, aber nicht von Anfang an da waren. Hast Du sie genötigt, anzuerkennen, daß ihre Götter einen Anfang haben, dann frage sie, ob sie meinen, daß die Welt einen bestimmten Anfang gehabt oder ohne Anfang von jeher bestanden habe. Wenn sie einen Anfang gehabt hat, wer hat sie erschaffen? Für die erst gezeugten Götter finden sie vor Erschaffung der Welt doch ohne Zweifel keine Stätte, wo diese hätten bestehen und wohnen können. (Unter Welt verstehe ich nicht nur den sichtbaren Himmel und die Erde, sondern alle Räume, welche die Heiden sich nur immer vorstellen können.) Wenn sie aber behaupten, die Welt habe immer und ohne Anfang bestanden, so bemühe Dich, dies durch vielfache Beweise und Gründe zu widerlegen; setzen sie den Streit weiter fort, so frage sie, wer vor der Geburt der Götter die Welt beherrschte und lenkte; wie die Götter es fertig brachten, die vor ihnen und von jeher bestehende Welt sich zu unterwerfen; woher, von wem und wann der erste Gott oder die erste Göttin geboren sei; ob sie meinten, daß die Götter noch fortwährend andere Götter erzeugten; und wenn nicht, wann und weshalb sie aufgehört hätten. Wenn sie aber noch welche erzeugen, dann muß die Zahl der Götter wohl schon unbegrenzt sein, und es muß daher für die Sterblichen sehr schwer sein, zu entscheiden, wer unter so vielen und mächtigen als der Mächtigere anzusehen sei, und man müsse sich hüten, einen noch höher stehenden zu beleidigen.

Frage sie auch, ob sie meinten, daß man die Götter für das zeitliche und gegenwärtige oder für das künftige und ewige Heil verehren müsse. Wenn für das zeitliche Glück, dann mögen sie doch sagen, worin die Heiden jetzt glück-

licher seien als die Christen. Frage sie ferner, welchen Gewinn die Heiden mit ihren Opfern den Göttern zu bringen glaubten, die doch alles in ihrer Gewalt haben. Oder warum die Götter selbst das in der Gewalt ihrer Untergebenen lassen, was diese ihnen darbringen? wenn sie solcher Gaben bedürfen, warum wählen sie sich nicht Ansehnlicheres aus? Wenn sie aber ihrer nicht bedürfen, dann müßte man es doch als überflüssig ansehen, durch solche Opfergaben die Götter versöhnen zu wollen.

Dies und ähnliches mußt Du ihnen, nicht in Hohn und Schimpf, sondern ruhig und mit größter Mäßigung entgegenhalten. Zwischendurch mußt Du ihrem Aberglauben unsere christlichen Wahrheiten gegenüberstellen und scheinbar ganz nebenbei heranziehen; die Heiden werden dann, mehr verwirrt als erbittert, über ihren törichten Aberglauben erröten und zugleich sehen, daß wir ihre abscheulichen Gebräuche und Göttermären recht wohl kennen.

Auch das ist noch zu berühren: wenn ihre Götter allmächtig sind, gütig und gerecht, dann belohnen sie nicht nur ihre Verehrer, sondern strafen auch ihre Verächter. Wenn sie beides schon in diesem zeitlichen Leben tun, warum verschonen sie dann die Christen, die fast den ganzen Erdkreis ihrem Dienste abspenstig machen und die Götzenbilder umstürzen? Und warum besitzen die Christen fruchtbare Länder, reich an Öl und Wein und strotzend von andern Schätzen, während ihnen, den Heiden, nebst ihren Göttern nur die in stetem Frost starrenden Länder übriggeblieben sind?

Auch ist ihnen öfters das überragende Ansehen der christlichen Welt vorzuhalten. Im Vergleich damit gibt es nur wenige, die noch an dem alten Wahn festhalten. Und da-

mit sie nicht immer auf die scheinbar rechtmäßige uralte Herrschaft der Götter gerade über ihre Stämme pochen, ist ihnen klarzumachen, daß früher die ganze Welt dem Götzendienst ergeben war, bis sie durch die Gnade Christi mit der Erkenntnis des wahren, allmächtigen Schöpfers und Lenkers, des einen Gottes erleuchtet, belebt und mit Gott versöhnt wurde. Denn wenn bei den Christen täglich die Söhne der Gläubigen getauft werden, was tue man dabei anders, als daß man sie einzeln von dem Schmutz und der Schuld des Heidentums reinige, von dem einst die ganze Welt erfüllt war?“ [1]

Die Missionsmethode, die Daniel hier seinem Freunde empfiehlt, hatte er gewiß selbst öfters erprobt, als er in Sussex und auf der Insel Wight die Überbleibsel des angelsächsischen Heidentums ausrottete. Ein ähnliches Verfahren haben die Glaubensboten zu allen Zeiten eingeschlagen. Man begnügte sich aber keineswegs immer mit solchen Vernunftbeweisen: Naturmenschen, wie es die Germanen waren, mußte man die Ohnmacht ihrer Götter und die Macht des Christengottes auch auf eine handgreiflichere Art dartun. Von diesen derberen Beweismitteln versprachen sich besonders viel die Neubekehrten, wenn sie ihre zögernden Landsleute für das Christentum gewinnen wollten. Jedem Leser von Bedas Kirchengeschichte [2] ist die kühne Tat des northumbrischen Opferpriesters Coifi bekannt. Nach seiner Bekehrung durch den hl. Paulinus entweihte und zerstörte er mit eigener Hand die Altäre und Heiligtümer der Götzen, um seinem Volke zu zeigen, wie nichtig alles sei, was sie bisher für heilig gehalten. Von den

[1] Ep. 23, 38 ff. [2] 2, 13.

Christen gedrängt, griff Bonifatius zu einem ähnlichen Mittel, um den letzten Widerstand der heidnischen Hessen zu brechen.

4. Die Fällung der Donareiche.

In Hessen, besonders an der Sachsengrenze, gab es noch viele Heiden, die sich jedem Bekehrungsversuch hartnäckig widersetzten. Überaus zähe hielten sie an den hergebrachten Opfern und abergläubischen Gebräuchen fest. Teils heimlich, teils offen, sagt Willibald, betrieben sie Wahrsagerei und Zauberei und suchten durch Zeichendeutung und Los, Vogelschrei und Vogelflug zukünftige Dinge zu erfahren. In abgelegenen Wäldern und Hainen, unter Bäumen und an Quellen, die sie gleichsam als die Tempel der Götter betrachteten, brachten sie ihre Opfer dar. Die größten und stärksten Bäume, vor allem uralte, der Zeit und dem Wetter trotzende Eichen, waren für sie ein besonderer Gegenstand der Verehrung; sie färbten sie mit dem Blute der geschlachteten Opfertiere und zäunten sie ein, um sie gegen Verletzung oder Schändung zu sichern. Bei Geismar im Edertal[1] stand eine solche heilige Eiche, die das Volk die Donareiche nannte, weil sie dem Thor oder Donar geweiht war. Manch edles Roß war in ihrem Schatten dem mächtigen Donnerer geopfert worden, und bevor die Franken das Land erobert hatten, war wohl auch edleres Blut über den Opferstein geflossen. So mächtig der Christengott auch sein möge, über die heilige Eiche von Geismar, prahlten die Heiden, habe er keine Gewalt; keiner seiner Diener werde es wagen, Hand an sie zu legen: Thor selbst würde den Frevler mit seinem Hammer zerschmettern.

[1] Nur Geismar bei Fritzlar kann gemeint sein. Vgl. H. Boehmer in der Zeitschr. für hess. Geschichte 1917, 188 Anm.

Die Christen rieten nun ihrem Bischof, diesen Baum umhauen zu lassen; sein Sturz würde endgültig die Ohnmacht des Heidentums erweisen und viele Bekehrungen herbeiführen. Bonifatius willigte ein. Er tat noch mehr. An dem festgesetzten Tage machte er sich selbst daran, mit dem Beil dem Baume an die Wurzel zu gehen. „Als er sich nun kühnen Mutes anschickte", erzählt Willibald[1], „den Baum zu fällen, verwünschte ihn die große Menge der herbeigeeilten Heiden in ihrem Innern heftig als einen Feind ihrer Götter. Kaum aber hatte er den Stamm nur ein wenig angehauen, da wurde die gewaltige Masse der Eiche durch höheres göttliches Wehen in Bewegung gebracht und stürzte mit gebrochener Krone zur Erde. Wie durch die Kraft eines höheren Willens barst sie sofort in vier Teile, und ohne daß die umstehenden Brüder etwas dazu getan hätten, stellten sich dem Auge vier ungeheure Spaltenstücke von gleicher Länge dar. Als das die vorher fluchenden Heiden sahen, wurden sie wie umgewandelt, verwarfen selbst ihre frühere Lästerrede und priesen gläubig den Herrn. Aus dem Holze des Baumes erbaute der heilige Bischof nach Beratung mit den Brüdern eine Kapelle und weihte sie dem hl. Petrus."

Die Überlieferung weiß zu berichten, daß Bonifatius noch viele andere heidnische Heiligtümer im Hessenlande zerstörte und allerorts christliche Gotteshäuser errichtete. Es ist unmöglich, die Wahrheit dieser Angaben im einzelnen nachzuprüfen; zweifellos sicher aber ist, daß die eifrigen Bemühungen unseres Heiligen große Erfolge zeitigten. In den Jahren 723 und 724 war das Christentum

[1] Vita Bonifatii 6, 31 f. Siehe Anhang I, 5.

in Hessen so weit gefestigt, daß die ständige Anwesenheit des Oberhirten dort nicht mehr nötig war. Er beschloß daher, wieder nach Thüringen zu gehen. Da er aber jenes Land seit fünf Jahren nicht mehr betreten hatte und voraussehen konnte, daß er noch größeren Widerstand als bei seinem ersten Besuche finden werde, erbat er sich einen Empfehlungsbrief vom Heiligen Vater, den er auch sofort erhielt. Gregor wendet sich nicht, wie in seinem ersten Schreiben, an einige Großen, sondern an „das gesamte Volk der Thüringer“:

„Wir haben Unsern heiligen Bruder, den Bischof Bonifatius, zu euch gesandt, damit er euch taufe, den Glauben Christi lehre und vom Irrtum auf den Weg des Heils geleite, auf daß ihr die Seligkeit und das ewige Leben empfanget. Ihr aber gehorchet ihm in allem, ehret ihn wie euren Vater und neiget eure Herzen seiner Lehre. Nicht um irdischer Vorteile willen haben Wir ihn ausgeschickt, sondern zum Heile eurer Seelen. Liebet also Gott und empfanget die Taufe in seinem Namen; denn der Herr, unser Gott, hat denen, die ihn lieben, bereitet, was noch keines Menschen Auge gesehen, was noch keines Menschen Herz geahnt hat. Laßt ab von bösen Werken und tut Gutes. Betet keine Götzenbilder an und opfert kein Fleisch, denn das sind Dinge, die Gott nicht wohlgefällig sind. Handelt in allem so, wie Unser Bruder Bonifatius es euch lehrt, und ihr werdet gerettet, ihr und eure Kinder, in Ewigkeit. Bauet ein Haus, in dem euer Vater, der Bischof, wohnen kann, und Kirchen, wo ihr beten sollt, daß Gott euch eure Sünden verzeihe und euch das ewige Leben schenke.“ [1]

[1] Ep. 25, 43 ff.

Drittes Kapitel.

Aufbau in Thüringen. 725—731.

1. Kämpfe.

In Thüringen hatten sich die Verhältnisse inzwischen nicht günstiger gestaltet. Karls glückliche Feldzüge gegen die Sachsen hatten zwar die äußere Ruhe wiederhergestellt, aber im Innern gärte es immer noch, und in religiös-sittlicher Beziehung befand sich das Volk in einer geradezu trostlosen Lage. Die Mahnungen zur Umkehr, die Bonifatius bei seiner ersten Anwesenheit an Adel und Geistlichkeit gerichtet hatte, waren unbeachtet geblieben. Als er sie jetzt nachdrücklich wiederholte und mit seiner ganzen bischöflichen Autorität auf ihre Durchführung drängte, stieß er auf heftigen Widerstand. Als Häupter der Widerspenstigen werden vier Priester namhaft gemacht: Torchtwin, Berechter, Eanbercht und Hunraed. Willibald[1] kennzeichnet sie als „falsche Brüder, die das Volk verführten und unter dem Namen der Religion verderbliche Irrlehren verbreiteten"; er wirft ihnen auch Unzucht und andere Laster vor. Einige halten sie für entartete Schüler der alten irischen Missionare; ihre Irrlehre wäre dann wohl aus den Eigentümlichkeiten der keltischen Kirchendisziplin hervorgegangen[2]. Wahrscheinlicher ist, daß sie Anhänger Gerolds von Mainz waren. An dessen lockeres Kirchenregiment gewohnt, suchten sie mit allen Mitteln dem strengen römischen Bischof den Aufenthalt im Lande unmöglich zu machen. Sie gingen sogar so weit,

[1] Vita Bonifatii 6, 33.

[2] Die Namen der Führer sind merkwürdigerweise rein angelsächsisch (vgl. Levison, Vitae S. Bonifatii 23, not. 2). Siehe Anhang I, 3.

einen förmlichen Aufstand gegen ihn zu erregen. Doch solche Männer, deren Lebenswandel in schroffstem Widerspruch mit den Lehren des Christentums stand, konnten sich auf die Dauer gegen einen Bonifatius nicht behaupten. Das Volk, das sich stets zu sittlich-großen Persönlichkeiten hingezogen fühlt, kehrte seinen Verführern alsbald den Rücken, und Bonifatius ging siegreich aus dem Kampf hervor. Die Gegner unterwarfen sich oder räumten das Feld. Durch diesen Sieg sicherte der neue Oberhirt nicht nur seine eigene Stellung in Thüringen, sondern legte auch den Grund zur Verbindung der deutschen Kirche mit dem Heiligen Stuhl.

Bonifatius muß die Unruhestifter bereits im Jahre 725 verdrängt haben; denn in dem Bericht, den er im folgenden Jahre durch den Priester Denewald nach Rom schickte, ist von einem offenen Widerstand der thüringischen Geistlichkeit keine Rede. Es fehlte aber nicht an Schwierigkeiten anderer Art, die nur allmählich und durch kluges Vorgehen überwunden werden konnten. Die verderblichen Folgen der religiösen Verwirrung, vor allem der unheilvollen Vermengung von Christentum und Heidentum, die allenthalben Platz gegriffen hatte, begegneten ihm auf Schritt und Tritt.

Es gab Leute, die sich Christen nannten, aber nicht wußten, ob sie getauft seien oder nicht. Andere waren von unwürdigen Priestern oder gar von Heiden getauft worden und hegten Zweifel wegen der Gültigkeit des Sakramentes. Andere wiederum hatten die Firmung von irgendeinem Wanderbischof erhalten: sie wollten nun von Bonifatius wieder gefirmt werden. Im Laufe der Zeit hatten sich allerhand unkirchliche Gebräuche eingebürgert, die nicht geduldet werden konnten. So wurden z. B. bei der Feier der heiligen Messe zwei oder drei Kelche auf den Altar

gestellt. Bei andern Gebräuchen war es zweifelhaft, ob sie erlaubt seien oder nicht. Es gab viele, auch Priester, die von heidnischem Opferfleisch aßen; sie suchten ihr Gewissen dadurch zu beschwichtigen, daß sie das Kreuzzeichen über das Fleisch machten. Auch der Genuß von Pferdefleisch, der als heidnischer Brauch galt, war ziemlich allgemein.

Große Schwierigkeiten bot die Durchführung der kirchlichen Bestimmungen über die Ehe. Eheschließungen innerhalb der verbotenen Verwandtschaftsgrade kamen häufig vor; um die geistliche Verwandtschaft scheint man sich gar nicht gekümmert zu haben. Auch wurden von Zeit zu Zeit Gesuche um Ehescheidung gemacht.

Das allgemeine Elend, unter dem die Bevölkerung seufzte, wurde noch vermehrt durch pestartige Krankheiten, die ganze Gemeinden mit dem Untergang bedrohten. Der schreckliche Aussatz trat schon damals auf, und man wußte kein Mittel, ihn wirksam zu bekämpfen. Die Aussätzigen bereiteten den Seelenhirten nicht geringe Sorge: sie sträubten sich gegen jede Unterbindung ihrer Bewegungsfreiheit; sie bestanden sogar darauf, zugleich mit den Gesunden zum Tische des Herrn zu gehen.

Am schwierigsten fiel es wohl den Glaubensboten, den tiefeingewurzelten heidnischen Aberglauben erfolgreich zu bekämpfen. Auch in einigen Gegenden, wo das Christentum schon lange Fuß gefaßt hatte, sah es so schlimm aus, daß man die Christen von den Heiden kaum unterscheiden konnte. Ungebildete Geistliche gaben nur allzu oft das schlechte Beispiel, trugen Amulette und bedienten sich auch anderer abergläubischer Schutzmittel gegen die Mächte des Bösen. Verwerflicher aber als der blödeste Aberglaube war

eine barbarische Unsitte, die mit dem Sklavenhandel in Verbindung stand: Christen scheuten sich nicht, den Heiden Sklaven zu verkaufen, die den Göttern geopfert wurden.

Von Kindheit auf im Kloster erzogen, wo er gelernt hatte, „nicht nach eigenem Gutdünken zu leben, sondern sich nach fremdem Urteil und Befehl zu richten", und dazu noch zu Gewissensängstlichkeit geneigt, war es unserem Heiligen nicht immer leicht, bei den auftretenden seelsorgerischen Schwierigkeiten die richtige Lösung zu finden. Aber er wußte Rat. Mit wahrhaft kindlicher Treuherzigkeit unterbreitete er seine kleinen und großen Sorgen und Zweifel dem Heiligen Vater und fand an ihm stets einen klugen Berater und väterlichen Führer. Gregors Antworten auf seine Fragen zeugen von hoher Weisheit, die sich zwar in sanften Worten ausspricht, dennoch aber der nötigen Festigkeit und Bestimmtheit nicht entbehrt. Einige Auszüge werden das am besten zeigen.

„Du fragtest an", schreibt er an Bonifatius am 22. November 726, „in welchem Verwandtschaftsgrade die Eheschließung zulässig sei. Wir erklären, daß eigentlich, soweit Verwandtschaft nachweislich besteht, der Ehebund überhaupt nicht geschlossen werden sollte. Aber da uns, zumal bei einem so rohen Volk, Mäßigung besser angebracht scheint als die volle Strenge der Vorschrift, so ist die Ehe zuzugestehen, wenn sie nach dem vierten Verwandtschaftsgrad erfolgt.

Wenn ein Priester vom Volke angeklagt ist, aber zuverlässige Zeugen nicht vorhanden sind, welche die Wahrheit der erhobenen Beschuldigung durch Eidschwur beweisen können, soll die Sache unentschieden sein und er den zum Zeugen für die Reinheit seiner Unschuld anrufen, dem alles un-

verhüllt und offenbar ist, und dann in seiner Stellung verbleiben.

Auf Deine Anfrage wegen der Opferspeisen, ob man davon essen dürfe, wenn von den Gläubigen das Zeichen des heilbringenden Kreuzes darüber gemacht worden ist, genügt es, mit dem seligen Apostel Paulus zu antworten: ‚Wenn einer sagt, daß dies Götzenopferspeise ist, so esset nicht davon, um dessentwillen, der es anzeigte, und wegen eures Gewissens' (1 Kor. 10, 28)."

In einer andern Frage war Gregor viel strenger. „Wenn ein Vater oder eine Mutter ihren Sohn oder ihre Tochter noch in kindlichem Alter dem Mönchsberuf geweiht hat", schreibt er, „soll es diesen nicht gestattet sein, wenn sie die Jahre der Mündigkeit erreicht haben, auszutreten und eine Ehe zu schließen; es ist unrecht, Kindern, die von ihren Eltern Gott geweiht sind, die Zügel der Lust schießen zu lassen." So gebot es auch die Benediktinerregel. Erst viel später milderte die Kirche diese strenge Verordnung.

Auf eine andere Frage, welche die Glaubenslehre berührte, geht er ausführlicher ein. „Du teilst mit, daß manche, ohne nach dem Glaubensbekenntnis befragt zu sein, von unwürdigen Priestern getauft worden sind. Hierin möge Deine Liebden an dem alten Brauch der Kirche festhalten: Wer im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes getauft ist, der darf nicht nochmals getauft werden; denn er empfängt das Geschenk dieser Gnade nicht im Namen des Taufenden, sondern im Namen der Dreieinigkeit. Es soll auch gehalten werden, wie der Apostel sagt: ‚Ein Gott, ein Glaube, eine Taufe.' Doch tragen wir auf, solchen Personen noch sorgsamere geistliche Belehrung zukommen zu lassen. Bei Kindern, die ihren Eltern

entrissen wurden und nicht wissen, ob sie getauft sind oder nicht, verlangt es die Natur der Sache, sie nach der Lehre der Väter zu taufen, wenn niemand die bereits erfolgte Taufe bezeugt." [1]

2. Ohrdruf.

Dank seiner eigenen unermüdlichen Tätigkeit sowie dem engen Zusammenwirken mit dem Oberhaupte der Kirche, das ihm Ansehen und Würde verschaffte, gelang es Bonifatius, innerhalb weniger Jahre das Heidentum in Thüringen fast gänzlich auszurotten und das absterbende Christentum neu zu beleben. Wie in Hessen, so gewann er auch hier die Herzen des Volkes, indem er Not und Hunger mit ihm teilte. Die Großen des Landes schlossen sich ihm freudig an und unterstützten ihn nach Kräften in seinen Unternehmungen. Mit ihrer Hilfe konnte er bald an den bedeutenderen Orten bescheidene, aber doch würdige Gotteshäuser errichten und sogar zum Bau eines Klosters schreiten.

Es war das Kloster des hl. Michael in Ohrdruf bei Gotha. Schon frühzeitig bildete sich eine liebliche Legende um die Gründung dieser ersten Mönchssiedlung im Thüringer Walde. Als der Heilige lehrend und taufend das Land durchzog und an dem Fluß, welcher Oraha (Ohre) hieß, unter einem Zelte übernachtete, erschien ihm der Erzengel Michael von einem hellstrahlenden Lichtmeer umgeben und sprach ihm Trost und Ermutigung zu. Als der Morgen anbrach, lobte und dankte Bonifatius Gott und brachte an der Stelle das heilige Meßopfer dar. Darauf befahl er seinem Diener, das Mittagsmahl zu rüsten. Dieser antwortete jammernd und bekümmert, er habe nicht einen Bissen,

[1] Ep. 26, 44 ff. Über eine Ehescheidungsfrage s. Anhang I, 6.

den er ihm vorsetzen könnte. Da sprach Bonifatius: „Sollte denn derjenige, der Hunderttausende von Menschen vierzig Jahre lang mit Brot vom Himmel wunderbar ernährte, mir, seinem unwürdigen Knecht, nicht für einen einzigen Tag Speise verschaffen können, um in dieser Wildnis mein Leben zu fristen?" Kaum hatte er dies gesagt, da flog von dem nahen Flusse plötzlich ein mächtiger Vogel empor und ließ einen Fisch, den er in Schnabel und Krallen trug, vor dem Gottesmann niederfallen. Die Stätte, wo sich dies zugetragen, wurde dem Heiligen bald darauf von dem Besitzer, einem vornehmen Thüringer namens Hugo, geschenkt; andere Adelige, die in der Nähe begütert waren, folgten diesem Beispiel. Bonifatius ließ das Gehölz ausroden, Wohnungen für die Mönche errichten und den Grund zu einer Kirche legen[1].

Willibald rühmt den heiligmäßigen Wandel der ersten Mönche von Ohrdruf, die sich nach dem Beispiel der Apostel mit ihren eigenen Händen in emsiger Arbeit Lebensunterhalt und Kleidung erwarben[2]. Das Kloster wurde der Wohnsitz des Bischofs, oder vielmehr der Ort, wo er von Zeit zu Zeit weilte; denn in jenen Tagen angestrengtester Missionstätigkeit verbrachte er die meiste Zeit im Sattel oder im Zelte.

3. Gewissensängste.

Fast zehn Jahre lang wirkte Bonifatius als Missionsbischof in Hessen, Thüringen und Ostfranken. Während dieser Zeit erfuhr er, außer in dem oben erwähnten Streit

[1] Vita Bonifatii auct. Moguntino 5, 96 und Othloh, Vita Bonifatii 24, 136 f.

[2] Vita Bonifatii 6, 34.

mit dem Bischof von Mainz, keine unmittelbare Unterstützung durch Karl Martell. Erst gegen Ende seines Lebens trat Karl ihm näher; zu einem Freundschaftsverhältnis, wie es zwischen dem Hausmeier und Willibrord bestand, kam es nie. Während Karl die Kirche von Utrecht reichlich mit Gütern ausstattete, war Bonifatius auf die kargen Gaben seiner Neubekehrten angewiesen.

Aber wenn auch Bonifatius nur selten am Hofe erschien, so kam er doch häufig genug in Berührung mit den fränkischen Großen, besonders mit den Bischöfen, deren Sprengel an sein Missionsgebiet grenzten. Dies verursachte ihm mancherlei Gewissensbedenken, denn der Lebenswandel einiger dieser Kirchenfürsten war, wie er uns selbst versichert, geradezu lasterhaft und eine Schande für das Priestertum. Sollte er jeden Verkehr mit ihnen abbrechen, auch auf die Gefahr hin, den Erfolg seiner apostolischen Tätigkeit in Frage zu stellen? Für sich neigte er zur Strenge, hatte er doch aus freien Stücken dem Papste eidlich versprochen, keine Gemeinschaft mit Bischöfen zu pflegen, die gegen die kirchlichen Satzungen handelten. Doch Gregor, den er um Rat befragte, war anderer Meinung. „Du fragst", schrieb er, „ob es Dir wohl erlaubt sei, mit Priestern und Bischöfen, die in viele Laster verstrickt sind, an einem Tisch zu sitzen, wenn sie nicht eigentliche Ketzer sind. Wir raten Dir, solche kraft apostolischer Vollmacht zurechtzuweisen, zu ermahnen und zur Reinheit kirchlicher Zucht zurückzuführen. Gehorchen sie Dir, so werden sie ihre Seelen retten, und Du selbst wirst dafür belohnt werden. Aber weigere Dich nicht, mit ihnen zu reden und gemeinsam mit ihnen zu Tische zu sitzen. Denn oft kommt es vor, daß man Leute, die durch strenge Rüge und Zucht nicht zu gewinnen sind, durch die heitere

und freundliche Mahnung beim Mahle auf den Weg der Gerechtigkeit zurückführt. Das gleiche Verfahren mußt Du auch gegenüber den weltlichen Großen einschlagen, die Dir ihre Unterstützung leihen."[1] Bonifatius hatte es gewiß nicht zu bedauern, daß er, wenn auch mit innerem Widerstreben, diesen klugen und milden Rat befolgte.

Tod Gregors II.

Der rasche Fortgang des Bekehrungswerkes in Deutschland stärkte die Hand des Papstes in seinem Kampfe gegen die byzantinischen Bilderstürmer. Als Leo der Isaurier drohte, er werde seine Schergen nach Rom senden, um das Bild des hl. Petrus zu zertrümmern und den Papst selbst in Ketten wegzuführen, wies Gregor auf die hohe Achtung hin, in welcher das Papsttum bei den Abendländern stand; ein abendländischer Fürst, Septetus mit Namen, habe ihn sogar gebeten, zur Spendung der heiligen Taufe persönlich zu ihm zu kommen[2].

Der Bilderstreit tobte immer noch, als Gregor II. am 11. Februar 731 aus dem Leben schied. Sein Pontifikat gehört zu den ereignisvollsten und bedeutendsten der Papstgeschichte. Die liebevolle Sorge, womit er die Missionstätigkeit des hl. Bonifatius leitete, wird ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz im Gedächtnis des deutschen Volkes sichern. Hat Gregor I. den Namen „Apostel von England" verdient, so steht Gregor II. mit Recht der Name eines „Apostels der Deutschen" zu.

[1] Ep. 26, 47.

[2] Die Echtheit der Briefe Gregors II. an Leo wird von einigen angezweifelt, wohl mit Unrecht.

Viertes Kapitel.

Bonifatius als Erzbischof. 732—738.

Bonifatius empfängt das Pallium.

Zum Nachfolger des verstorbenen Papstes wurde der Syrer Gregor einstimmig von Klerus und Volk der Stadt Rom gewählt. So wenig wir von Gregor III. wissen, das wenige genügt, um ihn, was Geisteskraft und Charakteranlagen betrifft, auf die gleiche Stufe mit seinem Vorgänger zu stellen: er war ebenso weitblickend, tatkräftig, fromm und gelehrt.

Bonifatius versäumte nicht, den neuen Papst sofort zu seiner Erhebung zu beglückwünschen und ihn seiner treuen Ergebenheit zu versichern. Im folgenden Jahre sandte er ihm einen ausführlichen Bericht über seine Tätigkeit; zugleich legte er ihm einige Fragen vor und bat um Erneuerung des Privilegs, wodurch ihn Gregor II. in den unmittelbaren Schutz der römischen Kirche gestellt hatte[1]. Der Heilige Vater gewährte bereitwilligst die erbetene Gunst und beantwortete alle Fragen kurz und bündig[2]. Sein Schreiben enthielt aber außerdem noch eine Entscheidung von der größten Wichtigkeit für die Zukunft der Kirche in Deutschland. Bonifatius hatte sich beklagt, daß er bei den Massen, die sich zum wahren Glauben bekehrt hatten, außerstande sei, alle mit den Heilsmitteln der Kirche zu versehen. Anstatt ihm einen Hilfsbischof zur Seite zu stellen, erhob Gregor ihn selbst zum Erzbischof und ermächtigte ihn, für jene Teile seines Missionsgebietes Bischöfe zu weihen und

[1] Willibald, Vita Bonifatii 6, 34. Siehe Anhang I, 4.

[2] Ep. 28, 49 ff.

einzusetzen, wo die Zahl der Gläubigen stark angewachsen war; gleichzeitig aber erinnerte er ihn an die Bestimmung des kirchlichen Rechts, daß nur Städte, nicht aber kleine oder offene Orte Bischofsitze sein sollten. Als Zeichen seiner neuen Würde und in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Ausbreitung des Evangeliums übersandte er ihm das Pallium[1], mit der Anweisung, es nur bei der heiligen Messe zu tragen oder wenn er in die Lage käme, einen Bischof zu weihen.

Das Bekehrungs- und Organisationswerk in Hessen und Thüringen war in der Tat so weit gediehen, daß an eine Aufteilung dieser Gebiete in Diözesen gedacht werden konnte. Allein unüberwindliche Schwierigkeiten standen der Ausführung eines solchen Unternehmens im Wege. Zunächst gab es im ganzen Lande kaum einen Ort, der den Namen einer Stadt verdiente. Ferner, zur Errichtung von Bistümern gehörte nicht bloß ein planmäßiges Zusammenwirken der geistlichen und weltlichen Macht, sondern auch eine ausreichende Ausstattung, und dazu sah sich Karl Martell gerade jetzt selbst bei dem besten Willen außerstande. In demselben Jahre, wo Bonifatius zum Erzbischof erhoben wurde, zog Karl mit dem Heerbann des ganzen Frankenreiches den anstürmenden Arabern entgegen und schlug sie in der weltgeschichtlichen Schlacht bei Poitiers. Und auch in den folgenden Jahren hatte er unaufhörlich mit Feinden zu kämpfen, bald in Burgund und Friesland, bald in Aquitanien und Sachsen. Im Jahre 737 besiegte er die

[1] Damals eine breite, bis zu den Knien reichende, um den Hals sich schlingende weißwollene Binde mit einem nach vorn und einem nach rückwärts hin abfallenden Ende, mit sechs roten (jetzt schwarzen) Kreuzchen geschmückt (Kirchl. Hand-Lexikon II 1303).

Araber zum zweitenmal am Flüßchen Berre bei Narbonne; doch schon zwei Jahre darauf mußte er von neuem gegen sie zu Feld ziehen.

Ob Bonifatius, trotz der ungünstigen Zeitlage, doch den Versuch machte, dem Wunsche des Papstes nachzukommen, wissen wir nicht; jedenfalls kamen die geplanten Bistumsgründungen erst zehn Jahre später zustande. Unterdessen setzte Bonifatius seine Tätigkeit in der alten Weise fort; er war Erzbischof bloß dem Namen nach, ohne festen Sitz und ohne Suffraganbischöfe.

2. Zuzug aus der Heimat.

Die Gründung von neuen Bistümern konnte ohne größeren Schaden für das junge deutsche Christentum zurückgestellt, aber frische Hilfskräfte mußten unbedingt herbeigeschafft werden, sollte das Bekehrungswerk nicht ins Stocken geraten. Bis Deutschland selbst diese stellen konnte, mußte Bonifatius sie in der Ferne suchen. Und wohin sollte er sich wenden, wenn nicht nach seinem Heimatlande, wo die Kirche in so herrlicher Blüte stand? Dort hatten seine Verwandten und Freunde, seine früheren Schüler und Schülerinnen die Missionsarbeit von Anfang an mit warmer Teilnahme verfolgt und großmütig unterstützt. Viele von ihnen würden ohne Zweifel bereit sein, über das Meer zu ziehen und Gott ihr Leben in der Fremde zu weihen. Er täuschte sich nicht. Seinem Rufe folgten die besten seiner Landsleute, Priester, Mönche und Nonnen, bald einzeln, bald in Gruppen; alle zeichneten sich aus durch hohe Bildung, Seeleneifer und selbstlose Hingabe an ihren opfervollen Beruf.

Mit welch freudiger Ungeduld Bonifatius seine Mitarbeiter erwartete und mit welch rührender Liebe er sie

aufnahm, geht aus einem Brief des Priesters Wiethberth hervor, der eine kleine Apostelschar von Glastonbury in Somerset nach Hessen geführt hatte; wir gewinnen daraus auch einen Einblick in die Charaktereigenschaften und die Gesinnungen des Verfassers und seiner heldenmütigen Genossen.

„Gepriesen sei Gott", schreibt er an die Mönche von Glastonbury, „der da will, daß alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen — er hat uns nach seinem Willen hierhergeführt, in das Grenzland der Hessen und Sachsen; glücklich ging die Reise über Land und Meer, nicht durch unser Zutun, sondern durch Eure Fürbitte und Gottes Erbarmen.

Ihr wißt, Brüder, daß uns, die die Liebe zu Christus verbindet, nicht Länder trennen können. Meine Liebe und Verehrung für Euch ist unwandelbar, wie ich auch stets für Euch bete. Ich will Euch aber wissen lassen, Teuerste, daß unser Erzbischof Bonifatius, als er von unserem Nahen vernommen hatte, geruhte, uns eine weite Strecke Weges entgegenzueilen und uns äußerst gütig aufzunehmen.

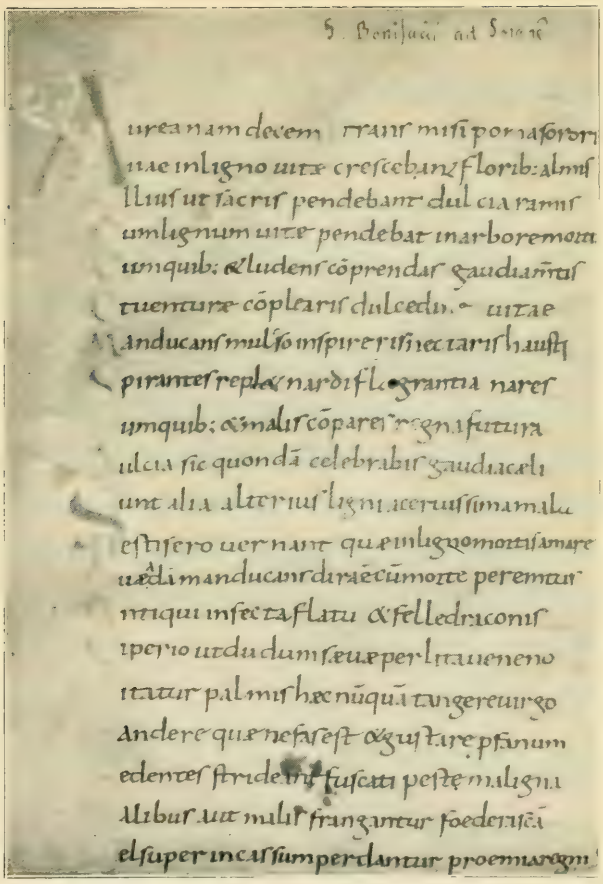
Geliebte, glaubt mir, unsere Arbeit im Herrn ist nicht vergeblich, sondern bringt reichen Gewinn ein; denn der allmächtige Gott hat in seinem Erbarmen und durch Eure Verdienste unserem Werk gutes Gedeihen geschenkt, wiewohl es sich durchaus gefährlich und mühsam gestaltet: ein Leben unter Hunger, Durst und Kälte und unter Anfeindung durch die Heiden. Daher bitte ich Euch inständig, betet fleißig für uns, daß der Herr uns Kraft der Rede verleihe und Ausdauer im Werke und Frucht der Arbeit. Lebt wohl im Herrn! Grüßt die Brüder im ganzen Umkreis, zunächst den Abt Ingeld und unsere Klostergemeinde, und meldet

meiner Mutter Tetta und ihren Nonnen unsere glückliche Ankunft. Alle insgesamt bitte ich angelegentlich, mit uns im Gebet zu wetteifern." [1]

Durch den Zuzug aus der Heimat nahm das Bekehrungswerk einen neuen Aufschwung. In den entlegensten Weilern, Gehöften und Bergfesten konnte jetzt das Evangelium verkündigt werden. Die größeren Dörfer wurden zu Pfarreien erhoben, die weniger bevölkerten Gaue von Wanderpredigern regelmäßig besucht. Auch die Zahl der Klöster, dieser wichtigsten Stützpunkte der Mission, konnte vermehrt werden. Die kleine Niederlassung zu Amöneburg wurde ausgebaut und die ursprüngliche Kapelle durch eine geräumige dem heiligen Erzengel Michael geweihte Kirche ersetzt. Auf einer Anhöhe am linken Ufer der Eder, nicht weit von Geismar, vielleicht an dem Orte, wo die Donareiche gestanden hatte, erhob sich das Kloster Fritzlar. Es war eine Lieblingsstiftung unseres Heiligen. Anfangs scheint er die Leitung selber übernommen zu haben; bald aber fand er einen idealen Abt in Wigbert [2], einem früheren Mönche von Nhutscelle. Wigbert zeichnete sich aus durch Tugend und Gelehrsamkeit. Mit der Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten und der Beobachtung der Ordensregel nahm er es sehr genau. Auch in der Seelsorge betätigte er sich mit Eifer; trotz seines hohen Alters — er war einige Jahre älter als Bonifatius — ließ er es sich nicht nehmen, die Kranken in den Nachbarorten zu besuchen und ihnen die Sakramente zu spenden. Unter seiner Leitung ward Fritzlar bald das Musterkloster für ganz Deutschland; von nah und fern strömten ihm Schüler zu. Auch die Bodenkultur wurde

[1] Ep. 101, 224.

[2] Über ihn vgl. Hahn, Bonifaz und Lul (1883) 142 f.



Anfang der Rätſelgedichte (Aenigmata de Virtutibus et Vitiis) des hl. Bonifatius.

Überſetzung umſeitig.

Anfang der Rätselgedichte des hl. Bonifatius.

Übersetzung.

Zwanzig[1] goldene Äpfel hab' ich gesendet der Schwester,
Die in blühendem Flor am Baume des Lebens gewachsen,
Hingen voll süßen Geschmacks an seinen heiligen Zweigen,
Als des Lebens Holz einst hing am Baume des Todes.
Spielend damit wirst du die Freuden des Lebens[2] verstehen,
Und erfüllen dein Herz mit der Süße des künftigen Lebens.
Speisend wirst du noch mehr des Nektars Labung verkosten
Und ihr lieblicher Duft dir mächtig erquicken die Seele.
Magst die Äpfel auch wohl dem künftigen Reiche vergleichen:
Denn so süß wird einst dich himmlische Wonne beglücken.

Doch von anderem Holz gibt's andre, gar sauere Äpfel,
Die am verpesteten Baum des bitteren Todes ergrünen,
Davon Adam aß und ward mit dem Tode betroffen.
Diese, vom schädlichen Hauch und der Viperngalle der alten
Schlange verderblich erfaßt und ihrem verrät'rischen Gifte,
Soll mit ihrem Arm[3] niemals berühren die Jungfrau.
Sie zu essen[4] ist Sünde, und sie zu kosten Entweihung,
Knirschend schwärzen sich, von ihnen verpestet, die Zähne,
Solcher Äpfel Genuß zerreißt das heilige Bündnis
Und gibt preis den Lohn des ew'gen, himmlischen Reiches.

(Übersetzt von Alex. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur. IV, S. 285.)

[1] Einsiedler Handschrift: Zehn.
[2] „ „ Todes.
[3] „ „ Händen.
[4] „ „ kauen.

hier, wie überall, von den Mönchen mit Erfolg betrieben; um Wein für die heilige Messe und für die kranken und altersschwachen Brüder zu haben, legten sie sogar einen Weinberg an. Die Legende erzählt, daß Wigbert, als ihm einmal beim Meßopfer der Wein mangelte, selbst sich eine Traube geholt und ihren Saft in den Kelch geträufelt habe, eine unverletzt gebliebene Beere aber in die Erde gesenkt, woraus eine schattige Weinlaube emporwuchs. Eine Zeitlang stand Wigbert auch dem Kloster zu Ohrdruf vor. Allein von Alter und Krankheit gebeugt, bat er Bonifatius, ihn von diesem Posten zu entheben und nach Fritzlar zurückkehren zu lassen. Dort starb er wahrscheinlich im Jahre 737. Die Schule, die er mit soviel Geschick geleitet, hat jahrhundertelang ihren Ruhm bewahrt.

Ein Brief, den Bonifatius kurz nach Wigberts Tod an die Mönche von Fritzlar sandte, zeigt uns, welche Sorge der Erzbischof seinen klösterlichen Stiftungen zuwendete. „In väterlicher Liebe beschwöre ich Eure Liebden", schreibt er, „daß ihr Sorge traget, die Vorschriften des klösterlichen Lebens mit umso größerer Gewissenhaftigkeit zu bewahren, da unser Vater Wigbert gestorben ist. Der Priester Wigbert und der Diakon Megingoz sollen euch die Regel erklären, auf die Einhaltung der Gebetsstunden und des Kirchendienstes acht haben, die übrigen ermahnen, den jungen Nachwuchs unterrichten, den Brüdern das Wort Gottes predigen. Hiedde soll Propst sein und die Aufsicht über unsere Diener führen, Hunfrid ihn unterstützen, wo es not tut; Sturmi walte in der Küche; Bernhard sei der Werkmeister und baue, wenn Bedarf ist, unsere Wohnstätten. In allen Nöten und Anliegen wendet euch an Abt Tatwin und tut, was er euch heißen mag. Ein jeder bestrebe sich, einen reinen Lebens-

wandel zu führen, seine Mitbrüder im gemeinsamen Leben zu unterstützen und in brüderlicher Eintracht zu verharren, bis wir mit Gottes Willen selbst wieder zu euch zurückkehren. Dann wollen wir zusammen Gott loben und ihm für alles Dank sagen. Lebt wohl!“ [1]

3. Lioba und ihre Gefährtinnen.

Unter den heiligen Frauen, die dem Ruf des Erzbischofs folgten, nimmt seine Verwandte Lioba oder Leobgytha ohne Zweifel den ersten Platz ein. Ein neuerer Geschichtschreiber nennt sie „eine der schönsten Blumen im Garten des deutschen Christentums“ [2], und die Bollandisten stehen nicht an, ihr den Ehrentitel Germaniae Apostola beizulegen. Zu Anfang des 8. Jahrhunderts in Wessex geboren, ward sie schon als Siebenjährige dem Marienkloster auf der Insel Thanet in Kent anvertraut. Äbtissin war dort die milde und liebreiche Eadburg, die zu den ältesten und treuesten Freundinnen unseres Heiligen gehörte und in regem Briefwechsel mit ihm stand. Lioba wurde Eadburgs begabteste Schülerin. Sie teilte die Begeisterung ihrer Lehrerin für die freien Künste wie ihre Liebe zur Heiligen Schrift.

Durch Eadburg kam Lioba in Verbindung mit Bonifatius. Sie hörte von den unzähligen Mühen und Gefahren seiner Missionsreisen; hörte von den heimlichen und offenen Kämpfen, die er in Thüringen zu bestehen hatte; sie hörte aber auch von seinen Erfolgen unter den Heiden, von seinen Reisen nach der Ewigen Stadt, von seiner Bischofsweihe

[1] Ep. 40, 64 f.

[2] Kurth, Wynfrith-Bonifatius 43. Rudolf, ein Mönch von Fulda († 865), hat um das Jahr 836 das Leben der hl. Lioba geschrieben (Ausg. von Waitz in den Mon. Germ. Script. XV 121—131).

und zuletzt von seiner Erhebung zum Erzbischof — und in die Bewunderung und Verehrung, die sie mit allen ihren Landsleuten für den Gottesmann hegte, mischte sich der schöne Stolz: Bonifatius ist mein Verwandter. In jugendlicher Begeisterung faßte sie den Entschluß, dem berühmten Missionar zu schreiben. Ein glücklicher Zufall hat uns ihren Brief erhalten — „ein Brief, so lebendig und unserem Denken und Fühlen so verwandt, als wäre er gestern erst geschrieben worden; ein Brief, so reizvoll in seiner Natürlichkeit und Einfachheit, so reizvoll auch in seinem kindlich sichern Vertrauen, daß die Absenderin unser Herz gewonnen hat, noch ehe wir sonst ein Bild von ihrer Persönlichkeit haben.“ [1]

„Bonifatius, dem verehrungswürdigsten und mit der höchsten kirchlichen Würde geschmückten Herrn, dem in Christo geliebten und mir durch Verwandtschaft verbundenen entbietet Leobgytha, die niedrigste Dienerin von allen, die Christi leichtes Joch tragen, den Gruß des ewigen Heiles.

Ich wende mich an Deine Güte, daß Du Dich erinnern wolleſt der alten Freundschaft, die Dich und meinen Vater Dynne vor langer Zeit in diesen westlichen Gegenden verband. Acht Jahre sind es, seit er die Augen für immer schloß. Möchtest Du doch für seine Seelenruhe Dein Gebet Gott darbringen. Ich empfehle Dir auch meine Mutter Aebbe, die, wie Du besser weißt als ich, mit Dir durch die Bande der Blutsverwandtschaft verknüpft ist. Sie lebt noch, aber mühselig und gebeugt unter der Last der Jahre.

[1] Zoepf, Leben der Äbtissin Lioba 8.

Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, und mein ganzer Wunsch ist — ich weiß wohl, daß ich des nicht würdig bin —, Dich als meinen Bruder betrachten zu dürfen; denn aus unserer Verwandtschaft flößt mir niemand ein so großes Vertrauen ein wie Du.

Ein kleines Geschenk habe ich beigelegt, nicht als ob es Deiner würdig wäre, sondern es soll die Erinnerung an mich in Deinem Herzen lebendig halten; bei der großen Entfernung, die zwischen uns liegt, ist die Gefahr des Vergessens nahe. Mein Wunsch aber ist, daß das Band wahrer Liebe uns für die ganze Lebenszeit umschlinge.

Noch inniger bitte ich Dich, geliebter Bruder, daß der Schild Deiner Gebete mich gegen die giftigen Pfeile des verborgenen Feindes schütze. Endlich habe ich noch eine Bitte: möchtest Du doch die holperige Form dieses Briefes verbessern und mir gütig einige Zeilen zukommen lassen. Es verlangt mich danach sehnlichst.

Die kleinen Verse am Ende habe ich nach den Regeln der Dichtkunst zu schreiben versucht, nicht im Vertrauen auf mein Können, sondern in dem Verlangen, die schwache dichterische Begabung zu üben; auch hier bedarf ich Deiner Hilfe. Ich habe diese Kunst im Unterricht bei Eadburg gelernt, die nicht aufhört, sich in die Erforschung des göttlichen Gesetzes zu vertiefen.

Lebe wohl! Ich wünsche Dir ein recht langes, glückliches Leben und empfehle mich Deinem Gebet.

Arbiter omnipotens, solus qui cuncta creavit,
In regno patris semper qui lumine fulget,
Qua iugiter flagrans sic regnet gloria Christi
Inlesum servet semper te iure perenni.

„Er, der Schöpfer der Welt wie ihr allmächtiger Richter,
Und in des Vaters Reich, er, der da thronet im Lichte,
Christus, dessen Ruhm uns leuchtet in ewiger Herrschaft,
Mögen dich unversehrt mit dauerndem Schutze behüten." [1]

Als die junge Gottesbraut ihr Briefchen nach Deutschland sandte, ahnte sie gewiß nicht, daß es ihre künftige Lebensrichtung bestimmen und sie aus der klösterlichen Verborgenheit einem reichbewegten, von harter Kampfesarbeit erfüllten Dasein zuführen sollte.

Lioba blieb nicht auf der Insel Thanet. Schon bevor sie an Bonifatius schrieb, war sie nach Wessex zurückgekehrt und in das dortige Kloster Wimborne eingetreten. Die energische Tetta, in deren Händen die Leitung des großen Doppelklosters lag, war ganz anders geartet als die zartfühlende Eadburg. Doch auch ihr war Lioba von Herzen zugetan, und noch in späteren Jahren erzählte sie ihren eigenen Nonnen Züge aus dem heiligen Wandel der gestrengen Äbtissin. Durch ihr kindlich frommes Gemüt wie durch ihr sonniges Wesen ward Lioba bald der Liebling und die Freude des Klosters. Mit Eifer widmete sie sich ihren Studien. „Wenn sie nicht las", sagt ihr Biograph, „führte sie die ihr aufgetragenen Handarbeiten aus; wußte sie doch, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll. Aber mehr als der Hände Arbeit gab sie sich der Lesung und der Forschung in den heiligen Schriften hin." Bei ihrer hervorragenden Begabung ist es erklärlich, daß sie in Wimborne in der Folgezeit die Stelle einer Lehrerin einnahm.

[1] Ep. 29, 52 f. Die Übersetzung benutzt die von Zoepf, Leben der Äbtissin Lioba 7 f.

Bonifatius hatte ſeine Verwandte nicht aus den Augen verloren. Der günſtige Eindruck, den ihr erſtes Schreiben auf ihn gemacht hatte, war durch ihren ſpäteren Briefwechſel noch verſtärkt worden. Er erkannte in ihr eine Perſönlichkeit, die ihm beſonders geeignet ſchien, an dem ſchwierigen Werke der Bekehrung Deutſchlands teilzunehmen. Als ſich daher die Notwendigkeit, auch für das weibliche Geſchlecht religiöſe Bildungsanſtalten zu gründen, immer mehr herausſtellte, richtete er an die Äbtiſſin von Wimborne die dringende Bitte, ihm Lioba mit einigen ihrer lehrerprobten Ordensſchweſtern zur Unterſtützung bei dem geplanten Werke zu ſenden.

Freudig war Lioba zu dem großen Opfer bereit. Mit ihr zogen drei andere angelſächſiſche Frauen über das Meer[1]: Cynehild, Chunitrud und Thekla. Von Chunitrud wiſſen wir kaum mehr, als daß ſie aus Weſſex ſtammte; Thekla war eine Verwandte Liobas und allem Anſchein nach eine Nonne von Wimborne; Cynehild, eine Tante Luls, des nachmaligen Erzbiſchofs von Mainz, war verheiratet und ſtellte ſich mit Mann und Sohn in den Dienſt der deutſchen Kirche, während ihre noch unerwachſene Tochter Berhtgit in einem engliſchen Kloſter zurückblieb. In drei noch erhaltenen Briefen, die ihrer literariſchen Bildung alle Ehre machen, beklagt ſich Berhtgit, daß ihr Bruder Baldhard weder nach der alten Heimat zurückkehren wolle noch ihr erlaube, ihn in Deutſchland aufzuſuchen. Kummer und Sehnſucht untergraben ihre Geſundheit. Sie hat nur einen Wunſch im Leben: ihren Bruder wiederzuſehen und am Grabe ihrer Eltern beten zu dürfen. Baldhard gab

[1] Daß ſie alle zur gleichen Zeit nach Deutſchland zogen, iſt nur eine Vermutung, die aber begründet ſein dürfte.

ihrem Drängen endlich nach und ließ sie nach Thüringen kommen[1].

Im waldbedeckten Taubergrund und im Maintal, wo das Christentum viel früher Fuß gefaßt hatte als in Hessen und Sachseneinfälle kaum zu befürchten waren, gründeten Bonifatius und Lioba drei Frauenklöster. Lioba übernahm die Leitung des ersten und wichtigsten: Bischofsheim an der Tauber, auch Tauberbischofsheim genannt. Die zwei Tochteranstalten Kitzingen und Ochsenfurt am Main wurden der Verwaltung Theklas unterstellt. Cynehild gründete eine kleine Niederlassung in Nordthüringen, die sich aber, wohl wegen des frühen Todes der Stifterin, nicht zu einem Kloster entwickelte. Nach ihrer Übersiedlung nach Deutschland nahm sich Berhtgit des verlassenen Werkes an — mit welchem Erfolg, wissen wir nicht. Chunitrud fand einen ihr zusagenden Wirkungskreis unter der weiblichen Jugend in Bayern.

Tauberbischofsheim nahm einen raschen Aufschwung. Das lag vor allem an der Persönlichkeit der Äbtissin. Überaus anziehend ist das Bild, das Rudolf von ihr entwirft. Echt weibliches Zartgefühl und herzgewinnende Güte vereinigte sich in ihr mit Klugheit, Ausdauer und männlichem Mut. Alles Schroffe, Harte oder Übertriebene war ihr fremd. Es gab keine Ecken und Kanten an ihrer Seele. In allen Dingen wußte sie das rechte Maß zu halten, im Essen und Trinken, im freudigen Lachen wie in der Aufregung des Zornes. Zuviel Abtötung, pflegte sie zu sagen, stumpft den Geist ab. Und doch übte sie stete Enthaltsamkeit. Ihr Trinkbecher war der kleinste von allen: dilectae parvus,

[1] Ep. 143 147 148, 282 ff.

„der Geliebten Kleiner" wurde er von den Schwestern genannt. Die Lesung der Heiligen Schrift und der Kirchenväter blieb auch in Bischofsheim ihre liebste Beschäftigung. Sie muß über eine umfassende theologische Bildung verfügt haben, denn sogar Bischöfe zogen sie zu ihren Beratungen heran und verhandelten mit ihr über kirchliche Einrichtungen. Alle diese Geistes- und Herzensgaben wurden noch erhöht durch ihre einnehmende äußere Erscheinung. Rudolf rühmt ihr allzeit heiteres Antlitz, ihre engelgleiche Schönheit und den bezaubernden Wohlklang ihrer Stimme. Kein Wunder, daß sich das Verhältnis zwischen der Äbtissin und der Klosterfamilie überaus herzlich gestaltete, und daß die deutsche Frauenwelt sich mächtig zu ihr hingezogen fühlte. „Viele vornehme und einflußreiche Familien übergaben dem Kloster ihre Töchter, daß sie Gott in Jungfräulichkeit dienten; und viele Matronen entsagten der Welt, nahmen den Schleier und weihten sich dem klösterlichen Leben; ihnen allen war Lioba in Wort und Tat ein Vorbild zum Höchsten."

So sah Bonifatius seine kühnsten Erwartungen in Erfüllung gehen. Lioba und ihre Gefährtinnen leisteten ihm die wertvollste Hilfe bei seinem großen Lebenswerk. Auch sie waren Pioniere des Christentums und teilen mit ihm die Ehre, die christliche Bildung, die sich in ihrer Heimat so rasch entfaltet hatte, in unser Vaterland übertragen zu haben. Dem vielgeprüften Erzbischof selbst war Lioba mehr als eine bloße Mitarbeiterin — sie war ihm, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, ein solatium suae peregrinationis, „ein Trost in seiner Wanderschaft im fremden Lande". Ihre Freundschaft war heilig und selbstlos, begründet in dem Streben nach demselben Ideale — dem erhabensten, das des Menschen Herz zu begeistern vermag:

die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden durch aufopferungsvolles Wirken für das zeitliche und ewige Wohl der Menschheit — und darum ward sie nie getrübt durch den leisesten Schatten des Zweifels oder des Mißverständnisses.

Noch ist ein Brief erhalten, der uns zeigt, welch unbegrenztes Vertrauen Bonifatius in die Gebetshilfe der Äbtissin und ihrer Nonnen setzte, und mit welch wahrhaft väterlicher Besorgnis er über ihren Fortschritt im geistlichen Leben wachte. Mit rührender Demut beschwört er seine „liebwerten und teuersten Schwestern Leobgytha, Thekla, Cynehild und alle andern mit ihnen zusammenlebenden", den Herrn anzuflehen, daß er sein Herz mit dem „fürstlichen Geiste" befestige, damit Gottes Gnade in ihm nicht fruchtlos sei, und damit er nicht, wenn der Wolf komme, nach Art des Mietlings fliehe, sondern nach dem Beispiel des guten Hirten auf seinem Posten bleibe. Er sei zwar der letzte und schlechteste unter allen Sendboten, die die katholische und apostolische römische Kirche zur Verbreitung des Evangeliums ausgesandt habe, vertraue aber doch, gestützt auf ihr Gebet, daß er nicht ganz und gar unfruchtbar, ohne allen Ertrag für das Evangelium sterben und ohne jegliches Geleit von Söhnen und Töchtern heimkehren werde. „Und ihr", fährt er in der Sprache der Heiligen Schrift fort, „seid nicht unverständig, sondern suchet zu erkennen, was der Wille Gottes ist, denn die Tage sind böse; deshalb seid wachsam, stehet fest im Glauben, handelt männlich und seid stark; alles, was ihr tuet, geschehe in Liebe, und ihr werdet nach dem Evangelium in Geduld eure Seelen besitzen. Erinnert euch an die Apostel und die Propheten, die sich im Herrn abmühten und deshalb des ewigen Lohnes

teilhaftig wurden, und daß nach dem Psalmisten viele Drangsale über die Gerechten kommen, der Herr sie aber aus allen erretten wird. Erinnert euch, daß nach dem Evangelium nur selig wird, wer bis ans Ende ausharrt." [1]

Fünftes Kapitel.

Erweiterung des Arbeitsfeldes. 734—735.

1. Dunkle Stunden.

Trotz der fast beispiellosen Erfolge, die seinem apostolischen Wirken bisher beschieden waren, hatte Bonifatius, wie alle Missionare, seine dunklen Stunden, seine Zeiten der Niedergeschlagenheit. In einem Brief an Bischof Pehthelm von Whithorn aus dem Jahre 735 vergleicht er sein Leben mit einer Fahrt in einem zerbrechlichen Schifflein auf sturmbewegter See. Er kommt sich vor wie ein Wanderer, der in ein fremdes Land verschlagen, nun in der Wildnis umherirrt und sich nicht zurechtfinden kann. Alles, was er erreicht hat, scheint ihm nichts zu sein im Vergleich mit dem, was noch zu tun übrig bleibt. Seinen eigenen Sünden schreibt er es zu, daß noch so viele im Finstern sitzen, und es beschleicht ihn das quälende Gefühl, daß er vielleicht „vergeblich laufe oder gelaufen sei". Hoffnungslos schaut er zuweilen in die Zukunft: es ist ihm, als predige er Blinden, welche die eigene Finsternis nicht erkennen, ja nicht einmal erkennen wollen [2]. Es war wohl in einer solch dunklen Stunde, wo Sorge und Not über ihn zusammenzuschlagen drohten, daß er an die Äbtissin Bugga,

[1] Ep. 67, 139 f. [2] Vgl. Ep. 27 30 32 33 34.

seine lebenslängliche treue Freundin, folgende Worte richtete: „Bei Gott beschwöre ich Dich, teuerste Schwester, ja meine süßeste Mutter und Herrin, ständig für mich zu beten, weil ich für meine Sünden von vielen Widerwärtigkeiten heimgesucht und mehr noch durch geistige Anfechtung und Bekümmernis als durch leibliche Mühsal bedrängt bin.“[1] Neben dem Gebete war es die Heilige Schrift, die ihm immer wieder Mut und Trost gewährte. Bewegten Herzens dankt er der Äbtissin Eadburg für die Übersendung „heiliger Bücher“; dadurch habe sie ihn mit „geistigem Licht“ getröstet; denn wer die finstern Winkel der Völker Germaniens durchwandern muß, würde in die Schlingen des Todes fallen, wenn er nicht das Wort des Herrn als Leuchte für seine Füße und als Licht auf seinen Pfaden hätte[2].

An diese „geistigen Anfechtungen“ reihten sich Prüfungen anderer Art. Ein Priester, den er wegen eines schweren Vergehens hatte absetzen müssen, war nach Rom gegangen; nach seiner Rückkehr behauptete er, der Papst habe ihn freigesprochen. Das war nicht der Fall gewesen; aber da Gregor III. ihm unvorsichtigerweise ein Empfehlungsschreiben an Karl Martell ausgestellt hatte, glaubten viele dem Betrüger und nahmen Partei für ihn gegen Bonifatius[3].

Neue Ehevorschriften vermehrten die seelsorgerischen Schwierigkeiten des Oberhirten. Gregor II. hatte entschieden, wie oben berichtet, daß die Verwandtschaftsehe nur bis zum vierten Grade verboten sein sollte. Gregor III. dagegen, wohl durch den engern Geist seiner morgenländischen Heimat beeinflußt, verbot die Ehe bis zum siebten Grade. Auch ermahnte er Bonifatius, dahin zu wirken, daß niemand

[1] Ep. 27, 48. [2] Ep. 30, 54. [3] Ep. 28, 50.

öfter als dreimal heirate. In einem spärlich bevölkerten Lande wie Deutschland, wo Verwandtschaftsehen herkömmlich waren — die Heiden gestatteten die Ehen bis zum zweiten Grade — mußten diese strengen Vorschriften auf hartnäckigen Widerstand stoßen; dennoch bemühte sich Bonifatius, sie redlich durchzuführen.

Ein Ehefall verursachte ihm recht viel Verdruß. Es hatte, wie das öfter vorkam, ein Mann eine Witwe geheiratet, deren Sohn er früher aus der Taufe gehoben hatte. Die fränkische Geistlichkeit, die es sonst mit der Befolgung der Kirchengesetze keineswegs genau nahm, glaubte darin eine willkommene Handhabe zum Vorgehen gegen den gestrengen Sittenrichter gefunden zu haben. Sie ziehen ihn, weil er jene Ehe gestattet hatte, einer schweren Verfehlung gegen die kirchlichen Ehegesetze[1]. Von einem Ehehindernis der geistlichen Verwandtschaft hatte Bonifatius bis dahin keine Ahnung gehabt; offenbar bestand ein solches nicht in seiner Heimatkirche. Er verlangte von seinen Gegnern greifbare Beweise für ihre Behauptung. Als sie ihm diese schuldig blieben, wandte er sich um Rat an drei seiner Landsleute, den Erzbischof Nothelm von Canterbury, den Bischof Pehthelm von Whithorn und seinen früheren Schüler Abt Duddo[2]; er bittet sie, ihm aus der Bibel, den Kirchenvätern oder den Entscheidungen der Päpste die Stellen nachzuweisen, welche die Franken und Gallier für ihre Auffassung anzuführen vermöchten. Er selbst könne durchaus nicht einsehen, weshalb die geistliche Verwandtschaft ein Ehehindernis bilden solle, da doch alle Christen durch die heilige Taufe Söhne und Töchter Christi und der Kirche und darum untereinander

[1] Siehe Anhang I, 6. [2] Ep. 32—34, 55 ff.

Brüder und Schwestern werden. Näheres über den Verlauf der Angelegenheit ist uns nicht bekannt[1].

Prüfungen und Versuchungen, Schwierigkeiten und Widerstände, so schmerzlich sie auch für den Augenblick sein mochten, konnten die Schaffensfreude unseres Heiligen nicht lahmlegen. Sie waren da, nur um überwunden zu werden. So war es auch mit körperlichen Leiden. Beklagt er sich darüber bei seinen Freunden, so tut er es nur, um sich ihre Gebetshilfe zu sichern. „Ich werde alt und hinfällig", schreibt er an den Abt Duddo, „und neige an allen Gliedern zum Wege alles Fleisches; bemühe Dich, durch Dein Gebet zu Gott mich aufzurichten, und sende mir zu meinem Trost und zur Nachhilfe in der Gottesgelehrtheit einen Kommentar zu den Briefen des hl. Paulus." Bonifatius war damals kaum sechzig Jahre alt; bei seinem vielbewegten Leben und seiner rastlosen Tätigkeit ist es aber nicht zu verwundern, daß sich die Plagen und Beschwerden des Alters bereits bemerkbar machten. Allein er störte sich wenig daran, plante er doch gerade um diese Zeit eine Ausdehnung seines Wirkungskreises auf das benachbarte Herzogtum Bayern.

2. Das Christentum in Bayern.

Die Bayern sind aus dem mächtigen Volk der Markomannen hervorgegangen, das den Römern zur Zeit des Kaisers Mark Aurel so viel zu schaffen machte. Im 5. Jahrhundert verließen sie ihre Wohnsitze in Böhmen und besetzten zunächst das Land zwischen Inn und Enns; von da drangen sie westwärts bis zum Lech. Nach der Besiedlung des Flachlandes erfolgte das Eindringen in die

[1] Siehe Anhang I, 6.

Alpentäler. Im 7. Jahrhundert umfaßte ihr Gebiet das heutige Oberösterreich, Salzburg, Ober- und Niederbayern, Deutsch-Tirol und Teile von Steiermark und Kärnten. Nördlich der Donau hatten sie den Franken das Land um Altmühl, Nab und Regen, den sog. Nordgau abgerungen.

Die Bayern büßten bereits in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts ihre politische Selbständigkeit ein. Zuerst von den Ostgoten abhängig, erkannten sie seit 540 die Oberherrschaft der Franken an. Der Anschluß an die Franken scheint auf Grund eines Vertrages erfolgt zu sein; von einer gewaltsamen Unterwerfung ist in den Quellen keine Rede. Die Abhängigkeit war übrigens recht lose; die Regierung lag in den Händen einheimischer Herzoge aus dem berühmten Geschlechte der Agilolfinger.

Die ersten Bekehrungsversuche[1] bei den Bayern machten unter gotischem Einfluß die Arianer und Bonosianer. Mit der Eingliederung in das Frankenreich setzte auch eine katholische Bewegung ein. Wohl schon um diese Zeit traten die Agilolfinger zur Kirche über. Doch es dauerte lange, bis das katholische Christentum die Oberhand über Heidentum und Ketzerei gewann. Zu Beginn des 7. Jahrhunderts traten fränkische Glaubensboten auf. Der hl. Eustasius, ein Schüler des hl. Kolumban und dessen Nachfolger in Luxeuil (614—629), unternahm einen Missionszug nach Bayern und gründete mehrere Missionsstationen an der Donau[2]. Auch irische Missionare bereisten das Land, ließen aber nur wenige Spuren ihrer Tätigkeit zurück.

[1] Zur Bekehrungsgeschichte der Bayern vgl. A. Bigelmair, Die Anfänge des Christentums in Baiern. München 1907.

[2] Jonas, Vita Columbani 2, 8, 243 f. Der Name des Abtes Eustasius begegnet in zahlreichen späteren Kalendarien Bayerns.

Nach dem Tode Dagoberts I. (639) erlangte Bayern seine Selbständigkeit wieder. Das Christentum breitete sich immer weiter aus, dank vor allem den eifrigen Bemühungen der heiligen Bischöfe Emmeram und Rupert, der Gründer der Kirchen von Regensburg und Salzburg. Vor dem Ende des 7. Jahrhunderts war Bayern bereits ein christliches Land geworden. Und doch war die Lage der Kirche nichts weniger als günstig. Es fehlte die kirchliche Verwaltung, die Diözesan- und Metropolitanverfassung, die Verbindung mit Rom, dem Mittelpunkte der christlichen Welt. Im Süden bestand wohl noch das alte, aber bedeutungslos gewordene Bistum Säben; die westlichen Teile des Landes unterstanden wahrscheinlich dem alamannischen Bischof von Augsburg, der Vintschgau gehörte zum Bistum Chur; andere Mittelpunkte des kirchlichen Lebens gab es nicht. Fremde Bischöfe, Mönche und Priester kamen und gingen, wie es ihnen beliebte. Kirchen und Klöster wurden errichtet und zerfielen wieder mit dem Tode der Stifter oder fristeten ein kümmerliches Dasein. Ketzer und Schismatiker hatten freien Spielraum. Synoden wurden keine gehalten: wer hätte sie auch berufen oder ihre Beratungen leiten sollen?

Theodo II. war der erste Bayernherzog, der sich bemühte, diesen unhaltbaren Zuständen eine Ende zu machen. Im Jahre 716 begab er sich, wie wir bereits gesehen, nach Rom, um mit dem Papst die kirchlichen Angelegenheiten seines Landes zu ordnen. Seiner Bitte entsprechend, ließ Gregor II. eine Urkunde für Bayern ausfertigen, die man mit Recht den „ersten Organisationsentwurf für die bayrische Kirche" genannt hat. Gleichzeitig wurden Legaten bestimmt, die die geplanten Reformen durchführen sollten. Der Tod Theodos, der 717 eintrat und Zwistigkeiten in der Herzogs-

familie zur Folge hatte, vereitelte diese Absicht. Sein Sohn Grimoald zeigte wenig Neigung für Reformarbeit irgendwelcher Art. Den Kirchengesetzen zum Trotz heiratete er seine Schwägerin, und als der hl. Korbinian, der damals eine segensreiche Tätigkeit in Freising entfaltete, ihm deswegen Vorwürfe machte, schickte er ihn in die Verbannung. Ein blutiger Bürgerkrieg, der mit der abermaligen Unterwerfung Bayerns unter die fränkische Oberhoheit endigte, vermehrte die allgemeine sittlich-religiöse Verwilderung. Als Grimoald im Jahre 729 starb und sein Neffe Hucbert ihm in der Regierung folgte, waren die kirchlichen Verhältnisse ebenso ungeklärt und ungeordnet wie zu Emmerams oder Ruperts Zeiten.

Hucbert wandelte getreulich in den Fußstapfen seines Großvaters Theodo. Den freimütigen Korbinian rief er sofort aus der Verbannung zurück. Auch die Beziehungen zu Rom nahm er wieder auf, und als Bonifatius zum Erzbischof von Deutschland ernannt wurde, lud er ihn ein, vielleicht auf einen Wink von Rom hin, nach Bayern zu kommen, um die erschütterte Kirchenzucht wiederherzustellen.

3. Bonifatius in Bayern.

Bonifatius traf im Jahre 734 oder 735 in Bayern ein. Was er auf seiner Rundreise durch das Land sah und hörte, war nicht ermutigend. Die Gläubigen waren buchstäblich eine Herde ohne Hirten. Korbinian, der wenigstens die bischöfliche Weihe hatte, wenn er auch keine Diözese verwaltete, war bereits im Jahre 730 gestorben und hatte noch keinen Nachfolger gefunden. Es fehlte nicht an Priestern, aber bei vielen konnte man nicht feststellen, ob sie gültig geweiht waren oder nicht. Den meisten ging jegliche

theologische Vorbildung ab. Einige waren des Lateins völlig unkundig und bedienten sich der Landessprache bei der Liturgie. Überall, bei Klerus und Volk, herrschte Verwirrung und Verirrung in Lehre und Leben. Viele Christen waren in den Wahn des Heidentums zurückgefallen oder eine Beute ketzerischer Lehrer geworden.

Wir wissen sehr wenig über Bonifatius' Tätigkeit bei seiner ersten Anwesenheit in Bayern. Willibald faßt sie in einem Satze zusammen[1]: er zog im Lande umher, predigte mit großem Eifer den christlichen Glauben, prüfte den Zustand der Gemeinden sowie die Lehre und den Wandel der Hirten; einen gewissen Eremwulf, der schismatische und ketzerische Lehren verbreitete und sich einen großen Anhang verschafft hatte, belegte er mit dem Kirchenbann. Aus einer andern Quelle wissen wir, daß Bonifatius bei dem Adel des Landes rasch zu Ansehen und Einfluß gelangte. Manche übergaben ihm ihre Kinder zur Erziehung im Dienste Gottes. Damals gewann er auch den edlen und liebenswürdigen Jüngling Sturmi, den nachmaligen Stifter von Fulda und Apostel der Sachsen[2]. Wir haben seinen Namen bereits unter den Mönchen von Fritzlar getroffen.

Spätestens im Frühjahr 736 war Bonifatius wieder in Thüringen. Aus der geplanten Organisation der bayerischen Kirche war nichts geworden, aus welchen Gründen, ist nicht sicher bekannt, da die Verhältnisse Bayerns in diesen Jahren vollständig dunkel sind. Wahrscheinlich hatte sich Bonifatius bei näherem Zusehen überzeugt, daß die Zeit für ein so schwieriges und wichtiges Unternehmen noch nicht gekommen sei.

[1] Vita Bonifatii 6, 35 f. [2] Vita Sturmi 2.

Vierter Teil.

Der päpstliche Legat.

738—746.

Erstes Kapitel.

Dritte Romreise. 737—738.

1. Neue Missionspläne.

Das Jahr 737 bezeichnet einen Wendepunkt im Leben unseres Heiligen. Fast zwanzig Jahre lang hatte er als apostolischer Missionar, Bischof und Erzbischof in Mitteldeutschland gewirkt. Den päpstlichen Auftrag hatte er gewissenhaft ausgeführt. Unter seiner sorgsamen Pflege war die Kirche in Hessen, Thüringen und Franken wie das Senfkörnlein im Evangelium herrlich emporgewachsen und zu einem großen Baum geworden. Sie übertraf alle Kirchenprovinzen des fränkischen Reiches an religiösem wie an geistigem Eifer. „Während dort die Stifter von Äbten, die nicht lesen noch schreiben konnten, verwüstet wurden, mehrten sich hier die Klöster, die zwar arm, aber Sitze der Studien und Bildung waren.“[1] Eigentliche Missionsarbeit war keine mehr zu tun. Aber unser Heiliger dachte nicht daran, sich nun die wohlverdiente Ruhe zu gönnen. Fühlte er auch das Greisenalter herannahen, sein Herz war noch jung, und die Dienstjahre im Heerbann des Himmelskönigs endigen ja erst mit dem Tode. Er faßte den Entschluß, sich von seiner Tätigkeit in Thüringen ganz loszulösen, noch einmal ein echter Heidenmissionar zu

[1] Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I 452.

werden und den Abend seines Lebens der Verwirklichung seines Jugendtraumes, der Bekehrung der Sachsen, zu widmen.

Um den Heiligen Vater für diesen Plan zu gewinnen, machte sich Bonifatius im Jahre 737 unter zahlreichem Geleite von Schülern zum drittenmal auf den Weg nach Rom. Von Gregor III. wurde er äußerst wohlwollend aufgenommen[1]. Als er aber seine Abdankungsabsichten zur Sprache brachte, wollte der Papst, der weiter sah als er, nichts davon hören; im Gegenteil, er riet ihm, ja befahl ihm, nach Thüringen zurückzukehren und in seinem bisherigen Wirkungskreis zu verharren. Bonifatius fügte sich, denn wo der Stellvertreter Christi gebot, gab es kein Wählen mehr für ihn. Gleichsam als Belohnung für seinen Gehorsam gestattete Gregor dem Erzbischof, sich schon jetzt seinen Nachfolger zu bestellen[2].

2. Neue Aufträge.

In den folgenden Unterredungen wurden die Anliegen der Kirche in Deutschland nach allen Seiten hin erörtert. Die Ergebnisse dieser Beratungen sind in mehreren noch erhaltenen päpstlichen Schreiben niedergelegt. Bonifatius wurde zum „germanischen Legaten des Apostolischen Stuhles" ernannt. Seine erste Sorge sollte es sein, die kirchlichen Verhältnisse in Bayern zu ordnen. Gregor hatte bereits Verbindungen mit jenem Lande angeknüpft und hoffte zuversichtlich, sein Legat werde dort bereitwilliges Entgegenkommen finden.

---

[1] Ep. 41, 66.

[2] Ep. 50, 83. Papst Zacharias war nicht so entgegenkommend. Er erlaubte dem Heiligen, erst in der Todesstunde seinen Nachfolger zu bestimmen. Ep. 51, 89.

Gregors Pläne gingen aber noch weiter. Auch die schönen alamannischen Länder am Rhein und am Bodensee sollten eine gründliche religiöse Erneuerung erfahren und in engere Gemeinschaft mit Rom gebracht werden. Hier arbeitete Pirmin, der Gründer von Reichenau, im selben Geiste wie Bonifatius. Er war zwar aus seinem Kloster vertrieben worden, aber er hatte nicht umsonst gewirkt. Sein tüchtigster Schüler, Heddo, saß auf dem bischöflichen Stuhle von Straßburg. In dessen Sprengel setzte er seine segensreiche Tätigkeit fort, hochgeehrt von Klerus und Volk. Eine ganze Reihe von Klöstern im Elsaß, in Schwaben und am Oberrhein wurden von ihm teils wiederhergestellt, teils neu errichtet. Wenn irgendwo, so versprach hier ein Reformversuch Erfolg. Gregor stellte kein ausführliches Programm auf, sondern begnügte sich mit allgemeinen Richtlinien. In seinem Schreiben an die süddeutschen Bischöfe[1] erinnert er zunächst an die kirchliche Vorschrift, daß zweimal im Jahre „zum Heil des christlichen Volkes und zur Erbauung der auserwählten Söhne" Synoden stattfinden sollten, damit jedem, wie es die Notwendigkeit erheischt, durch fromme Unterweisung unter die Arme gegriffen werde. „Nehmt daher zu geziemender Kenntnis", fährt er fort, „daß ihr Unsern Bruder und Mitbischof, den bei Uns gegenwärtigen Bonifatius, als Unsern Stellvertreter in Christi Namen mit gebührenden und schuldigen Ehren empfangen sollt, und wo er euch befiehlt, euch zur Feier einer Synode zu versammeln, sei es an der Donau oder in der Stadt Augsburg oder wo immer er es für gut findet, laßt euch um Christi Namen willen bereit finden, so daß Wir durch seinen Bescheid von eurer Zusammenkunft

[1] Ep. 44, 70 f.

Kenntnis erhalten." Ferner ermahnt er sie, die Irrungen falscher Lehrer und unwürdiger Priester zurückzuweisen und darauf zu achten, daß sich heidnische Bräuche nicht wieder unter dem Volke einbürgern. Sie selbst aber sollen mit gutem Beispiel vorangehen, würdig ihres Berufes wandeln, damit ihre Amtsführung vor Gott vollkommen sei.

Was Bonifatius' eigenes Missionsgebiet betraf, so bestand Gregor darauf, daß es sobald wie eben möglich in drei Sprengel geteilt werde. Um die Gläubigen auf diesen wichtigen Schritt vorzubereiten, ermahnte er sie in einem eigenen Schreiben[1], die Bischöfe, die Bonifatius kraft der ihm verliehenen päpstlichen Vollmacht einsetzen würde, mit ganzem Herzen anzuerkennen.

Auch den Plänen des Bonifatius zur Bekehrung der Sachsen stand Gregor wohlwollend gegenüber, wenn er ihm auch nicht gestattete, ihretwillen seine Stellung in Hessen und Thüringen aufzugeben. Er erließ sogar einen Aufruf an die Sachsen selbst. In herzlich gehaltenen Worten, unter Hervorhebung seiner und seines Mitbischofs Sorge um ihr Heil fordert er sie auf, dem heidnischen Aberglauben zu entsagen, dem Christentum sich zuzuwenden, vor allem niemand an der Annahme der Heilslehre mit Gewalt zu hindern[2]. Bonifatius war hocherfreut, die Zustimmung des Papstes für ein Unternehmen erlangt zu haben, das ihm so lange am Herzen gelegen. Im Geiste sah er sich schon mitten im Kampfgewühl gegen die Mächte der Finsternis und beeilte sich, seine Landsleute zu Hilfe zu rufen. Das Sendschreiben, an das gesamte Angelsachsenvolk gerichtet, stellt seinem apostolischen Eifer das herrlichste Zeugnis aus.

---

[1] Ep. 43, 68 f. Siehe Anhang I, 7. [2] Ep. 21, 35 f.

„Die Güte eurer Brüderlichkeit bitten wir inständigst", heißt es, „unserer Wenigkeit in eurem Gebete eingedenk zu sein und durch eure frommen Bitten zu erreichen zu suchen, daß unser Herr Jesus Christus, der will, daß alle Menschen erlöst werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen, die Herzen der heidnischen Sachsen zum christlichen Glauben bekehre und daß diese sich von den Stricken des Teufels losreißen und den Söhnen der Mutter Kirche zugesellen. Erbarmt euch ihrer, die ja selbst zu sagen pflegen: ‚Wir sind mit euch von gleichem Blut und gleichem Bein', und bedenkt, daß der Weltuntergang nahe ist und niemand in der Hölle den Herrn bekennen, noch der Tod ihn lobpreisen wird. Und wißt, daß ich für dieses mein Verlangen Bekräftigung, Zustimmung und Segen zweier Bischöfe der römischen Kirche erhalten habe. Handelt also auf diese meine Bitte hin so, daß der Preis eures Verdienstes in der himmlischen Vereinigung der Engel strahle und wachse."[1]

Die Nachricht, daß die Bekehrung der Sachsen in Angriff genommen werden sollte, wurde in England mit Jubel und Dankbarkeit aufgenommen. „Den ersehnten Brief Eurer Herrlichkeit haben wir erhalten", schrieb Bischof Torthelm von Leicester im Namen seiner Mitbischöfe, „und aus ihm entnommen, welch fromme Ergebenheit und glühende Liebe Du des ewigen Lebens wegen an den Tag legst, so daß Du, von der Rechten des Herrn beschirmt, Tag und Nacht darauf bedacht bist, zur Erlösung Deiner Seele die Herzen der heidnischen Sachsen zum katholischen und apostolischen Glauben zu bekehren. Wer sollte sich über so willkommene Kunde nicht freuen? Wer nicht frohlocken und jubeln ob

[1] Ep. 46, 74 f.

solchen Beginnens, durch das unsere Stammesgenossen zum Glauben an Christus, den allmächtigen Gott, geführt werden? Durch den Überbringer Deines Schreibens schicke ich Dir ein Geschenk, das an Wert gering, aber in großer Zuneigung Dir dargebracht ist, und teile Dir gleichzeitig mit, daß wir alles, was Du von uns verlangst, bereitwilligst erfüllen werden, das heißt, daß wir bei dem heiligen Meßopfer und dem täglichen Gebet Deiner Heiligkeit gedenken werden. Eure Hoheit möge sich also beeilen, Christus ein neues Volk zuzuführen und zu weihen; denn ganz gewiß habt Ihr den Erlöser des Menschengeschlechts, unsern Herrn Jesus Christus, zum Beschützer."[1]

3. Neue Mitarbeiter.

Während seines Aufenthaltes in der Ewigen Stadt, der sich auf fast ein Jahr ausdehnte, zog Bonifatius aller Augen auf sich. Er war eine Berühmtheit, wie man heute sagen würde. Die Kunde von seiner Wirksamkeit in Deutschland hatte sich weithin verbreitet; von allen Seiten strömten Römer und Fremde zusammen, um ihn zu sehen und zu hören. Seine eigenen Landsleute, die stets zahlreich in Rom vertreten waren und eine Schule mit Kirche, Friedhof und Pilgerherberge dort besaßen, waren besonders stolz auf ihn; immer wieder mußte er in ihrer Mitte erscheinen und sie durch seine Reden erbauen. Auch Bayern und Franken, die um diese Zeit fast so häufig wie die Angelsachsen nach Rom pilgerten, betrachteten den Erzbischof wie einen der ihrigen und brachten ihm die größte Verehrung entgegen[2].

Bonifatius wäre kein kluger Hausvater gewesen, wenn er diese günstige Gelegenheit nicht ausgenützt hätte, um neue

[1] Ep. 47, 75 f. [2] Willibald 7, 37.

Arbeiter für den ihm anvertrauten Weinberg zu gewinnen[1]. Der erste, der sich ihm anschloß, war sein Verwandter Wynnebald. Er hatte bereits fast zwanzig Jahre auf dem Festlande zugebracht. Als er seine westsächsische Heimat verließ, war er noch ein junger Mann und trotz seiner klösterlichen Erziehung unentschlossen, welchen Weg er fürs Leben einschlagen sollte. Sein älterer Bruder Willibald hatte ihn bewogen, in die Fremde zu ziehen. Von seinen Eltern in frühester Kindheit dem Mönchsleben geweiht, hatte Willibald seine Jugendzeit im Kloster Waldheim bei Wincheſter verlebt. Zum Manne herangereift, drängte es ihn, etwas Außergewöhnliches für Gott zu tun: er faßte den Entschluß, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu machen und den Rest seines Lebens in freiwilliger Verbannung zu verbringen. Durch seine feurige Beredsamkeit bewog er sowohl seinen Bruder Wynnebald als auch seinen Vater[2], ihn zu begleiten. Langsam bewegte sich der kleine Pilgerzug durch die fränkischen Länder. An jedem Heiligtum wurde Halt gemacht. Im Spätherbst des Jahres 720 überschritten sie die Alpen. Allein für den alternden Vater waren die Anstrengungen der langen Reise zu beschwerlich gewesen. Er starb in Lucca; bei der St. Frigidianskirche legten ihn seine Söhne zur Ruhe. Von seinem frischen Grabe eilten sie weiter nach Rom. Nach einem kurzen Aufenthalt setzte Willibald mit sieben Gefährten seine Wallfahrt nach dem Heiligen Lande

[1] Vgl. Vita Wynnebaldi c. 4.

[2] Später wurde diesem der Name Richard beigelegt; in den Lebensbeschreibungen der Brüder von der Nonne von Heidenheim (M. G. SS. rer. Merow. XV) wird der Name des Vaters nicht genannt. Sein Kult begann kurz vor 1072; damals wurde ihm eine Kapelle in Eichstätt geweiht; sein Fest fällt auf den 7. Februar.

fort; Wynnebald blieb zurück und trat in ein Kloster ein. Hier fand ihn Bonifatius und überredete ihn, die klösterliche Ruhe für das bewegte Leben des Heidenmissionars zu verlassen.

Damals gewann unser Heiliger auch einen jungen Mann, dessen Name unzertrennlich mit dem seinigen in der Kirchengeschichte Deutschlands verknüpft ist: Lul oder Lullus. „Lul verdient es schon deshalb, daß ihn die Geschichtschreiber des Bonifatius besonders hervorheben, weil wir ihm in der Hauptsache alles zu verdanken haben, was wir über den Apostel der Deutschen wissen.“[1] Um 710 von vornehmen und begüterten Eltern in Wessex geboren, wurde er noch im Knabenalter den Mönchen von Malmesbury zur Erziehung übergeben. Viele Jahre später erinnert ihn ein Jugendfreund an den Kosenamen „Lytel“, den Kleinen, den ihm damals sein Abt beilegte[2]. Später scheint er ein ziemlich weltliches Leben geführt zu haben; jedenfalls beschloß er, zur Buße für seine Sünden eine Wallfahrt nach Rom zu unternehmen. Sein Vater und viele Verwandte zogen mit ihm. Die Freude über die glückliche Ankunft an den Apostelgräbern wurde bald in herbste Trauer verwandelt. Eine Seuche, wohl die Malaria, ergriff die Pilger und raffte alle bis auf Lul dahin, der aber auch noch lange an den Folgen zu tragen hatte[3]. Das sächsische Pilgerhaus bot dem schwer Heimgesuchten Obdach und Pflege. Hier traf ihn Bonifatius und nahm sich seiner liebevoll an. Er besuchte ihn häufig, ermunterte ihn, seine Studien fortzusetzen, und als er bemerkte, daß der junge Mann besondere Freude am Versemachen hatte, weihte er ihn in die Geheim-

[1] Schnürer, Bonifatius 58. [2] Ep. 135, 274.
[3] Ep. 98, 218 ff.

nisse der Dichtkunst ein. Lul war tief gerührt durch die selbstlose Güte seines großen Landsmannes. Er betrachtete ihn als den ihm von Gott gegebenen Lehrmeister, und wie der Merowinger Gregor wollte er nicht mehr von ihm lassen[1].

Dem Beispiel Wynnebalds und Luls folgten zwei andere Angelsachsen, die sich damals in Rom aufhielten: der Priester Denehard, ein geschäftskundiger Mann, den Bonifatius später als Boten wiederholt nach Rom sandte, und Burchard, der nachmalige Bischof von Würzburg. Ein Brief ist noch vorhanden, worin Denehard, Lul und Burchard der Äbtissin Cuneburga ihre Ankunft in Deutschland mitteilen und um Einschluß in ihr Gebet nachsuchen[2]. Lul vollendete seine Ausbildung in Thüringen, wahrscheinlich im Kloster Ohrdruf, wo er 741 die Diakonatsweihe und 746 die Priesterweihe empfing. Wynnebald wurde sofort nach seiner Ankunft in Thüringen geweiht und mit der Verwaltung von sieben Kirchen in der Umgebung von Erfurt betraut.

Außer den Genannten gewann Bonifatius wohl noch andere Mitarbeiter[3], aber mit der beabsichtigten Erweiterung seines Missionsfeldes wuchs auch der Bedarf an Missionskräften. In Italien war Überfluß an Mönchen und Klerikern. Unter ihnen befand sich gewiß mancher, der sich für das Missionswerk eignete und sich gerne hätte anwerben lassen. Es fragte sich nur, ob die Bischöfe und Äbte ihre Einwilligung geben würden. Die päpstliche Autorität allein

[1] Ep 103, 225 ff. [2] Ep. 49, 78 f.

[3] Gregor von Utrecht, der unsern Heiligen auf dieser Romreise begleitete, warb auch um Mitarbeiter. Mit Erlaubnis seines Meisters nahm er die zwei Brüder Markhelm und Markwin, „vom Volke der Angeln", mit nach Deutschland (Vita Greg. 8).

hätte sie wohl veranlassen können, ein solches Opfer zu bringen. Bonifatius wandte sich daher in der Angelegenheit an den Heiligen Vater, und Gregor zögerte nicht, ihm sein ganzes Ansehen zur Erreichung dieses Zieles zur Verfügung zu stellen. „Wenn einer von euren Untergebenen", so schrieb er an die Bischöfe und Äbte aller Provinzen[1], „sich dem heiligen Mann Bonifatius, Unserem Bruder und Mitbischof, im Dienst der Ausbreitung des heiligen katholischen Glaubens zugesellen will, dann sollt ihr ihn in keiner Weise hindern. Leistet ihm vielmehr Vorschub und stellt ihm aus eurem Schafstall Mitarbeiter, die mit Gottes Gnade den Dienst der Verkündigung des Wortes bei den Heiden hinlänglich zu versehen imstande sind, und unserem allmächtigen Gott Seelen zu gewinnen; so werdet auch ihr Anteil an dem guten Werke haben, und jene werden gewürdigt werden, die Stimme des Herrn zu hören: ‚Ihr, die ihr alles verlassen habt und mir gefolgt seid, werdet hundertfältigen Ertrag erhalten und das ewige Leben besitzen.'"

Im Frühjahr, vielleicht am 15. Mai 738[2], wohnte Bonifatius einer Versammlung der Bischöfe der römischen Kirchenprovinz bei. Dann trat er die Rückreise nach Deutschland an. Nach einer kurzen Rast in Pavia, wo ihn Luitprand auch dieses Mal gastlich bewirtete, setzte er seine Reise nach Bayern fort.

---

[1] 42, 67 f.

[2] Vgl. Boehmer, Zur Geschichte des Bonifatius, in der Zeitschr. für hess. Geschichte 1917, 171 172 Anm.

Zweites Kapitel.

Bistumsgründungen. 738—741.

1. Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Bayern.

Nach Hucberts Tod im Jahre 736 hatte Karl Martell die bayerische Herzogswürde dem Agilolfinger Odilo übertragen. Odilo war ein ganzer Fürst, unbescholten in seinem Privatleben, tatkräftig in der Verwaltung seines Amtes, tapfer im Kriege, klug im Rat. Und doch war Karls Wahl nicht glücklich. Odilos stolzer, unabhängiger Geist bäumte sich gegen die Frankenherrschaft auf, und er wartete nur eine günstige Gelegenheit ab, um seinem Lande die alte Selbständigkeit wiederzugeben. Gegen Karl selbst, dem er seine Stellung verdankte, lehnte er sich nicht auf, aber er war Haupt und Mittelpunkt aller Aufstände gegen dessen Söhne.

Der Kirche war Odilo allezeit ein großmütiger Gönner und Beschützer. „Er liebte die Diener Gottes", heißt es in einer alten Chronik, „baute Kirchen und stattete sie reichlich mit Gütern aus." Vor allem richtete er sein Augenmerk auf die Durchführung der kirchlichen Neuordnung Bayerns, die sein Vorgänger begonnen hatte. Im Lande selbst gab es keinen Mann, der geeignet gewesen wäre, das schwierige Werk in die Hand zu nehmen. Als er daher erfuhr, daß Bonifatius auf der Rückreise nach Deutschland begriffen sei, sandte er ihm Boten entgegen, um ihn nach Bayern einzuladen[1].

Bonifatius kannte die Bedürfnisse der bayerischen Kirche aus eigener Anschauung und auch die Mittel zur Abhilfe.

[1] Willibald 7, 37.

Mit Zustimmung des Herzogs und des Adels teilte er das Land, im Anschluß an die politische Gliederung, in vier Sprengel: Salzburg, Freising, Regensburg und Passau, und besetzte sie mit tüchtigen Oberhirten. Der Bayer Vivilo, der schon früher von Gregor III. zu Rom die Bischofsweihe empfangen hatte[1], erhielt Passau, Erimbert, ein Bruder des hl. Korbinian, Freising, Gaubald Regensburg und der Angelsachse Johannes Salzburg[2]. Größere Schwierigkeiten als die Abgrenzung und Besetzung der Bistümer machte die Unterordnung der alten Klöster St. Emmeram in Regensburg und St. Peter in Salzburg, von denen die Bekehrung des Landes ausgegangen war und die schon lange als kirchliche Mittelpunkte bekannt waren. Mit Odilos Hilfe löste Bonifatius auch diese Frage, indem er die Klöster den Bischöfen von Regensburg und Salzburg vorläufig zur Mitverwaltung übergab. Mit dem Klostergut wurden die Bistümer bestiftet[3].

Dann unternahm Bonifatius eine Rundreise durch die neuen Diözesen. Überall predigte er das Wort Gottes und stellte Mißbräuche ab. Rücksichtslos ging er gegen die „Verwüster der Kirchen und Verführer des Volkes" vor, besonders gegen solche, deren priesterliche Weihe unrechtmäßig war oder die sich fälschlich als Bischöfe ausgaben[4]. Der neugegründeten Kirchenprovinz fehlte nur noch die Spitze, der Erzbischof. Ob Bonifatius sich selbst die erzbischöfliche Gewalt vorbehielt oder die Einsetzung eines Metropoliten auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß, läßt sich nicht entscheiden. Erst unter Karl dem Großen wurde Salzburg

[1] Ep. 45, 72. [2] Willibald 7, 38.

[3] Über die Bestiftung der Bistümer vgl. Rottarp, Die Bistumsgründungen in Deutschland im 8. Jahrhundert 187 ff.

[4] Willibald 7, 37; vgl. Ep. 45, 72 f.

zum Erzbistum erhoben und damit das Werk unseres Heiligen gekrönt. Die Organisation der bayrischen Kirche, wie sie von Bonifatius vollzogen wurde, hat sich in ihren Grundzügen bis auf den heutigen Tag erhalten.

Bonifatius hatte seine Tätigkeit in Bayern noch nicht abgeschlossen, als ein neuer Krieg zwischen den Sachsen und Franken ausbrach. Auf die Kunde davon eilte er nach Hessen, um in der Stunde der Gefahr inmitten seiner bedrohten Herde zu sein. Karl setzte unterdessen an der Lippemündung über den Rhein, verwüstete den größten Teil jenes Landstriches und zwang das „äußerst trotzige Volk", Tribut zu zahlen und Geiseln zu stellen[1]. Entscheidend war dieser Kriegszug jedoch nicht, denn auch in späteren Jahren hören wir wiederholt von Sachseneinfällen, aber solange Karl lebte, herrschte Ruhe an der Grenze.

Von Thüringen aus erstattete Bonifatius dem Papst Bericht über seine Wirksamkeit in Bayern. Gregor war hocherfreut über die Erfolge seines Legaten. Er dankte ihm mit großer Herzlichkeit, billigte alle seine Anordnungen und sandte ihm noch genauere Vorschriften für die fernere kirchliche Erneuerung des Landes. „Du hast gut und höchst weise gehandelt", schrieb er am 29. Oktober 739[2], „weil Du den apostolischen Auftrag als Unser Stellvertreter erfüllt hast und ganz nach Unserer Weisung vorgegangen bist. Laß daher nicht ab, ehrwürdigster Bruder, die heilige katholische und apostolische Überlieferung des Römischen Stuhles zu lehren, damit die noch Unwissenden erleuchtet werden und den Weg des Heils einschlagen." Zweifelhaft geweihte Priester solle

[1] Fredeg. Contin. ad ann. 738 (nr. 109). Siehe Anhang I, 8.

[2] Ep. 45, 72.

er wieder weihen lassen, falls sie Männer von guter Führung und im Dienste Christi brauchbar seien; die Taufe, auch wenn sie in der Landessprache erteilt wurde, solle nicht wiederholt werden; allen Getauften solle die Firmung gespendet werden durch Handauflegen und Salbung mit dem heiligen Salböl. Gregor bestand auch auf der Abhaltung einer Synode, von der er sich viel für das Gedeihen der Kirche in Süddeutschland versprach. Er befahl geradezu seinem Legaten, eine Versammlung der Bischöfe in einer Stadt an der Donau zu berufen und selbst daran teilzunehmen. Er tat dies nicht ohne Grund. Bonifatius hatte nämlich den Wunsch ausgesprochen, sich an einem bestimmten Orte in Hessen oder Thüringen niederlassen zu dürfen[1]. Allein das war nicht nach Gregors Sinn; auf irgend einem Bischofssitz oder in einem Kloster würde sich Bonifatius, wie ein Geschichtschreiber richtig bemerkt[2], um die allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten nicht mehr gekümmert haben, und seine Kraft war noch nicht durch eine andere ersetzt, darum mußte er weiter arbeiten und wurde zu rastloser Tätigkeit gar ernstlich angehalten. „Ich kann Dir nicht gestatten", schrieb der Papst, „Dich an einem bestimmten Ort, wo Du deine Arbeit begonnen hast, festzusetzen, sondern bestärke die Herzen der Brüder und aller Gläubigen, die weit verstreut in jenen fernen Landen wohnen; wo Dir der Herr den Weg des Heils geöffnet hat, dort steh nicht ab zu predigen; wo Du einen geeigneten Ort findest, dort weihe an unser Statt nach

[1] Vielleicht ging Bonifatius mit dem Gedanken um, Hessen und Thüringen in ein Bistum zusammenzufassen und dessen Leitung selbst zu übernehmen; die Antwort des Papstes scheint für diese Vermutung zu sprechen.

[2] Fischer, Bonifatius 98.

der kirchlichen Vorschrift Bischöfe und lehre sie die apostolische und kanonische Überlieferung festhalten. Dadurch wirst Du Dir einen großen Lohn sichern, weil Du unserm allmächtigen Gott ein vollkommenes Volk schaffst. Laß es Dich auch nicht verdrießen, geliebtester Bruder, beschwerliche und vielfache Reisen zu unternehmen, auf daß sich der christliche Glaube durch Dein Bemühen immer mehr ausbreite; denn es steht geschrieben: ‚Steil und eng ist der Weg, der zum Leben führt.' Arbeite daher, Bruder, am guten Werke, das Du begonnen hast, damit Du am Tage Christi, unseres Gottes, mit der Schar der bewährten heiligen Väter sprechen kannst: ‚Sieh mich und die Kinder, die du mir anvertraut hast; ich habe keins von ihnen verloren' (Is. 8, 18); und wiederum: ‚Herr, fünf Talente hast du mir gegeben; siehe, fünf andere habe ich dazugewonnen'; dann verdienst Du die Stimme des Herrn zu hören: ‚Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über weniges getreu gewesen bist, will ich dich über vieles setzen; geh ein in die Freude deines Herrn.'"

Bonifatius gehorchte und kehrte sofort nach Bayern zurück, um die begonnene Arbeit zu Ende zu führen. Die vom Papste gewünschte Synode fand wahrscheinlich unter seinem Vorsitz statt. Über Zeit, Ort und Verlauf der Versammlung ist nichts Sicheres überliefert. Wir besitzen aber die Beschlüsse einer bayerischen Synode, die in die Zeit kurz nach den Bistumsgründungen gehören dürften[1]. Daraus ersehen wir, daß die Beziehungen der Bischöfe und Priester zu den Gläubigen nicht allerwege gut waren. Die Laien werden ermahnt, sich ihren Oberhirten und Seelsorgern anzuschließen

[1] Hefele, Konziliengeschichte III 734 f. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I 507 f.

und ihnen die gebührende Ehre zu erweisen. Die Bischöfe sollen alles versuchen, um die einflußreichen Laien an sich zu ziehen; sie sollen ihnen sogar Zutritt zu den Diözesanversammlungen gewähren. Heidnische Bräuche waren immer noch im Schwang; der Kampf gegen sie soll unerbittlich geführt werden. Die Abschließung der Ehen vor dem Priester, die Beobachtung der Quatemberfasten und der regelmäßige Kirchenbesuch wird eingeschärft. Die Gläubigen sollen, wenn nicht jede Woche, so doch wenigstens alle drei oder vier Wochen zur heiligen Kommunion gehen und die vorgeschriebenen Opfergaben für sich und ihre Eltern, für Lebende und Verstorbene darbringen[1]. Niemand soll sich schämen, seine Sünden Gott zu bekennen vor den Priestern und Buße zu tun. Die Seelsorger werden angehalten, ihr Augenmerk auf die Bekämpfung gewisser weitverbreiteter Laster, wie Trunkenheit, Unzucht und Meineid, zu richten; auch sollen sie versuchen, den Friedenskuß unter den Laien in der Kirche einzuführen.

Die Reformarbeit des Heiligen in Bayern zeitigte die herrlichsten Früchte. Das kirchliche Leben nahm einen raschen und dauernden Aufschwung. Das zeigt schon allein der Umstand, daß in den Jahren von 740 bis 778 nicht weniger als 29 Klöster gegründet wurden. Odilo ging selbst mit dem guten Beispiel voran. Im Jahre 741 stiftete er unter Mitwirkung des hl. Pirmin und des Bischofs Heddo von Straßburg die Abtei Niederaltaich an der Donau, aus der einige Jahre später Wessobrunn und Kremsmünster hervorgingen. Auch Pfaffenmünster, Osterhofen, Mondsee, Aberse und das Frauenkloster Niedernburg in Passau verehrten ihn als ihren Gründer. St. Peter in Salzburg, die Lieblingsstiftung

[1] Über diese Oblationen vgl. den Artikel von Krieg in Kraus, Realenzyklopädie der christl. Altertümer.

des hl. Rupert, wurde von ihm reichlich mit Schenkungen bedacht. Mit dem Fürsten wetteiferten die Großen des Landes. Das berühmte Geschlecht der Huosier tat sich besonders hervor. Benediktbeuren, die fruchtbare Mutter vieler anderer Klöster, war ihre Schöpfung. Bonifatius selbst soll dem Kloster den Namen gegeben und die Klosterkirche geweiht haben[1]. Außer frommem Sinn war es insbesondere der Gedanke, daß die Mönche rascher und billiger den Boden zu roden und zu bebauen verstanden, der die Adligen zur Klostergründung antrieb. In der Tat, Bayerns heutiger Bodenreichtum und Wohlstand gründet sich zum sehr beträchtlichen Teil auf die sachverständige, ausdauernde Arbeit, die Emsigkeit und Kraftanstrengung der alten Mönche. Fast alle altbayerischen Städte und Märkte verdanken ihr Entstehen irgendeinem Kloster[2]. Mit Recht läßt daher Justinus Kerner den Herzog von Bayern seine Klöster höher werten als die „silberschweren Berge" Sachsens und den „edlen Wein" des Rheins:

„Große Städte, reiche Klöster",
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

2. Der Tod des hl. Willibrord.

Mitten in seiner Tätigkeit in Bayern erreichte Bonifatius die Trauerbotschaft von dem Tode seines Freundes und Lehrmeisters Willibrord. Als Bonifatius sich im Jahre 721 von ihm trennte, trug der greise Bischof die Bürde seines Amtes noch einige Jahre allein. Im

[1] Willibald 7, 39.

[2] Vgl. Fastlinger, Die wirtschaftl. Bedeutung der bairischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger (1903).

Jahre 726, als er sich dem Tode nahe glaubte, schrieb er sein Testament — das einzige Schriftstück von seiner Hand, das auf uns gekommen ist — und bestellte sich einen Hilfsbischof. Einige Jahre später wurde der Friede, der seit Radbods Tod im ganzen Lande geherrscht, jählings gestört und die friesische Kirche nochmals mit dem Untergang bedroht. Auf Anstiften ihres heidnischen Herzogs Popo erneuerten die Friesen, die nördlich vom Rhein längs der Nordsee wohnten, ihre Angriffe auf das fränkische Friesland. Karl Martell besiegte sie im Jahre 733, ohne aber ihren Widerstand völlig zu brechen. Im folgenden Jahre drang er mit einer Flotte über den Zuidersee gegen den Westerund Ostergau vor; das Heer der Friesen erlitt eine vollständige Niederlage; Herzog Popo ward getötet, das Land bis auf den Grund verwüstet[1]. Leider fehlte es Willibrord an Missionaren, um das eroberte Gebiet für das Christentum zu gewinnen. Er selbst war zu alt und gebrechlich geworden für ein solches Unternehmen. Nachdem er so viele Jahre im geistlichen Kriegsdienst, wie Beda sagt, großmütig gekämpft hatte, ward ihm am 7. November 739, in seinem 82. Lebensjahre, der ewige Siegespreis zuteil. Seinem Wunsche gemäß wurde sein Leichnam in der Klosterkirche zu Echternach beigesetzt. Dreizehn Jahre später widmete ihm Bonifatius folgenden Nachruf, der es wohl verdiente, sein Grabmal zu zieren:

„Zur Zeit des Papstes Sergius kam zu den Schwellen der Apostel ein Priester von wunderbarer Enthaltsamkeit und Heiligkeit, ein Angelsachse namens Willibrord, mit dem Beinamen Klemens. Ihn weihte der genannte Papst zum

[1] Fredeg. Contin. ad an. 734 (nr. 109).

Bischof und schickte ihn an die Gestade des Westmeers zur Predigt beim heidnischen Volk der Friesen. In fünfzigjähriger Predigt bekehrte er das Volk der Friesen großenteils zum Glauben Christi, zerstörte heidnische Heiligtümer und Kultstätten, erbaute Kirchen und gründete einen Bischofssitz und eine Kirche zu Ehren des Erlösers in der Feste Utrecht. An diesem Sitze und der von ihm erbauten Erlöserkirche verblieb er im Predigtamt bis ins hinfällige Greisenalter. Zur Versehung des Dienstes weihte er einen Chorbischof und ging hochbetagt in Frieden zum Herrn ein." [1]

3. Gregor III. und Karl Martell.

Aus dem Frankenlande erreichte Bonifatius um diese Zeit eine Kunde ganz anderer Art. Zwischen dem Langobardenkönig Luitprand und seinen Vasallen, den Herzogen von Spoleto und Benevent, war ein heftiger Streit entbrannt. Luitprand vertrieb Herzog Thrasimund aus Spoleto; der Vertriebene fand Aufnahme beim Papst. Luitprand forderte die Auslieferung des „Rebellen"; als sie ihm verweigert wurde, rückte er 739 vor Rom und belagerte die Stadt. Gregor III. befand sich in einer sehr bedrängten Lage. Von Byzanz war keine Hilfe zu erwarten, selbst wenn ein Eingreifen des bilderstürmerischen Isauriers erwünscht gewesen wäre. In seiner Not sah sich der Papst nach einem andern Retter um. Er glaubte ihn in Karl Martell, dem Vorkämpfer der Christenheit gegen die Sarazenen, gefunden zu haben. Schon einer seiner Vorgänger, Pelagius II., hatte in einer ähnlichen Notlage prophezeit, die rechtgläubigen Franken seien von der Vorsehung bestimmt, die Retter Roms und Italiens zu werden.

[1] Ep. 109, 235.

Während das langobardische Heer die Ewige Stadt noch umschlossen hielt, schickte Gregor auf dem Seewege ein Schreiben an Karl, worin er ihn in der eindringlichsten Weise beschwor, den Apostel Petrus und dessen Kirche und Volk zu schützen und zu verteidigen. Unter andern kostbaren Geschenken überbrachten die päpstlichen Gesandten die goldenen Schlüssel vom Grabe des hl. Petrus — ein Geschenk, das es dem Frankenfürsten geradezu zur Ehrensache machte, der Hüter dieses Heiligtums zu werden. Der Vorgang machte den tiefsten Eindruck auf die Völker diesseits der Alpen. „So etwas war noch nie gehört, nie gesehen worden", heißt es in einem gleichzeitigen fränkischen Bericht. Man ahnte, wenn auch nur dunkel, die ungeheure Tragweite des päpstlichen Schrittes. Es verbreitete sich sogar das Gerücht, der Papst habe das Anerbieten gemacht, sich vom byzantinischen Kaiser loszusagen und dem Fürsten Karl das römische Konsulat zu übertragen.

So verlockend der Antrag des Papstes auch sein mochte — er wies auf den Weg zur Herrschaft über Italien —, Karl konnte sich nicht entschließen, gegen seinen Freund und Bundesgenossen, der ihm noch soeben gegen die Araber treu zur Seite gestanden, tätig vorzugehen, er nahm vielmehr eine zwischen den streitenden Parteien vermittelnde Stellung ein. Auch ein neues Hilfegesuch des Papstes im folgenden Jahre blieb ohne jede Wirkung. Gregors kühner Plan, das mächtigste Reich der Christenheit für den Schutz der römischen Kirche und ihres Besitzes zu verpflichten, war gescheitert[1].

[1] Über die ganze Angelegenheit vgl. Fredeg. Contin. ad an. 739 (nr. 110); Liber Pontificalis; Vita Gregorii III.; M. G. Ep. III 476 ff.; Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern (1896) 41 ff.

Erst nachdem Bonifatius auf kirchlichem Gebiete die Wege bereitet hatte, konnte er wiederaufgenommen und verwirklicht werden.

4. Bistumsgründungen in Hessen und Thüringen.

Im Sommer des Jahres 741 finden wir Bonifatius wieder in Hessen, beschäftigt mit der langgeplanten, aber immer wieder aufgeschobenen kirchlichen Einteilung seines eigentlichen Missionsgebietes. Bei der Wahl der Bischofssitze war es nicht leicht, der päpstlichen Vorschrift zu entsprechen, daß Bischöfe nur in Städten oder befestigten Ortschaften eingesetzt werden sollten. Bonifatius tat, was in seiner Macht lag. In Hessen erhob er Buraburg zum Bischofssitz, das zwar nur eine unbedeutende Niederlassung war, aber durch seine Festigkeit den Christen gegen die heidnischen Sachsen Schutz bot. Zudem lag es zwischen den Klöstern Amöneburg und Fritzlar, ein Umstand, der wohl für Bonifatius ausschlaggebend war. Der Angelsachse Witta, über dessen Lebensverhältnisse nichts Näheres bekannt ist, wurde mit der Leitung der neuen Diözese betraut.

In Thüringen wurden zwei Bistümer errichtet: die ehemalige herzogliche Residenz Würzburg für das Gebiet südlich des Thüringer Waldes, und Erfurt, das schon in heidnischen Zeiten ein blühender Marktflecken war, für Nordthüringen. Das Bistum Würzburg verlieh Bonifatius seinem treuen Gefährten Burchard, der wie kaum ein zweiter geeignet war, den Hirtenstab zu führen. Wer der Bischof von Erfurt war, ist unbekannt[1]. Weder Bonifatius noch dessen Biographen nennen ihn, und von den päpstlichen

[1] Schnürer (Bonifatius 66) glaubt, wohl mit Unrecht, es sei der hl. Willibald gewesen. Siehe Anhang I, 9.

Beſtätigungsurkunden liegen nur die für Witta und Burchard vor[1]. Von den neugegründeten Bistümern hat ſich nur Würzburg erhalten; Buraburg und Erfurt brachten es nicht über die erſten Biſchöfe hinaus, gewannen aber in der Folgezeit wieder eine gewiſſe kirchliche Bedeutung als Sitze der großen Mainzer Archidiakonate für Niederheſſen und Thüringen[2].

Die Weihe und Einſetzung der neuen Biſchöfe fand im Spätſommer 741 ſtatt. Noch vor Ende desſelben Jahres eröffnete ſich unſerem Heiligen ein neues, ausgedehnteres Wirkungsfeld. In einem Alter, wo das Lebenswerk der meiſten Menſchen ſich dem Ende naht, trat er erſt an den ſchwierigſten und wichtigſten des ſeinigen heran. Er hatte die Kirche in Mitteldeutſchland gegründet, die Kirche in Bayern neu geſtaltet und lebens- und entwicklungsfähig gemacht: jetzt erging an ihn die Aufforderung, die Heilung der Schäden und Wunden der fränkiſchen Kirche in die Hand zu nehmen.

Drittes Kapitel.

Reform der Kirche im oſtfränkiſchen Reich.

Am 22. Oktober 741 ſtarb Karl Martell zu Quierzy an der Oiſe in ſeinem fünfzigſten Lebensjahre. Vor ſeinem Tode hatte er ſich und die Seinigen dem Gebete unſeres Heiligen empfohlen. Am 29. November desſelben Jahres ging auch Gregor III. zur ewigen Ruhe ein. Zacharias, ein Italiener von griechiſcher Abſtammung, wurde ſofort

[1] Ep. 52 et 53, 92 ff.

[2] Tangl, Briefe des hl. Bonifatius S. XV f.

zu seinem Nachfolger gewählt und ohne Bestätigung des byzantinischen Kaisers oder des Exarchen von Ravenna am 3. Dezember geweiht. Er war ein Mann von hoher Bildung und hinreißender Beredsamkeit. Auf die Ausschmückung der Kirchen verwandte er viel Fleiß; in seinen Mußestunden übersetzte er die Dialoge Gregors des Großen ins Griechische. Das Papstbuch hebt seine Herzensgüte und Leutseligkeit besonders hervor und nennt ihn einen wahren Vater des Klerus und des ganzen römischen Volkes. Daß ihm die sprichwörtliche diplomatische Gewandtheit seines Stammvolkes nicht abging, bewies er vor allem in den schwierigen Verhandlungen mit den eroberungslustigen Langobarden.

Bonifatius beeilte sich, dem neuen Papste, den er bei seinem letzten römischen Aufenthalte am Hofe Gregors III. kennen gelernt hatte, seine Glückwünsche auszusprechen und die Versicherung seiner Ergebenheit gegen den Apostolischen Stuhl zu erneuern. „Wir haben mit großer Freude und hoher Befriedigung vernommen", schreibt er, „daß der höchste Richter Eurer väterlichen Gnade die Leitung der Kirche anvertraute; wir haben dafür Gott mit zum Himmel erhobenen Armen gedankt. Inständigst, als ob wir uns selbst Euch zu Füßen werfen könnten, flehen wir Euch daher an, daß wir, wie wir unterwürfige Diener und ergebene Schüler Eurer Vorgänger waren, so auch würdig erachtet werden, gehorsame Diener Eurer Huld zu sein, erfüllt von dem Wunsche, den katholischen Glauben und die Einheit der römischen Kirche zu wahren. Wen immer mir Gott in diesem meinem Sendamt als Zuhörer oder Schüler zuführt, ich werde nicht ablassen, sie alle zum Gehorsam gegen den Apostolischen Stuhl hinzulenken. . . . Auch kleine Gaben haben wir an Euch gelangen lassen, nicht als ob sie Euer, o Vater, würdig wären,

ſondern als Zeichen der Liebe, Unterwürfigkeit und Verehrung: ein zottiges Tuch[1] und ein wenig Silber und Gold."

Seine Glückwünſche an den Papſt faßt Bonifatius in einigen Verſen zuſammen, die hier ſtehen mögen als Probe ſeiner dichteriſchen Gewandtheit:

Te Deus altithronus sancta conservet in aede
Sedis apostolice rectorem tempora longa,
Melliflua gratum populis doctrina per orbem
Perficiatque Deo dignum pia gratia Christi.
Splendida percipiat florens sua gaudia mater,
Atque domus Domini laetetur prole fecunda.

Mög' der allmächtige Gott dich lange im heiligen Tempel,
Statthalter Chriſti auf Erden, in ſeinem Schutze behüten,
Dankbar lauſche die Welt der völkerbeglückenden Lehre,
Gottes würdig zu ſein, verleihe in Gnaden dir Chriſtus,
Herrlicher Freuden Genuß empfange die blühende Mutter,
Und das Haus des Herrn erfreue ſich reichlicher Sippe[2].

Karl Martell hatte ſich ganz als Herr des fränkiſchen Reiches betrachtet. Vier Jahre lang hatte er ohne König regiert; wie ein König hatte er das Reich unter ſeine Söhne verteilt. Der ältere Karlmann hatte Auſtraſien, Alamannien und Thüringen erhalten; der jüngere Pippin Neuſtrien, Burgund und die Provence. Bayern und Aquitanien, die wohl zinspflichtig waren, aber unter eigenen Herzogen ſtanden, blieben gemeinſamer Beſitz. Grifo, der Sohn Karls und Swanahilds, einer Nichte Odilos von Bayern, war von der Nachfolge ausgeſchloſſen. Karl ſoll ihm zwar einen Teil Neuſtriens, Auſtraſiens und Burgunds angewieſen haben, aber unter der Oberhoheit ſeiner Stiefbrüder. In allen

[1] Zum Abtrocknen der Füße benutzt.

[2] Ep. 50, 80 ff. Tangl, Die Briefe des hl. Bonifatius 67 ff.

soldatischen Tugenden waren die neuen Herrscher die würdigen Erben ihres Vaters; sie waren ebenso tapfer und ausdauernd, umsichtig und glücklich im Kriege wie er. Sie besaßen aber noch dazu, was ihm gefehlt hatte: tiefe Frömmigkeit gepaart mit selbstloser Liebe zur Kirche und aufrichtiger Sorge für ihr Wohlergehen. Ihre klösterliche Erziehung — beide hatten ihre Jugend in der Abtei St-Denis verbracht — beherrschte ihr ganzes späteres Leben. Bei allem Streben nach Festigung und Erweiterung ihrer Macht vergaßen sie doch nie das eine Notwendige: das Heil ihrer Seelen.

Der Tod Karl Martells war das Zeichen zu inneren Unruhen und zu einer Reihe von Kriegen. Erbittert, daß er bei der Teilung nicht reichlicher bedacht worden war, und von seiner ehrgeizigen Mutter aufgestachelt, erhob sich Grifo gegen seine Stiefbrüder. Er wollte das ganze Reich in seine Gewalt bringen. In Laon eingeschlossen, mußte er sich auf Gnade und Ungnade ergeben; er wurde in Neufchâteau in Luxemburg interniert, seine Mutter in ein Kloster verwiesen. Gleichzeitig empörten sich die Aquitanier und Alamannen, die die günstige Gelegenheit benutzen wollten, um ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen. Andere Kriege folgten mit den Bayern, Sachsen und Slaven. Trotzdem nahm Karlmann die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in seinem Reichsteil sofort in Angriff.

1. Die religiösen Zustände im Frankenreich.

Man hat mit Recht behauptet, daß es vielleicht in der ganzen Geschichte der Kirche kein dunkleres Blatt gibt als jenes, das die religiösen Zustände im Zeitalter der letzten Merowinger beschreibt. Mit der Regierung Dagoberts I. (629—639) hatte das Reich Chlodwigs den Höhepunkt über-

ſchritten. Von da an ſank die königliche Macht immer mehr, bis ſie endlich ganz erloſch. Der König wurde eine Thronpuppe. Es blieb ihm nichts, ſagt Einhard, als „mit unverſchnittenem Haar und langwallendem Bart auf dem Throne zu ſitzen und ſo den Schein des Herrſchers zu erheucheln, den ankommenden Geſandten Audienz zu gewähren und ihnen bei ihrem Abgang auswendig gelernte oder vorgeſprochene Beſcheide zu erteilen. Überall, wohin er ſich begeben mußte, erſchien er auf einem Wagen von zwei Rindern gezogen und von einem Treiber nach Bauernart gelenkt. So begab er ſich regelmäßig zum Palaſt, ſo zur öffentlichen Verſammlung ſeines Volkes, die alljährlich zu Reichszwecken abgehalten wurde, ſo kehrte er wieder heim. Die Mittel wie die Macht der Herrſchaft lagen in der Hand der Palaſtminiſter oder Hausmeier.“[1] Mehr als fünfzig Jahre führten die Hausmeier — Grimoald, Otto, Ebroin, Wulfoald, Waratto und wie ſie alle hießen — erbitterte Kämpfe um die Oberherrſchaft. Die politiſche Zerſetzung zog auch die Kirche in arge Mitleidenſchaft. Die Peſt der Simonie, die faſt ganz ausgerottet war, griff wieder um ſich. Kirchliche Würden und Ämter wurden ohne Scheu gekauft und verkauft. Man ſtritt ſich um Bistümer wie um Grafſchaften. Die Hausmeier beſetzten die höchſten kirchlichen Stellen mit ihren Parteigängern. So kamen viele Biſchofsſitze in die Hände gewiſſenloſer, ehrgeiziger Männer, die der Kirche zur Schande gereichten. Um ihr Einkommen und dadurch ihre Macht zu erhöhen, eigneten ſie ſich die Einkünfte der Klöſter an oder verjagten die rechtmäßigen Äbte und ſetzten ſich ſelbſt an ihre Stelle.

[1] Vita Caroli Imper. 1.

Der niedere Klerus unterschied sich von dem höheren nur durch größere Unwissenheit und Käuflichkeit. Die bischöfliche Würde schwebte ihnen als einziges begehrenswertes Ziel vor, und um dieses Ziel zu erreichen, war ihnen kein Mittel zu verwerflich. Unbotmäßigkeit war an der Tagesordnung. Geistliche lehnten sich öffentlich gegen ihre Vorgesetzten auf oder stellten sich unter den Schutz der weltlichen Großen, um der Bestrafung zu entgehen.

Die Klöster beiderlei Geschlechts, die im Anfang des 7. Jahrhunderts einen so großartigen Aufschwung genommen hatten, wurden in die allgemeine Verwilderung mit hineingerissen. Wir lesen von Klöstern mit zwei Äbten, von Äbten, die ihre ganze Zeit mit Jagd oder Krieg verbrachten, von aufrührerischen Mönchen, die ihre Obern mit Gewalt entfernten. Allenthalben lösten sich die Bande der Zucht und Ordnung.

Die Kirchenversammlungen, die im 6. Jahrhundert ihre Aufgabe, die sittlichen und religiösen Pflichten einzuschärfen und die kirchliche Ordnung aufrechtzuerhalten, treu erfüllt hatten, büßten allmählich ihr Ansehen und ihre Bedeutung als gesetzgeberische und richterliche Körperschaften ein. Dann kamen sie infolge der inneren Fehden und der äußeren Kriege überhaupt nicht mehr zustande. Alles was durch sie bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts geregelt worden war, geriet in heillose Verwirrung.

Durch seinen entscheidenden Sieg über die Neustrier bei Tertri (687) gab der Hausmeier Pippin der Mittlere dem fränkischen Reich den inneren Frieden wieder; für die Hebung der Kirchenzucht tat er wenig oder gar nichts. Er war fromm in seiner Art und freigebig gegen Kirchen und Klöster, die seine Gunst gewonnen hatten. Bischöfe, auf deren Treue er bauen konnte oder die ihm zur Erreichung seiner poli-

tischen Ziele von Nutzen schienen, erfreuten sich eines besondern Schutzes. Stand ihm dagegen eine kirchliche Vorschrift im Wege, so setzte er sich darüber hinweg. Auf einem Kriegszug gegen die Schwaben stellte er einen Bischof an die Spitze des Heeres. Nach der Ermordung des Bischofs Tetricus ließ er den Bischofsstuhl von Auxerre lange Zeit unbesetzt und rührte auch keinen Finger, als Savaric ihn dann mit Gewalt an sich riß; dagegen zögerte er nicht, jeden zu entfernen, der seinen Argwohn erregte. So mußte Ansbert von seinem Bischofssitz in Rouen weichen und Suitbert Friesland verlassen.

Unter Karl Martell erreichte die Verwilderung der Kirche ihren Höhepunkt. Nachdem er sich mit dem Schwert in der Hand den Weg zur Herrschaft gebahnt hatte, nahm er den Kampf mit den Großen auf, die sich überall im Frankenlande zu selbständigen Fürsten aufgeworfen hatten. Bischöfe und Äbte waren auf beiden Seiten beteiligt. Wer sich ihm widersetzte oder seinen Feinden Vorschub leistete, wurde schonungslos von Karl beseitigt. So mußte Bischof Rigobert aus Reims weichen, weil er dem neustrischen Hausmeier Raganfred die Treue gehalten und Karl nicht in die Stadt eingelassen hatte. Eucherius von Orleans wurde vertrieben und mit all seinen Verwandten ins Gefängnis geworfen, weil seine wachsende Macht dem Hausmeier gefährlich schien. Hainmar von Auxerre und Symphorian von Gaz wurden aus ihren Bistümern verjagt, weil sie sich gegen Karl empört hatten.

Hätte Karl die erledigten Bischofsstühle mit würdigen Männern besetzt, so wäre die Entfernung dieser kriegerischen Bischöfe ein Segen für die Kirche gewesen. Das tat er aber nicht. Ohne Rücksicht auf ihre Befähigung beförderte er seine Anhänger zu den höchsten kirchlichen Stellen. Da-

durch verlor die Kirche alle Selbständigkeit: die Geistlichen wurden wie weltliche Beamte behandelt; Karls Willkür trat an die Stelle des kirchlichen Rechts. Dem geistlichen Bischof wurde zuweilen ein weltlicher beigegeben als Inhaber des Kirchenguts. Die Einkünfte der erledigten Bistümer wurden eingezogen, der Kirchenbesitz zu Lehen ausgetan. Den reichen Klöstern erging es nicht besser als den Bistümern, nur galten die Laieninhaber als wirkliche Äbte; über Klostergut wurde zugunsten der Vasallen verfügt. So ging ein beträchtlicher Teil des kirchlichen Besitzes in weltliche Hände über. Den bestehenden Kirchengesetzen zum Trotz übertrug Karl nicht selten einer Person mehrere Pfründen. Sein Stiefneffe Hugo war zur gleichen Zeit Bischof von Rouen, Paris und Bayeux und Abt von St-Wandrille und Jumièges. Nach Hugos Tod wurde St-Wandrille dem Bischof Lando von Reims übergeben, dann dem Abte Theutsind von St. Martin in Tours. Wido, der nächste Inhaber, war gleichzeitig Abt von St-Waast. Er war ein ausgezeichneter Bogenschütze und eifriger Liebhaber des Jagdvergnügens, konnte aber weder lesen noch schreiben. Später ließ in Karl enthaupten, weil er sich an einer Verschwörung gegen ihn beteiligt hatte. Peppo von Verdun und Milo von Trier und Reims verdankten ihre Erhebung einzig und allein der Gunst Karls. Sie waren Männer der Waffen, die das Bischofshaus zur Burg machten und sich mehr um Jagdhunde und Streitrosse als um das Wohl ihrer Sprengel kümmerten. Gerold, zugleich Bischof von Mainz und Worms, war von demselben Schlag. Er begleitete Karl auf einem Heereszug gegen die Sachsen und fiel im Kampfe an der Spitze seiner Kriegsknechte. Von seinem Sohn und Nachfolger Gewilip wird noch später die Rede sein.

Das waren die Männer, die Karl zu Biſchöfen beſtellte, um die Kirche Gottes zu regieren. Iſt es zu verwundern, daß das ganze Gebäude aus den Fugen ging und einzuſtürzen drohte? Bonifatius hat uns mit ein paar kräftigen Strichen ein Bild von dem Tiefſtand der Kirche im Frankenreich beim Tode Karls gezeichnet. „Seit 60 oder 70 Jahren“, ſchreibt er an Papſt Zacharias, „iſt die kirchliche Ordnung aufgelöſt und mit Füßen getreten. Nach der Ausſage bejahrter Männer haben die Franken ſeit mehr als 80 Jahren weder eine Synode abgehalten, noch einen Erzbiſchof gehabt, noch irgendwo kirchliche Satzungen begründet und erneuert. Augenblicklich ſind die Sitze in den Biſchofſtädten größtenteils habgierigen Laien und eingedrungenen, der Unzucht oder dem Gelderwerb frönenden Klerikern lediglich zu weltlichem Genuß ausgeliefert. Es finden ſich Leute, die ſich Diakonen nennen, dabei aber von Jugend an in Unzucht und jeglichem Schmutz lebten, trotz ſolchem Leumund zum Diakonat gelangten und jetzt als Diakonen ihr laſterhaftes Leben fortſetzten, dabei aber nicht erröten noch ſich ſcheuen, das Evangelium zu leſen. Unter ſolchen Sünden ſteigen ſie zur Würde des Prieſtertums empor und behaupten, für das Volk Fürbitte einlegen und das heilige Opfer darbringen zu können; endlich, was dem Übel die Krone aufſetzt, werden ſie, obwohl ſie Sünden auf Sünden häufen, zu Biſchöfen geweiht. Dann wieder gibt es Biſchöfe, die zwar behaupten, keine Ehebrecher zu ſein, die aber Trinker, Zänker oder Jäger ſind, gewappnet im Aufgebot zu Felde ziehen und mit eigener Hand Menſchenblut, gleichgültig ob von Heiden oder Chriſten, vergießen.“ [1]

[1] Ep. 50, 82 f.

2. Rom und die Franken.

Warum hat denn der Heilige Stuhl nicht nach dem Rechten gesehen? Hat Rom gar nichts getan, um der Verwilderung zu steuern? So wird der Leser vielleicht fragen. Die Päpste taten nichts, eben weil sie nichts tun konnten. Wenn der Kranke nicht selber mitwirkt, vermag auch der geschickteste Arzt nicht, der Krankheit Einhalt zu gebieten.

Bis zum Anfang des 7. Jahrhunderts bestanden mehr oder weniger enge Beziehungen zwischen Rom und den Franken. Das war besonders der Fall, seitdem Burgund und das gotische Gallien mit dem Merowingerreich einverleibt wurden. Die Erzbischöfe von Arles wurden regelmäßig von den Päpsten zu Vikaren des Apostolischen Stuhles für Gallien ernannt. Sie hatten den Gang des kirchlichen Lebens zu überwachen und Bericht darüber an den Papst zu erstatten; auf den Kirchenversammlungen sollten sie den Vorsitz führen; Streitigkeiten der Bischöfe untereinander sollten von ihnen „im Namen des Apostolischen Stuhls" entschieden, wichtige Angelegenheiten jedoch, besonders solche, die den Glauben betrafen, nach Rom gebracht werden. Das Vikariat hat sich aber leider nie zu der Stellung entwickelt, die es nach dem Plan des Heiligen Stuhles hätte einnehmen sollen; und hieran war teils die Unfähigkeit der betreffenden Amtsträger schuld, teils die politische Zerrüttung des Landes, teils der Charakter der weltlichen oder geistlichen Gewalten[1]. Gegen die habsüchtigen und gewaltherrlichen Frankenkönige konnten die Päpste nichts ausrichten. Zwar hat keiner der Merowinger jemals den Primat Roms ausdrücklich geleugnet;

[1] Grisar, Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter (1901) 818 f.

auch die gewalttätigsten und sittenlosesten unter ihnen verehrten im Papste den Nachfolger des hl. Petrus und wollten stets in geistlicher Gemeinschaft mit ihm verbleiben; in Wirklichkeit jedoch kümmerten sie sich weder um seine Wünsche noch um seine Befehle. Zehn Jahre lang versuchte Gregor der Große vergebens, die Königin Brunhilde zu bewegen, eine Synode zur Bekämpfung der Simonie und anderer Übelstände zu berufen. Man versprach alles, hielt aber nichts. Unter Gregor wurde auch der letzte päpstliche Vikar für Gallien ernannt. Im Jahre 613 sandte Bonifaz IV. das Pallium an Florian von Arles, ohne ihn jedoch zu seinem Stellvertreter zu ernennen. Von dieser Zeit an hörte jeder amtliche Verkehr zwischen Rom und dem Frankenlande auf. Martin I. suchte durch Vermittlung des hl. Amandus von Maastricht die Verbindung wieder aufzunehmen, aber seine Bemühungen waren umsonst. Erst als die angelsächsischen Missionsboten, vor allem Bonifatius und seine Gefährten, ihre Tätigkeit auf dem Festlande begannen, bahnte sich allmählich wieder ein lebhafterer Verkehr der Franken mit dem Heiligen Stuhl an und damit eine bessere Zukunft für die fränkische Kirche.

3. Die erste deutsche Kirchenversammlung.

Als Karlmann an die Reform der Kirche in Austrasien herantrat, war es ganz natürlich, daß er sich um die Mitwirkung des Mannes bewarb, der im engsten Anschluß an den Heiligen Stuhl zwei blühende Kirchenprovinzen in Mittel- und Süddeutschland ins Leben gerufen hatte. Auf die Kunde vom Ableben Karl Martells hatte Bonifatius ein Schreiben an Karlmann gerichtet und ihn um Schutz und Förderung seiner Missionsarbeit in Thüringen gebeten,

wenn ihm die Herrschaft in diesem Reichsteil zufalle[1]. Als Antwort erhielt er eine dringende Einladung an den Hof. Das Ergebnis der Unterredung, die Ende 741 oder im Januar 742 stattfand, meldete Bonifatius sogleich dem Papste. „Karlmann, der Frankenfürst", schreibt er, „ließ mich kommen und stellte das Verlangen, ich möchte Anstalten treffen, in dem Teile des Frankenreichs, der seiner Gewalt untersteht, eine Synode zu versammeln. Er versprach, daß er die schon seit langer Zeit zerfahrene kirchliche Ordnung einigermaßen bessern und wiederherstellen wolle."[2]

Bonifatius war sich der Wichtigkeit der Aufgabe, die er auf sich nahm, bewußt; er sah aber auch die Schwierigkeiten voraus, die ihm der fränkische Klerus bereiten werde. „Er wußte wohl, daß man ihn schon manchmal als lästigen Neuerer oder Friedensstörer in Rom verdächtigt hatte. Manche rühmten sich, daß sie in Rom mit ihren Beschwerden Recht erhalten hätten, höhnten, daß man in Rom gar nicht so streng wäre wie in Deutschland, und verspotteten ihn dann als törichten Eiferer."[3] Diese Quertreiber würden ganz gewiß alle Hebel in Bewegung setzen, um das geplante Reformwerk zu vereiteln. Sollte ihr Widerstand gebrochen werden, so war Einheit des Handelns geboten: in allen auftauchenden Fragen mußte der Papst dieselbe Haltung einnehmen wie sein Legat. Darum fährt Bonifatius in seinem Schreiben fort: „Wenn der Frankenfürst sein frommes Vorhaben wahrhaftig auszuführen gedenkt und ich in Eurem Namen diese Angelegenheit anfassen und in Fluß bringen soll, dann muß ich Entschließung und Vorschrift des Aposto-

[1] Ep. 48, 77. Vgl. Tangls Anmerkung zu dem Brief.

[2] Ep. 50, 82. Siehe Anhang I, 10.

[3] Schnürer, Bonifatius 72. Vgl. Ep. 50, 83 f.

lischen Stuhles nebst den kirchlichen Satzungen zur Hand haben. Weil ich Diener und Legat des Päpstlichen Stuhles bin, muß mein Spruch hier und der Eure dort gleichlauten, wenn etwa beide Parteien durch Gesandte das Urteil Eurer Machtvollkommenheit anrufen."

Aus irgendeinem uns unbekannten Grunde[1] ließ der Papst seinen Legaten mehr als ein Jahr auf Antwort warten. Doch Karlmann drängte vorwärts, und Bonifatius sah sich genötigt, ohne ausdrückliche Weisungen von Rom vorzugehen. Die geplante Synode trat am 21. April 742 an einem unbekannten Orte zusammen. Es war die erste Kirchenversammlung auf deutschem Boden; darum wird sie auch gewöhnlich Concilium Germanicum, das deutsche Konzil, genannt. Aus dem kurzen Protokoll der Synode, das wir noch besitzen, können wir uns in etwa ein Bild von dem Verlauf der Tagung machen[2].

Einberufen wurde die Synode von Karlmann selbst — ein Vorrecht, das die Merowingerkönige stets beansprucht hatten und das Bonifatius in diesem Falle aus naheliegenden Gründen nicht beanstandete. Berufen waren alle Bischöfe der Osthälfte des Frankenreichs; zugegen waren aber nur außer Bonifatius, der als Erzbischof und päpstlicher Legat den Vorsitz führte, Regenfrid von Köln, Heddo von Straßburg, Burchard von Würzburg, Witta von Buraburg, der Chorbischof Willibald und ein gewisser Dadan, in dem einige den Bischof von Erfurt, andere den Weihbischof von Utrecht vermuten. Unbesetzt waren zur Zeit die Bistümer Utrecht,

[1] Vgl. die Erklärungsversuche von Hauck (Kirchengeschichte Deutschlands I 520 f.), Tangl (Briefe des hl. Bonifatius 88 Anm.) und Schnürer (Bonifatius 77 ff.).

[2] Ep. 56, 98 ff. Vgl. auch Zehetbauer, Das Kirchenrecht bei Bonifatius (1910) 53 ff.

Metz, Verdun, Speier und Lüttich. Die Abwesenheit der alamannischen Bischöfe erklärt sich wohl aus dem Umstand, daß sich Herzog Theotbald mit Karlmann im Kriegszustande befand. Die Häupter der Gegenpartei, Milo von Trier und und Gewilip von Mainz, waren nicht erschienen. Für den Gang der Verhandlungen war das ein Segen: es konnten in kurzer Zeit um so einschneidendere Beschlüsse gefaßt werden. Es war also nicht die Zahl der anwesenden Kirchenfürsten, die dem ersten deutschen Konzil Gewicht und Bedeutung gab, sondern das Ansehen des Bonifatius und die Macht Karlmanns.

Obgleich viele Großen des Reiches zugegen waren, so befaßte sich die Synode doch nur mit rein kirchlichen Angelegenheiten. Ihre Aufgabe war es, mit Karlmann zu beratschlagen, „wie das Gesetz Gottes und die kirchliche Ordnung wiederherzustellen sei, und wie das christliche Volk zum Seelenheil gelangen könne und nicht, von falschen Priestern verführt, zugrunde gehe". Die anwesenden Laien waren bloß Zuhörer; sie hatten kein Stimmrecht; die Beschlüsse wurden von den Bischöfen allein unterzeichnet. Indem Karlmann sie bestätigte und durch ein Kapitulare verkündigte, wurden sie staatliche Gesetze. Es war die erste gesetzgeberische Tat der Karolinger.

Da die Auflösung der hierarchischen Verfassung die Hauptschuld an dem kirchlichen Verfall trug, beschäftigte sich die Synode an erster Stelle mit der Schaffung eines Metropolitanverbandes für die ostfränkische Kirche. Die von Bonifatius eingesetzten Bischöfe in Hessen und Thüringen wurden bestätigt; die erledigten Bistümer sollten so bald wie möglich mit geeigneten Männern besetzt werden. Die alten und neuen Diözesen wurden in eine Kirchenprovinz zusammen-

gefaßt und dem Bonifatius als Erzbischof unterstellt. Gleichzeitig wurde Bonifatius als missus sancti Petri, der Abgesandte des hl. Petrus, feierlich anerkannt. Jedes Jahr sollte in Zukunft unter seinem Vorsitz und im Beisein des Frankenfürsten eine Synode abgehalten werden.

Eine unerläßliche Bedingung für den Wiederaufbau der Hierarchie war die Rückgabe des entfremdeten Kirchenguts. In dieser heiklen Frage zeigte Karlmann das größte Entgegenkommen; ja, er sagte eigentlich mehr zu, als er halten konnte; denn er versprach bedingungslose und völlige Zurückerstattung des entzogenen Kirchenbesitzes.

Für die sittliche Reform des Klerus wurde die volle Strenge aufgeboten: die falschen und unwürdigen Priester wurden abgesetzt, ihrer Pfründen verlustig erklärt und zur Buße verurteilt; das Waffentragen, das Jagen und Herumstreifen in den Wäldern mit Hunden, das Halten von Falken und Habichten, die weltliche Kleidung, das Zusammenwohnen mit Frauen wurde allen Geistlichen verboten. An der Heeresfahrt dürfen in Zukunft nur jene teilnehmen, die „wegen des göttlichen Dienstes, das heißt wegen der Feier des Meßopfers und der Mitführung der Reliquien der Heiligen hierzu erkoren sind". Zu diesem Zweck kann der Fürst ein oder zwei Bischöfe und die Pfalzpriester[1] in seinem Gefolge haben; jeder Heerführer aber einen Priester, „der denen, die ihre Sünden bekennen, ihr Urteil sprechen und die Buße auferlegen soll".

Mit den äußersten Mitteln tritt das Gesetz gegen die fleischlichen Vergehen der gottgeweihten Personen auf: wer

[1] Hofkapläne, die im Königspalast den Gottesdienst versahen und die Reliquien hüteten. Die Hauptreliquie war der Mantel des hl. Martinus, cappa sancti Martini; daher die Bezeichnung cappellanus für den Hofpriester (Kaplan!).

sich von nun an des Verbrechens der Unzucht schuldig macht, soll dafür mit Kerkerhaft bei Wasser und Brot büßen; einem Priester wird zweijähriger Kerker nach vorhergegangener Geißelung bis aufs Blut angedroht; dem Bischof wird anheimgegeben, später mit Absetzung gegen den Schuldigen vorzugehen. Fällt ein Kleriker oder Mönch in diese Sünde, so soll er dreimal gegeißelt werden und ein volles Jahr im Kerker büßen. Wird eine eingekleidete Nonne dieser Sünde überführt, so verfällt sie der gleichen Kerkerstrafe und soll dazu noch kahl geschoren werden.

Die kirchlichen Satzungen, die das Verhältnis des Klerus zum Diözesanbischof regelten, wurden aufgefrischt und eingeschärft. Um den Auswüchsen des Eigenkirchenwesens[1] zu steuern, wird verordnet, daß jeder Priester dem Bischof untertan sei, in dessen Sprengel er sich aufhält. In der Fastenzeit hat er dem Bischof über seine Amtsführung, über die Taufen, die Lehre des katholischen Glaubens, die Gebets- und Meßordnung Rechenschaft zu geben. So oft der Bischof seine Diözese bereist, um dem Volk die Firmung zu spenden, muß der Priester mit Beihilfe des Volkes, das gefirmt werden soll, stets bereit sein, ihn aufzunehmen. Am Gründonnerstag soll er immer bei seinem Bischof das neue Salböl holen und gleichzeitig von seiner keuschen Lebensführung, seinem Glauben und seiner Lehre Zeugnis ablegen.

Eine besondere Bestimmung richtet sich gegen die zahlreichen Wanderpriester, meistens irischer oder angelsächsischer Abstammung, die von Diözese zu Diözese zogen, sich stets der kirchlichen Aufsicht zu entziehen wußten und in jede kirchliche Gemeinde Zwiespalt und Verwirrung brachten.

[1] Darüber siehe weiter unten.

Bonifatius selbst hatte schon manchen Kampf mit ihnen zu bestehen gehabt, und Gregor III. sah sich genötigt, die Bischöfe Bayerns und Alamanniens gegen sie zu warnen[1]. In Zukunft war es verboten, fremde Bischöfe oder Priester, von woher sie auch zuwanderten, ohne ausdrückliche Billigung der Synode zum Kirchendienst zuzulassen.

Wichtig für die Entwicklung des Mönchtums im Frankenreich war der Beschluß, daß „zur Wiederherstellung der Ordnung des klösterlichen Lebens" alle Mönche und Nonnen nach der Regel des hl. Benedikt leben sollten. Der erste amtliche Schritt zur Alleinherrschaft der Benediktinerregel war dadurch getan.

Endlich richtete die Versammlung ihre Aufmerksamkeit auf die Abstellung aller heidnischen Bräuche, „die sich am neuen Christentum ablagerten und es mit dem alten Götterglauben verknüpften". Die christliche Bevölkerung, besonders auf dem Lande, stand zum großen Teil unter dem Einfluß der alten heidnischen Anschauungen. Sie feierten den Donnerstag zu Ehren Thors und im Februar Freudenfeste mit Schweineopfern zu Ehren der höhersteigenden Sonne; bei den Kirchen nahmen sie nach heidnischem Brauch Schlachtopfer vor im Namen von heiligen Märtyrern und Bekennern; glaubten an Vorherbestimmungen, an Glücks- und Unglückstage, weissagten aus den Sternen, dem Vogelflug, der Asche des Herdes, dem Hirn der Tiere; trieben Zauberei, behingen sich mit Amuletten, behexten ihre Feinde, befragten Wahrsagerinnen; durch Zusammenreiben zweier Hölzer brachten sie das sog. Niedfyor hervor und sprangen darüber, um sich gegen Unheil zu schützen; auf den Friedhöfen

[1] Ep 44, 71.

brachten sie den Toten Opfer dar[1]. Diesen „Unflat des Heidentums", wie überhaupt „jeglichen heidnischen Gebrauch, welcher Art er auch sei", sollen die Bischöfe, so verfügt die Synode, unter Beihilfe der Grafen, die die Beschützer der Kirche sind, in ihren Sprengeln verbieten und unterdrücken.

Alle diese Bestimmungen atmen den Geist des Bonifatius: es sind dieselben Forderungen, die er stets vertreten hatte, wo immer er das Wort Gottes predigte. Nun waren sie nicht nur von einer Reihe von Bischöfen feierlich angenommen, sondern auch der Staat hatte sich für ihre Durchführung verbürgt.

Viertes Kapitel.

Durchführung der Reform.

1. Gefahren und Hindernisse.

Man hat mit Recht gesagt, daß eine Reform sich nicht mit einem Schlage durch Gebote und Verbote durchsetzen läßt. Das ist um so weniger möglich, wenn die zu heilenden Schäden alt und tief eingewurzelt sind, wie das im Frankenreich der Fall war. Das Reformprogramm des ersten deutschen Konzils konnte nur durchgeführt werden, wenn alle Bischöfe mit Lust und Liebe, mit Geduld und Ausdauer den vorgezeichneten Weg weitergingen. Einiges und vereinigtes Handeln war vor allen Dingen nötig.

[1] Daß heidnische Bräuche auch in Rom selbst fortlebten, geht aus Bonifatius' erstem Brief an Papst Zacharias hervor (Ep. 50, 84 f.). Rompilger „erzählten, sie hätten dort Weiber gesehen, die nach Heidenbrauch Amulette und Bänder um Arme und Beine geschlungen hatten und sie öffentlich feilboten".

Wie konnte aber diese Einigkeit erreicht werden, solange Männer wie Gewilip in Mainz und Worms, Milo in Trier und Reims herrschten? Trotz Karlmanns Versprechen, die Kirche von allen unwürdigen Amtsträgern zu säubern, blieben sie nach wie vor ungehindert im Besitz ihrer Würden und Pfründen. Karlmann getraute sich eben nicht, sie zu entfernen. Sie waren Männer von vornehmer Geburt, reich begütert, gewandte Politiker, tapfere Krieger, die über eine zahlreiche Gefolgschaft verfügten. Sie mit Gewalt absetzen zu wollen, wäre ein gewagtes Unternehmen gewesen. Zwar widersetzten sie sich dem Bonifatius nicht öffentlich; aber gerade deshalb war ihre Gegnerschaft um so gefährlicher. Selbst am Hofe hatten sie sich eine starke Partei zu schaffen gewußt, die sich hauptsächlich aus Höflingen geistlichen Standes, denen der wachsende Einfluß des fremden Erzbischofs ein Dorn im Auge war, zusammensetzte. Aber auch Bonifatius hatte begeisterte Anhänger in der Umgebung Karlmanns, die zu jeder Zeit freimütig für ihn eintraten. Als die Gegner sahen, daß sie mit Anschwärzungen und Verleumdungen nichts gegen ihn ausrichteten, suchten sie ihn zu ermorden. „Aber der Herr, sein Beschützer", wie der hl. Ludger sagt, „ließ ihn nicht in ihre boshaften Hände fallen." [1]

2. Rat und Trost.

Wie wir sehen, befand sich Bonifatius in einer äußerst gefährlichen Lage. Die geringste Unklugheit hätte dem ganzen Reformwerk den Todesstoß geben können. Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, wenn er zuweilen mit Bangigkeit in die Zukunft schaute. Auch die alten

[1] Vita Greg. traiect. 4.

Gewissensängste tauchten wider auf. Infolge der engen Beziehungen zu Karlmann mußte er häufiger als früher am Hofe verkehren. Das war stets ein schwerer Bußgang für ihn; denn eine Anzahl unkirchlicher, sittenloser Priester und Bischöfe wurde immer noch dort geduldet, und der Umgang mit ihnen war auch mit dem besten Willen nicht ganz zu vermeiden. Skrupel und Gewissensbisse waren die Folge. Gregor II. hatte ihm zwar vorzüglichen Rat in dieser Frage erteilt, und sein eigener gesunder Verstand hatte ihm über die schwersten Bedenken hinweggeholfen, aber wie alle Leute mit ängstlichem Gewissen, wollte er immer wieder von andern die Versicherung hören, daß seine Handlungsweise nicht sündhaft sei. In seiner Not wandte er sich um Rat an seinen alten Freund Daniel von Winchester. Eingehend schildert er ihm die mannigfachen Gefahren und Schwierigkeiten, womit er zu kämpfen hat, und die Seelenangst, die ihm keine Ruhe läßt. Das Schreiben[1] zeigt aber auch, daß er nicht nur von andern Trost und Rat erwartet, sondern auch andere zu trösten und aufzumuntern versteht.

„Es gilt als feststehende Gewohnheit bei den Menschen, Trost und Rat für das verängstigte Gemüt bei denen zu suchen, auf deren Freundschaft, Weisheit und Zuverlässigkeit sie am meisten bauen. Darum lege auch ich Dir, o Vater, im Vertrauen auf Deine erprobte Weisheit und Freundschaft die Beklemmung meines müde gewordenen Herzens dar und suche bei Dir Rat und Trost. Denn für uns gibt es nach dem Ausspruch des Apostels nicht nur ‚außen Kampf und innen Furcht', sondern auch innen Kampf und Furcht, zumal durch die falschen Priester und

[1] Ep. 63, 129 ff.

Heuchler, die Gott widerstreben, sich selbst ins Verderben stürzen und das Volk durch zahlreiche Ärgernisse und verschiedentliche Irrtümer verführen. Den Samen des Wortes, den wir aus dem Busen der katholischen Kirche überkommen und anvertraut erhalten haben und den wir uns, so gut es ging, auszustreuen bemühten, suchen sie mit Lolch zu übersäen und zu ersticken oder in Pestkraut zu verkehren. Was wir pflanzen, begießen sie nicht, damit es gedeihe, sondern trachten es auszureißen, indem sie den Völkern neue Sekten aufdrängen und sie allerlei Irrtümer lehren. Einige enthalten sich der Speisen, die Gott zum Genießen geschaffen hat, andere nähren sich ausschließlich von Honig und Milch und verwerfen Brot und die andern Speisen; wieder andere behaupten, was dem Volk schon gar abträglich ist, daß Mörder und Ehebrecher, selbst wenn sie in diesen ihren Sünden verharren, dennoch Priester Gottes werden können.

Wenn wir aber Schutz und Hilfe am fränkischen Hof suchen, können wir uns des persönlichen Umgangs mit solchen Leuten nicht entschlagen und uns nicht nach dem Kirchengesetz von ihnen absondern, außer daß wir die Feier des Meßopfers in den heiligen Geheimnissen des Leibes und des Blutes Christi nicht mit ihnen begehen. Wir vermeiden auch, ihnen Rat und Beifall zu spenden. Mit solchen Leuten, mit Heiden und einer bunt gemischten und niedrig denkenden Menge spielen sich unsere äußeren Mühen und Kämpfe ab; die inneren aber, wenn aus dem Schoß der Mutter Kirche selbst ein Priester oder Diakon, ein Kleriker oder Mönch von Glauben und Wahrheit abfällt und sich dann um die Wette in Schmähungen gegen die Söhne der Kirche ergeht; daraus erwächst der Heilsbotschaft Christi unsägliches Hemmnis. Um nun in allen diesen Dingen, ohne an unserer

Seele Schaden zu nehmen, den Weg unseres Auftrags vollenden zu können, bitten wir Euch inständigst, daß Ihr für uns betet, damit Gott, der erbarmende Tröster der Beladenen, unsere Seele unversehrt und rein von Sünden bewahre.

Über den Verkehr aber mit den geschilderten Priestern wünsche ich lebhaft, Deinen heilsamen Rat zu hören. Ohne den Schutz des Frankenfürsten kann ich weder das Volk der Kirche leiten und die Priester, Kleriker, Mönche und Mägde Christi gebührend schirmen, noch ohne seinen Machtspruch und die Furcht vor ihm die heidnischen Gebräuche und den Greuel des Götzendienstes in Germanien bekämpfen. Komme ich aber in solchen Angelegenheiten hilfesuchend zu ihm, dann kann ich mich nicht vom persönlichen Verkehr mit solchen Leuten, wie es Vorschrift wäre, fernhalten, höchstens, daß ich ihnen nicht zustimme. Ich aber fürchte, mich wegen dieses Verkehrs mit Schuld zu belasten, weil ich bei meiner Weihe über dem Leibe des hl. Petrus geschworen habe, die Verbindung mit solchen Leuten zu vermeiden, wenn es mir nicht gelingt, sie auf die Bahn der Ordnung zurückzuführen. Anderseits aber fürchte ich noch größeren Nachteil für das Predigtamt, das ich bei den Völkern ausüben soll, wenn ich nicht zum Frankenfürsten gehe. Wolle mir also mitteilen, was Du, o Vater, einem in Trauer und Zweifel bangenden Sohn hierin an Meinung, Rat und Urteil geben kannst."

Wie immer, wenn Trübsal über ihn kommt, sucht Bonifatius Trost in den heiligen Büchern. Auch hierin soll ihm Bischof Daniel helfen:

„Ich möchte Deine Güte, o Vater, wenn ich es wagen darf, inständigst um einen Trost in meinem Wanderleben bitten: schicke mir das Buch der Propheten, das Abt Wyn-

bercht ehrwürdigen Gedächtnisses, mein einstiger Lehrer, als er aus diesem Leben zum Herrn einging, hinterließ; es enthält in einem Band sechs Propheten und ist in deutlichen und gesondert stehenden Buchstaben geschrieben. Du kannst mir keinen besseren Trost für mein Greisenalter schicken; denn hierzulande kann ich eine solche Handschrift nicht erwerben und bei der Schwäche meiner Augen kann ich kleine, ineinandergeschriebene Buchstaben nicht deutlich unterscheiden. Als Zeichen meiner aufrichtigen Liebe sende ich Dir durch den Priester Forthereus mit diesem Schreiben ein kleines Geschenk, nämlich eine Decke, nicht seiden, sondern aus Ziegenhaar gewoben und zottig, um Deiner Liebden Füße zu umhüllen."

In einem früheren Schreiben[1] hatte Daniel auf körperliche Beschwerden hingedeutet; mit zunehmendem Alter scheint sich bei ihm fast gänzliche Erblindung eingestellt zu haben. Bonifatius, der davon gehört hatte, beeilte sich, ihn zu trösten:

„Jüngst erfuhr ich von einem Priester, der aus Deiner Umgebung nach Germanien kam, das Du von einem körperlichen Verlust heimgesucht wurdest. Aber Du weißt ja besser, Herr, wie und wo gesagt ist: ‚Wen Gott liebt, den züchtigt er', und der Apostel Paulus: ‚Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark, . . . die Kraft wird in der Schwachheit vollkommen', und der Psalmist: ‚Viele Drangsale kommen über den Gerechten.' Du hast, o Vater, wie Antonius über Didymus[2] gesagt haben soll, Augen, womit man Gott

[1] Ep. 23, 41.

[2] Didymus von Alexandrien († 398), der trotz seiner im vierten Lebensjahr erfolgten Erblindung einer der größten Gelehrten seiner Zeit war. Er war Laie und verheiratet. Zu seinen Schülern an der Katechetenschule zählten Hieronymus und Rufinus. Die an-

schauen kann und seine Engel und die herrlichen Freuden des himmlischen Jerusalem. Und deshalb glaube ich im Vertrauen auf Deine Weisheit und Geduld, daß Gott dies zur Vervollkommnung Deiner Tugenden und zur Erhöhung Deiner Verdienste über Dich verhängt hat, damit Du um so mehr mit den geistigen Augen dahin schaueſt und das begehreſt, was Gott befiehlt und liebt, und mit um so geringerem Verlangen Dich darum kümmerſt, was Gott nicht liebt, sondern verbietet. Denn was sind in dieſer Welt die leiblichen Augen anderes als größtenteils wahre Fenſter der Sünden, wodurch wir auf die Sünden und die Sünder schauen und, was schlimmer iſt, durch Gedanken und Begierden selbſt das Böſe zu uns heranziehen.

Ich wünſche lebhaft, daß Deine Heiligkeit sich wohlbefinde und für mich in Chriſtus bete."

Daniels Antwort[1] spiegelt den ganzen Mann wider: seine milde Weisheit, die sich mit Menſchen und Dingen auseinanderzuſetzen verſteht, seine Herzensgüte, tiefe Demut und Gottergebenheit. Teilnahmsvoll hat er die Klagen des Freundes vernommen und ſucht nun, geſtützt auf die Heilige Schrift und die Kirchenlehrer, durch mancherlei Erwägungen seinen Mut zu heben und seine Skrupel zu bannen.

Die heftigen Angriffe, unter denen er leide, ſagt er, seien ein klarer Beweis von der Größe seiner Verdienſte; darum dürfe er um keinen Preis sein glorreiches Unternehmen, das ohne Zweifel den Kämpfen der Apoſtel gleichzuſetzen sei, wegen der Nachſtellungen von Leuten, die der Heilslehre hinterliſtig Hemmniſſe bereiten, im Stiche laſſen. Das Bei-

geführte Stelle findet ſich in der Kirchengeſchichte des Rufinus (2, 7) und des Sokrates (4, 25).

[1] Ep. 64, 132 ff. Vgl. Hahn, Bonifaz und Lul 121 ff.

spiel der Heiligen und Märtyrer, deren Los in der Welt Bedrängnis war, solle ihn belehren, daß unbesiegbare Geduld und Ergebung in Gottes Willen das Mittel gegen alle Anfechtungen sei.

Geduld, ja auch Duldsamkeit müsse man den Widersachern gegenüber haben. Was man nicht verbessern könne, müsse man eben nach dem Vorbild der Heiligen ertragen. Er sei durchaus nicht der Meinung, man müsse mit den verbrecherischen Geistlichen glimpflich verfahren; nach den Kirchengesetzen und den Entscheidungen der Päpste sei ihnen das Recht abzusprechen, kirchliche Würden zu bekleiden. „Aber", fragt er, nicht ohne eine leise Ironie, „wie kannst Du Dich von den falschen Brüdern absondern, wenn Du nicht aus der Welt laufen willst? Diese Leute suchen sich immer und überall einzuschleichen." [1] Es genüge nach dem Evangelium der gute Wille, und daß man sich nur gezwungen unter sie gemischt habe. Er macht auf das Beispiel Christi aufmerksam, der sich mit Zöllnern und Sündern zum Mahle gesetzt habe, und der erklärte, er sei nicht gekommen Gerechte zu berufen, sondern Sünder. Aus verschiedenen Gleichnissen in der Heiligen Schrift gehe klar hervor, daß in der Kirche die Bösen mit den Guten bis ans Ende der Welt vermischt sein werden.

Daniel predigt aber nicht bloß seinem Freunde demütige Ergebung, er bewährt sie auch im eigenen Leiden. „Deine Ermahnungen, meine körperlichen Leiden mit Geduld zu ertragen", schreibt er, „haben wir sehr bereitwillig aufgenommen und werden, soweit die Kräfte ausreichen, mit dem Beistand des Herrn, Deinen heilsamen Worten nachkommen.

[1] Vgl. 2 Kor. 11, 26.

Übrigens werden wir beide, obwohl durch Land und Wasser getrennt, durch die gleiche Last der Trübsal niedergedrückt; des bösen Feindes Wirken ist hier und dort dasselbe; wir wollen daher gottergeben im Gebet zusammenhalten."

Mit einem herzlichen Vale, vale, centupliciter carissime mihi schließt das Schreiben. Es war der letzte Gruß des ehrwürdigen Greises an den geliebten Schüler. Im Jahre 745 legte er sein Amt nieder; bereits im folgenden Jahre ging er zur ewigen Ruhe ein.

Die treffenden Ausführungen seines Freundes waren ebensowenig wie die früheren Ermahnungen Gregors II. imstande, unsern Heiligen völlig zu beruhigen. Die alten Zweifel und Selbstvorwürfe kehrten immer wieder. Bis zum Ende seines Lebens blieben sie eine seiner herbsten Prüfungen.

3. Die Synode von Estinnes.

Allen Schwierigkeiten und Hemmnissen zum Trotz schritt die Reform rüstig voran. Die Beschlüsse des deutschen Konzils blieben kein toter Buchstabe. Seeleneifrige Männer, die bereit waren, mit Bonifatius Hand in Hand zu arbeiten, wurden noch im Laufe des Jahres 742 auf die erledigten Bischofsstühle erhoben. Der tüchtigste unter den neuen Oberhirten war ohne Zweifel Chrodegang von Metz[1]. Von vornehmen rheinischen Eltern geboren, hatte er eine für die damaligen Verhältnisse mehr als gewöhnliche Bildung genossen; rühmt ihm doch ein Zeitgenosse neben der Kenntnis des Deutschen und Lateinischen eine große Redegewandtheit nach. Mit fünfzehn Jahren war er an den Hof Karl

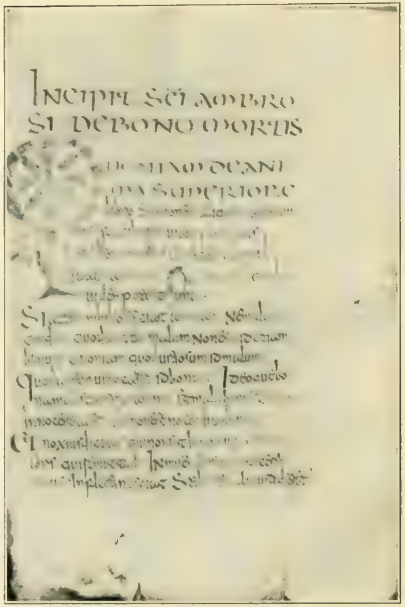
[1] Über ihn siehe besonders H. Reumont, Der hl. Chrodegang von Metz, in der Festschrift für Hertling 202 ff.

Ph. Veit: Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum.

In der Mitte die allegorische Figur der Religion. Sie zeigt mit einer Hand auf die ihr von einem Engel dargereichte Heilige Schrift hin, in der andern hält sie einen Palmzweig als Sinnbild des ewigen Friedens. Ihren Blick richtet sie auf den hl. Bonifatius, der den Germanen die Erlösung verkündet.

a

b



Ragyndrudis-Codex: a. Vorderseite, b. Textseite. 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts.

Den Codex trug Bonifatius im Augenblick seines Todes bei sich.

Martells gekommen. Hier gewann er die Gunst des Fürsten und stieg bald zu dem wichtigen Kanzleramt empor. Als Bischof von Metz wurde er einer der hervorragendsten Förderer der neuen Reform unter den Mönchen und dem Weltklerus. Er stellte das gemeinsame Leben für die Geistlichen der Domkirche wieder her; seine Hausregel fand überall Nachahmung. Auch für die Liturgie und den Kirchengesang hat er vorbildlich gewirkt. Zu der nachmals so berühmten Domschule von Metz hat er den Grund gelegt.

Die Ausführung der Bestimmung des Konzils über den Kirchenbesitz stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Karlmann hatte es gewiß mit seinem Versprechen, das gesamte Kirchengut zurückzuerstatten, aufrichtig gemeint; aber so viele Kirchengüter waren im Laufe der Zeit in Laienhände geraten, daß eine sofortige unbedingte Rückgabe unmöglich war. Eine solche durchgreifende Maßregel hätte nicht nur eine Menge von Unzufriedenen geschaffen und das ganze Reformwerk mißliebig gemacht, sondern auch lähmend auf die Wehrkraft des Reiches gewirkt; Tausende der ergebensten Anhänger und zuverlässigsten Beamten des karolingischen Hauses, die sich Karl Martell durch Verleihung des Kirchenguts gewonnen hatte, wären einfach brotlos geworden, da weder die Reste des merowingischen Kronguts noch das karolingische Hausgut hinreichten, um sie zu entschädigen. Man mußte eine andere Lösung der Frage finden.

Ein anderer Punkt des Reformprogramms dagegen wurde buchstäblich ausgeführt: schon vor Ablauf eines Jahres, am 1. März 743, vereinigten sich die Bischöfe und weltlichen Großen von neuem zu einer Tagung, diesmal zu Estinnes im Hennegau. Zunächst wurden die Beschlüsse der vorigen Synode feierlich bestätigt und erneuert. Dann wurden einige

neue Bestimmungen getroffen: Ehebruch und blutschänderische und rechtswidrige Ehen sind verboten; christliche Sklaven dürfen nicht an Heiden ausgeliefert werden; wer irgendwie heidnische Gebräuche treibt, soll, wie es bereits Karl Martell angeordnet hatte, 15 Solidi[1] Strafe bezahlen.

In bezug auf das Kirchengut half man sich durch folgende Bestimmung aus der schwierigen Lage: Wegen drohender Kriegsnot und der Angriffe der Nachbarvölker soll ein Teil des entfremdeten Kirchenguts als zinspflichtige Landleihe[2] zur Unterstützung des Heeres einstweilen im Besitz der bisherigen Inhaber bleiben. Diese haben dafür jährlich von jeder Hofstätte einen Solidus zu 12 Denaren[3] an die Kirche oder das Kloster zu zahlen. Stirbt der Inhaber, dann soll das Eigentum wieder an die Kirche zurückfallen. Wenn der Fürst es aber für notwendig erachte, könne er die Landleihe wiederholen und eine neue Urkunde ausstellen lassen. Vor allem aber soll darauf geachtet werden, daß Kirchen oder Klöster, deren Besitz als Landleihe ausgetan ist, nicht Not leiden; bei drückender Armut soll der Besitz ungeschmälert der Kirche zurückgegeben werden[4].

Bonifatius war nicht ganz zufrieden mit der getroffenen Vereinbarung. Er hatte seine Zustimmung nicht ohne Bedenken und Sträuben gegeben. Das Eigentumsrecht der Kirche war zwar durch den Zins gesichert, aber der Staat konnte sein Notrecht — übrigens ein sehr dehnbarer Begriff — für neue Forderungen immer wieder geltend machen. Der Papst dagegen war froh, daß soviel erreicht wurde. „Wenn Gott ruhigere Zeiten schenkt", tröstete er seinen

[1] Etwa 54 Mark. [2] Sub precario et censu.
[3] 1 Denar = 30 Pfennig. [4] Ep. 56, 101 f.

Legaten, „dann werden auch die Gaben an die Heiligen sich mehren.“[1]

Einige Wochen nach der Synode von Estinnes kam der langerwartete Brief des Papstes an. Es war ohne Zweifel ein großer Trost für Bonifatius, daß die Ansichten des Papstes in der Reformfrage ganz mit den seinigen übereinstimmten. Mit leichterem Herzen und festerem Schritt konnte er nun auf dem eingeschlagenen Wege weiter gehen. Auch das schöne Lob, das ihm der Stellvertreter Christi spendete, hat dem vielgeprüften Gotteskämpfer gewiß wohlgetan. „Du mögest überzeugt sein“, schrieb Zacharias, „daß Wir Deine Liebden so ins Herz geschlossen haben, daß Wir Dich selbst täglich um Uns sehen und in Unserem Beirat haben möchten, als einen wahren Diener Gottes und Leiter der Kirche Christi.“[2]

Bevor wir unsern Heiligen bei seiner Reformarbeit weiterbegleiten, müssen wir uns einen Augenblick nach Bayern wenden, wo sich eben zu dieser Zeit Ereignisse von weittragender Bedeutung abspielten.

Fünftes Kapitel.

Bayerische Angelegenheiten. 743.

1. Ein peinlicher Zwischenfall.

Die blutige Unterdrückung der aquitanischen und alamannischen Schilderhebungen im Jahre 742 hielt Odilo von Bayern nicht ab, schon im folgenden Jahre die Waffen gegen die Franken zu ergreifen. Theotbald, der

[1] Ep. 60, 123. [2] Ep. 51, 92.

gedemütigte Alamannenherzog, ward ohne Mühe überredet, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Die Sachsen, die stets bereit waren, sich mit dem verhaßten Franken zu messen, folgten seinem Beispiel und zogen die benachbarten Slavenvölker mit in das Bündnis. Sogar der Papst scheint für Odilo Partei ergriffen zu haben; jedenfalls hatte er auf Ersuchen Odilos und unter Umgehung des Bonifatius einen besondern päpstlichen Legaten namens Sergius[1] nach Bayern geschickt.

Im Frühjahr 743 setzten die Frankenfürsten, um das eigene Land während ihrer Abwesenheit „durch eine Art Vogelscheuche", wie sich ein Geschichtschreiber ausdrückt, gegen Empörungsversuche zu schützen, Childerich III. auf den Thron. Dann eilten sie mit vereinten Streitkräften nach Bayern. Aber schon am Lech, der damals Alamannien von Bayern trennte, mußten sie Halt machen. Odilo hatte die Übergänge besetzt und mit einem starken Wall befestigt. Während die feindlichen Heere einander gegenüber lagerten, begab sich der päpstliche Legat Sergius zu den Frankenfürsten und forderte sie auf, im Namen des Papstes, wie er sagte, und kraft der apostolischen Machtvollkommenheit, von dem Angriff auf Bayern abzustehen und in ihr eigenes Land zurückzukehren. Anstatt ihm zu gehorchen, setzte Pippin in der folgenden Nacht an einer unbewachten Stelle über den Fluß, umzingelte das verbündete Heer und brachte ihm eine entscheidende Niederlage bei. Odilo und Theotbald entkamen mit wenigen Begleitern; Sergius dagegen fiel in die Hände der Sieger.

[1] Wohl derselbe Sergius, der im Jahre 739 von Gregor III. an Karl Martell gesandt wurde. (Vgl. Lib. Pontif., ed. Duchesne, I 420.)

Das unbesonnene Verhalten des Legaten hätte leicht zu einer Entfremdung zwischen Rom und den fränkischen Machthabern führen können. Doch diese wünschten keinen Bruch mit dem Papste. Sie behandelten Sergius als einen Betrüger. „Jetzt wissen wir", soll ihn Pippin angeredet haben, „daß du nicht der Gesandte des hl. Petrus bist. Gestern sagtest du uns, der apostolische Herr hätte uns kraft des Ansehens des hl. Petrus und seines eigenen untersagt, unser Recht an den Bayern auszuüben. Wir antworteten dir, daß weder der hl. Petrus noch der apostolische Herr dir jenen Auftrag gegeben habe. Nun mußt du aber eingestehen, daß der hl. Petrus uns in diesem Kriege keinen Beistand geleistet haben würde, wenn er geglaubt hätte, das Recht sei nicht auf unserer Seite. Sei also versichert, daß durch das Einschreiten des heiligen Apostelfürsten Petrus und durch das Urteil Gottes, dem wir uns ohne Zögern unterzogen, die Bayern und ihr Land zur Herrschaft der Franken gehören."[1]

Wir hören nichts mehr von Sergius. Nach seiner Freilassung wird er wohl nach Rom zurückgekehrt sein, um über seine mißglückte Sendung Bericht zu erstatten. Darauf brach Zacharias mit seiner bisherigen Politik, und als Bonifatius bei ihm anfragte, ob ihm das Legatenamt in Bayern noch weiter zustehe, versicherte er ihn, daß seine Stellung in jenem Lande unverändert sei[2]. So fand der Zwischenfall, wohl der peinlichste im Leben unseres Heiligen, eine friedliche Lösung[3].

[1] Annales Mettenses Priores (ed. Simson) 33 ff.

[2] Ep. 58, 107.

[3] Siehe Anhang I, 10.

2. Eichstätt. Willibald, Wynnebald und Walburga.

Der Sieg der Franken hatte wichtige Änderungen in der bayerischen Kirche zur Folge. Odilo durfte zwar sein Herzogtum behalten, mußte aber den Nordgau an die Franken abtreten. Karlmann wollte die neue Provinz auch kirchlich von Bayern getrennt sehen. Bonifatius kam diesem Wunsche nach, indem er das Bistum Eichstätt gründete. Zum ersten Bischof ernannte er seinen Landsmann Willibald.

Als wir uns von Willibald verabschiedeten[1], war er auf der Reise nach Palästina begriffen. Fünf Jahre lang durchwanderte er das Heilige Land und verbrachte dann zwei Jahre in Konstantinopel. Nach Italien zurückgekehrt, trat er als Mönch in das Kloster Monte Cassino ein. Als er sich im Jahre 739 zufällig in Rom aufhielt, ließ ihn Gregor III. zu sich rufen und befahl ihm, ohne Verzug nach Deutschland zu reisen, wo Bonifatius seiner dringend bedürfe. Vergebens wandte Willibald ein, er sei Mönch und müsse zuerst die Erlaubnis seines Abtes einholen. „Mein Befehl und meine Erlaubnis müssen dir genügen", entgegnete der Papst und entließ ihn mit seinem Segen.

Bonifatius war zu dieser Zeit mit der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Bayern beschäftigt. Es war Willibalds Absicht, ihn dabei zu unterstützen[2]. Unterwegs hielt er sich einige Zeit am Hofe Odilos auf und folgte von da einer Einladung des Grafen Suitgar, der im Nordgau begütert war, nach Eichstätt. Suitgar hatte schon lang die Errichtung eines Klosters geplant und zu diesem Zweck dem Bonifatius eine ein-

[1] Siehe oben S. 120.

[2] Willibald reiste Ostern 740 (24. April) von Rom ab. Vgl. Vita Willibaldi 5.

same, von einer Marienkapelle gekrönte Anhöhe an der Altmühl geschenkt. Willibald, der vielgereiste und vielerfahrene Mönch, schien ihm der rechte Mann zu sein, die Gründung vorzunehmen. Bonifatius war einverstanden; am 22. Juli 740 weihte er Willibald zum Priester und bestellte ihn zum Vorsteher der kleinen Mönchskolonie, die sich um die Marienkapelle in Eichstätt angesiedelt hatte. Da das neue Kloster an der wendischen Grenze stand und die Wenden noch Heiden waren, sollte Willibald auch als Heidenmissionar tätig sein. Um ihm diese Arbeit zu erleichtern und sein Ansehen beim Volke zu erhöhen, erteilte ihm Bonifatius am 22. Oktober 741 zu Sülzenbrücken bei Gotha die bischöfliche Weihe, ohne jedoch Eichstätt zum Bischofsitz zu erheben. Bis der Nordgau und das Salafeld an das Frankenreich fielen, war Willibald Abtbischof oder Hilfsbischof ohne abgegrenzten Sprengel[1].

Als Bischof wirkte Willibald ganz im Sinne des Bonifatius. Obgleich er bis an sein Lebensende durch und durch Mönch blieb, widmete er sich doch mit allen Kräften den Pflichten seines Amtes. Die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, räumte er durch unermüdliche Tätigkeit, Sanftmut und Geduld aus dem Wege. Seine Liebe zu den Armen und Kranken war unbegrenzt; er hatte eine besondere Gabe, sie in ihren Leiden zu trösten und aufzurichten.

Da er Mitarbeiter nötig hatte, suchte er seinen Bruder Wynnebald für seine Diözese zu gewinnen. Wynnebald hatte mehrere Jahre segensreich in Südthüringen gewirkt. Später ging er nach Bayern, wo er, großmütig von Odilo

[1] Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I 536.

unterstützt, in der Umgebung von Landshut tätig war. Als Bonifatius Bischof von Mainz wurde, schloß er sich ihm dort an. Trotz seiner schwächlichen Gesundheit war er eifrig in der Seelsorge tätig, gewann aber die Herzen des leichtlebigen Volkes mehr noch durch das Beispiel seines abgetöteten Wandels als durch die Macht seines Wortes. Doch er war, wie sein Bruder, von ganzer Seele Mönch und sehnte sich nach der Ruhe des Klosters zurück. Auch gefiel ihm das freie Leben des Mainzer Klerus nicht, der, wie es scheint, gerne Wein trank und hierin zuweilen des Guten zuviel tat. Mit Freuden folgte er daher der Einladung seines Bruders und siedelte nach Eichstätt über. Auf dem Hahnenkamm im Salafeld, zwischen Altmühl und Wörnitz, wählte er sich seinen Aufenthaltsort. Aus den kleinen Zellen, die er dort für sich und seine Gefährten errichtete, wuchs alsbald das Kloster Heidenheim empor.

Das Salafeld war zwar schon christlich, aber alle Mängel, über die Bonifatius anderswo zu klagen hatte, fanden sich auch hier. Mit allem Nachdruck bekämpfte Wynnebald den heidnischen Aberglauben, die ungesetzlichen Ehen und die Unzucht bei Geistlichen und Laien. Dabei stieß er nicht selten auf leidenschaftlichen Widerstand. Man versuchte sogar das Kloster in Brand zu stecken und trachtete dem Abt selbst nach dem Leben. Doch mit der Zeit siegten Wahrheit und Gerechtigkeit, und der Haß verwandelte sich in Ehrfurcht und Liebe.

Heidenheim scheint von Anfang an ein Doppelkloster gewesen zu sein mit getrennten Räumlichkeiten für Mönche und Nonnen und einer gemeinsamen Kirche. Wynnebald stand beiden Abteilungen vor, die unmittelbare Leitung der Nonnen lag jedoch in den Händen seiner Schwester Wal-

burga. Als ihr Vater und ihre zwei Brüder im Jahre 720 die Heimat verließen, war Walburga noch zu jung, um sie zu begleiten. Bald darauf wurde sie dem Kloster Wimborne zur Erziehung übergeben. Hier wuchs sie unter der Obhut der strengen Äbtissin Tetta zu einer klugen und frommen Nonne heran. Auf Verlangen des Bonifatius in die Mission nach Deutschland entsandt, wirkte sie unter ihrer früheren Mitschülerin Lioba in Bischofsheim, bis sie dem Rufe ihres Bruders nach Heidenheim folgte. Nach Wynnebalds Tod am 19. Dezember 761 wurde ihr auch die Leitung des Männerklosters übertragen.

Heidenheim war eine Hochburg des Christentums und der christlichen Kultur im Herzen der Wildnis. Die Mönche waren nicht bloß Prediger und Aszeten, sondern auch Landwirte. Gelehrte Studien wurden keineswegs vernachlässigt. In dieser Beziehung wetteiferten die Nonnen mit den Mönchen. Sie hatten Werke der Kirchenväter aus England mitgebracht und benutzten sie fleißig. Der hl. Gregor der Große war ihr Lieblingsschriftsteller. Eine Nonne von Heidenheim war es, die das Leben der heiligen Brüder Willibald und Wynnebald schrieb und der Nachwelt Willibalds wertvollen Bericht über seine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Land schenkte.

Auch das Einsiedlerleben hatte einen Vertreter in der Diözese Eichstätt. Um 755 erbaute sich der Angelsachse Sola, ein Schüler des Bonifatius und von diesem zum Priester geweiht, an der Altmühl eine Klause, die er aber bald in ein Kloster verwandeln mußte. Bei seinem Tode vermachte er die ganze Niederlassung der Abtei Fulda. Noch heute verehrt das blühende Städtchen Solnhofen den heiligen Einsiedler als seinen Gründer und Schutzherrn.

Odilos Niederlage war ein Segen für die Kirche in Deutschland. Die für ihre gedeihliche Entwicklung so notwendige Einheit war dadurch gesichert. Odilo söhnte sich mit den Franken aus und blieb ihnen bis zu seinem Tode treu. Das bayerische Gesetzbuch, das unter seiner Regierung entstand, erkannte die von Bonifatius geschaffenen Reformen an und verbürgte die Rechte und Freiheiten der Kirche und ihrer Diener.

Sechstes Kapitel.

Kirchliche Reform in Neustrien. 743—744.

Auf dem bayerischen Feldzug hatte Pippin Gelegenheit gehabt, sich aus persönlicher Anschauung von den segensreichen Wirkungen der Reformbewegung in Karlmanns Reichsteil zu überzeugen. Das brachte in ihm den längst gefaßten Plan zur Reife, auch in seinen Ländern eine Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse herbeizuführen. Die Folge war eine Einladung an Bonifatius, seine Reformtätigkeit auf Neustrien auszudehnen.

Da die Zustände in Neustrien den früheren austrasischen ähnlich waren, beschloß Bonifatius, dieselben Heilmittel anzuwenden. Er begann auch hier mit der Neugestaltung der Hierarchie. Das Land sollte in drei Kirchenprovinzen eingeteilt und die Bistümer Reims, Sens und Rouen zu Erzbistümern erhoben werden. Die Besetzung von Rouen bot keine Schwierigkeit, da der Bischofstuhl zur Zeit erledigt war. In Abt Grimo von Corbie war auch ein tüchtiger Oberhirt gefunden worden. Anders lagen die Verhältnisse in Reims und Sens. Beide Bistümer

waren noch besetzt, und zwar von Männern, die jeglicher Reform abhold waren: Reims von Milo, der gleichzeitig Bischof von Trier war, und Sens von einem Manne ähnlichen Schlages, dessen Name uns nicht bekannt ist. Da vorauszusehen war, daß weder der eine noch der andere freiwillig auf Amt und Pfründe verzichten würde, hielt man es für ratsam, ihre Entfernung und die Ernennung ihrer Nachfolger einer Synode zu überlassen.

1. Die Synode von Soissons.

Am 3. März 744 fand die erste neustrische Synode in Soissons statt. Pippin berief sie und verkündete ihre Beschlüsse in einem noch vorhandenen Kapitulare. Dreiundzwanzig Bischöfe und viele Priester und weltliche Großen waren zugegen. Die Anwesenheit des Bonifatius ist nicht ausdrücklich bezeugt, es ist aber kaum daran zu zweifeln. Alles, was auf der Synode bestimmt wurde, trägt sein Gepräge, manches weist auf sein persönliches Eingreifen hin. Auch Karlmann war vertreten, wenn nicht selbst anwesend, weil Fragen verhandelt wurden, die, wie die Absetzung Milos, seinen Reichsteil mitberührten [1].

Dem Inhalt nach schließen sich die Bestimmungen eng an die beiden vorausgegangenen austrasischen Synoden an. Hier wie dort wird die Schaffung einer festen kirchlichen Organisation angestrebt. Die Einsetzung „rechtmäßiger" Bischöfe wird verordnet; Grimo wird als Erzbischof von Rouen anerkannt, Abel, ein irischer Mönch aus dem Kloster Lobbes im Hennegau, zum Metropoliten von Reims, und Hartbert, wahrscheinlich ein Angelsachse, zum

[1] Das Erzbistum Reims umfaßte zum Teil austrasisches Gebiet.

Metropoliten von Sens erhoben. Wegen der allenthalben auftauchenden Irrlehren soll das Nizäische Glaubensbekenntnis im ganzen Lande verkündet werden. Der Irrlehrer Aldebert, von dem später noch ausführlicher die Rede sein wird, wurde einstimmig verurteilt; die Feldkreuze, die er überall aufgerichtet hatte, sollten verbrannt werden. Die Synode beschäftigte sich aber nicht bloß mit den Geistlichen, sondern strebte auch die sittliche Hebung der Laien an. Sie warnte vor Unzucht, Meineid und falschem Zeugnis, mahnte zu ehrlichem Handel und verbot die Ehe mit einer gottgeweihten Person.

Durch Erzbischof Hartbert sandte Bonifatius sofort einen Bericht über die Verhandlungen der Synode an Papst Zacharias und erbat für die neuerhobenen Metropoliten apostolische Bestätigung und die Verleihung des Palliums. Karlmann und Pippin unterstützten den Antrag in eigenen Handschreiben. Zacharias beglückwünschte seinen Legaten zu diesen glänzenden Erfolgen und gab zu allem seine Zustimmung. Besonders freute es ihn, daß die Frankenfürsten ihn bei seinen Bemühungen so eifrig unterstützten [1]. Ihn selbst ermahnt er weiter zu kämpfen, mannhaft zu handeln und wachsam zu sein im Dienste Christi.

Die Freude des Papstes sollte aber bald in berechtigten Ärger umschlagen. Im August traf nämlich ein neues Schreiben von Bonifatius in Rom ein, worin er, ohne Zweifel im Auftrage Pippins, nur noch für Grimo von Rouen das Pallium erbat. Zacharias war „höchlich überrascht, ja verblüfft", wie er selbst sagt, und verlangte Aufklärung [2]. Bonifatius gab sie ihm erst sieben Jahre

[1] Ep. 57, 103. [2] Ep. 58, 106.

später, nachdem er mittlerweile vergeblich versucht hatte, Pippin zu bewegen, seinem ursprünglichen Versprechen nachzukommen. „Für das, was ich in den verflossenen Jahren, gestützt auf die Zusage der Frankenfürsten, Eurer Heiligkeit wegen der Erzbischöfe und der von der römischen Kirche einzuholenden Pallien mitgeteilt habe, flehe ich um die Nachsicht des Apostolischen Stuhles. Denn sie haben ihr Versprechen erst hinausgeschoben und dann unerfüllt gelassen; und immer noch zaudert und überlegt man und weiß nicht, wie man die Angelegenheit erledigen soll. Wenn es aber nach meinem Willen gegangen wäre, würde das Versprechen auch eingelöst worden sein."[1]

Man hat allerlei Vermutungen aufgestellt, um Pippins Sinnesänderung in der Pallienfrage zu erklären; keine befriedigt ganz. Die Durchführung der geplanten Metropolitanverfassung wird wohl auf hartnäckigen Widerstand gestoßen sein, den Pippin mit Gewalt nicht brechen konnte oder wollte. Jedenfalls behauptete sich Milo in Reims bis zu seinem im Jahre 753 erfolgten Tode; Abel zog sich in sein Kloster zurück, wo er noch vor seinem Gegner starb. Über Hartbert fehlen bestimmte Nachrichten; er hat sich allem Anschein nach auch nicht in Sens durchsetzen können.

Die Pallienangelegenheit hatte noch ein recht peinliches Nachspiel. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, daß man in Rom für die Erteilung der Pallien Geld verlangt und folglich sich der Simonie schuldig gemacht habe. Es war auch unserem Heiligen zu Ohren gekommen, und er scheute sich nicht, mit seiner gewohnten Offenheit

[1] Ep. 86, 193.

an allerhöchster Stelle seinem schmerzlichen Befremden hierüber Ausdruck zu verleihen. Zacharias wies den Vorwurf mit Entrüstung zurück. „In Deinem Schreiben fanden Wir auch Dinge", schrieb er an Bonifatius, „die Unsern Gleichmut störten, da Du derartig an Uns schreibst, als wären Wir Fälscher der kirchlichen Satzungen und suchten die Überlieferungen der Väter zu unterbinden und verfielen samt Unserem Klerus in die Irrlehre der Simonie, dadurch, daß Wir von allen, denen Wir Pallien verleihen, Entlohnung dafür annähmen, ja sie dazu anhielten, indem Wir Geld von ihnen forderten. Wir ermahnen Deine Heiligkeit doch, Uns Derartiges nimmermehr zu schreiben, weil Wir es als Schmähung und Unrecht aufnehmen müssen, wenn Uns etwas vorgeworfen wird, was Wir unbedingt verabscheuen. Denn fern sei es von Uns und Unserer Geistlichkeit, eine Gabe, die Wir durch die Gnade des Heiligen Geistes empfangen haben, um Geld zu verkaufen. Für jene drei Pallien, die Wir auf Dein Betreiben verliehen haben, hat niemand irgend ein Entgelt begehrt; und auch die Urkunden, die dem Brauch gemäß von Unserer Kanzlei zur Bestätigung und Belehrung ausgefertigt wurden, haben Wir auf Unsere Kosten erlassen. Wir verwahren Uns daher, daß von Dir, o Bruder, auch nur dem Namen nach der Vorwurf der Simonie gegen Uns erhoben wird, da Wir jeden verdammen, der es wagen sollte, eine Gabe des Heiligen Geistes um Geld zu verkaufen." [1]

Wie groß seine augenblickliche Erregung auch sein mochte, der Papst trug seinem Legaten diese freimütige Haltung nicht nach; wußte er doch, daß sie den reinsten und edelsten

[1] Ep. 58, 107.

Beweggründen entsprang. In demselben Brief, worin er ihn so scharf getadelt hatte, gab er ihm einen neuen Beweis seiner Gunst und Anerkennung. „Was Unsere beiden Vorgänger Dir übertragen haben", schrieb er ihm, „das vermindern Wir nicht nur nicht, sondern vermehren es noch. Sei darum, solange Dir Gottes Macht das Leben schenkt, darauf bedacht, nicht nur in Bayern, sondern auch in der ganzen Provinz Gallien, kraft des Dir übertragenen Lehramts, zu bessern, was Du gegen die christliche Religion und die Kirchengesetze findest."

2. Der Kampf mit den Gegnern. Aldebert und Klemens.

Mit der Synode von Soissons war die Reform der fränkischen Kirche grundsätzlich abgeschlossen. Viele Jahre sollten aber noch vergehen, bis die erlassenen Beschlüsse auch tatsächlich überall durchgeführt wurden. Die Erneuerung der Hierarchie war ein glänzender Erfolg, aber doch nur ein Anfang. Sollte die Reform wirksam sein und Bestand haben, dann mußte sie die gesamte Geistlichkeit erfassen und durch die Geistlichen das Volk. Aber gerade der Weltklerus befand sich damals in einer äußerst traurigen Lage, wie unsere Quellen genugsam bezeugen[1]. Das Studium der Heiligen Schrift lag völlig danieder; man glaubte, auch ohne Lehrer und ohne Kirchenväter fertig werden zu können. Selten gab sich einer die Mühe, dem Volk eine Predigt zu halten. Für die Spendung der Taufe wurde Geld verlangt. Die Taufworte wurden verstümmelt, die Abschwörungen weggelassen, die Zeremonien nach Be-

[1] Vgl. besonders Ep. 50 51 60 63 80 87.

lieben verkürzt. Ein irischer Priester namens Samson lehrte, man könne auch ohne Taufe ein katholischer Christ sein, und zwar durch bischöfliche Handauflegung allein.

Bonifatius hatte viele unwürdige Priester ihrer Ämter entsetzt, was zu manchen Unzuträglichkeiten Anlaß gab. Die Abgesetzten weigerten sich, die auferlegte Buße zu tun oder ihr Leben in einem Kloster zu verbringen. Einige behaupteten fälschlich, der Papst habe sie freigesprochen, und verlangten wieder aufgenommen zu werden. Andere wandten sich an den Hof und erbaten sich Kirchen- und Klostergut, um ihr weltliches Leben auf Kosten der Kirche weiterführen zu können. Wieder andere suchten und fanden Anstellung an den zahlreichen Kirchen und Kapellen, die reiche Grundbesitzer auf ihrem Eigentum für das Landvolk errichteten[1]. Wer keine Anstellung fand, suchte sich auch wohl selbst eine Gemeinde zu gründen und hielt Gottesdienst in Bauernhütten oder auf freiem Felde.

Wegen Mangels an wahrhaft guten Priestern war es in manchen Fällen geradezu unmöglich die Mietlinge zu entfernen, bis sich Ersatz fand[2]. Auch die Verfügung, daß, wer einmal rechtmäßig abgesetzt war, nicht mehr den Kirchendienst versehen durfte, selbst wenn er Buße getan hatte, mußte zuweilen aus zwingenden Gründen übergangen werden. Manchmal war ein solcher Priester der einzige in einem weitausgedehnten Missionsbezirk, oder er stand im besten Rufe bei seiner Pfarrgemeinde, und seine Entfernung würde großes Ärgernis erregt haben[3].

[1] Die sog. Eigenkirchen.

[2] Bonifatius (Ep. 80, 175) meinte, die „falschen Priester" seien zahlreicher als die „katholischen".

[3] Ep. 91, 207 f.

Bei der herrschenden Unwissenheit und Zügellosigkeit ist es nicht zu verwundern, daß allerlei religiöse Schwärmer, Abenteurer und Irrlehrer im Lande ihr Unwesen trieben. Unter ihnen waren es besonders zwei, die unserem Heiligen viel zu schaffen machten: Aldebert in Neustrien und Klemens in Austrasien. Der Kampf gegen sie dauerte mehrere Jahre, und nur mit Hilfe der höchsten Autorität der Christenheit konnte er sie endlich bezwingen.

Aldebert war in mancher Beziehung eine höchst merkwürdige Erscheinung. Er hatte Eigenschaften, die ihn zu einem eifrigen Volksmissionar hätten machen können, aber frühzeitig auf Irrwege geraten, wurde er ein religiöser Schwärmer und Betrüger schlimmster Art. Nach der Lebensbeschreibung, die er selbst verfaßt hatte, stammte er von einfachen Eltern. Vor seiner Geburt ward seiner Mutter in einem Traumgesicht geoffenbart, daß er mit besonderer Gnade ausgerüstet sein werde. Sie sah nämlich ein Kalb aus ihrer rechten Seite hervorgehen, womit doch nur die außergewöhnliche Bedeutung des erwarteten Kindes angezeigt sein konnte[1]. Aldebert begann denn auch frühzeitig nach Außergewöhnlichem zu streben. Er behauptete, ein Mittler zu sein zwischen Gott und den Menschen; vom äußersten Ende der Welt habe ihm ein Engel des Herrn Reliquien von unerhörter Heiligkeit überbracht, mit deren Hilfe er von Gott alles erlangen könne, was er wolle[2]. Er rühmte sich auch, einen Brief zu besitzen, der von Christus selbst herrühre. In Jerusalem sei er auf die Erde gefallen und vom Erzengel Michael am Tore Ephrem gefunden worden. Nach mancherlei Wanderungen gelangte

[1] Ep. 59, 114. [2] Ep. 59, 111.

er endlich in Aldeberts Hände[1]. Was er eigentlich enthielt, wird nicht gesagt.

Durch feurige Beredsamkeit und erheuchelte Frömmigkeit, vor allem aber durch falsche Wundertaten wußte Aldebert, trotz seines üppigen Lebens, das Zutrauen des Volkes zu gewinnen. Er war nämlich stets von Leuten umgeben, die sich gegen Bezahlung lahm, blind oder krank stellten und sich von ihm heilen ließen[2]. Ein Gebet, dessen er sich wohl bei diesen Scheinheilungen bediente, ist noch zum Teil erhalten. Der Anfang ist nicht ohne dichterischen Schwung und erinnert an gewisse altchristliche Gebete: „Herr, allmächtiger Gott, Vater unseres Herrn Jesus Christus, des Sohnes Gottes, du Alpha und Omega, der du sitzest über dem siebten Thron und über Cherubim und Seraphim, großes Erbarmen und große Süße ist bei dir, Vater der heiligen Engel, der du Himmel und Erde erschaffen hast und das Meer und alles, was in ihnen ist, dich flehe ich an, dich rufe und bitte ich herbei über mich Armen, weil du wahrhaftig sagtest: ‚Was immer ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, habe ich euch gegeben.' Dich bitte ich, dich rufe ich, auf den Herrn Christus vertraut meine Seele." Dann ruft er eine ganze Schar von Engeln herbei, denen er die seltsamsten Namen beilegt, ohne Zweifel um die Phantasie seiner Zuhörer zu erregen und den Eindruck zu erwecken, als stehe er in unmittelbarer Verbindung mit den himmlischen Mächten: „Ich bitte und beschwöre euch und flehe euch an, Engel Uriel, Engel Raguel, Engel

[1] Ep. 59, 115. Über sog. Christus- oder Himmelsbriefe vgl. Bernheim, Mittelalterliche Zeitanschauungen I (1918) 129 und die dort verzeichnete Literatur.

[2] Vita Quarta Bonifatii auct. Moguntino 2 (ed. Levison), 94.

Tubuel, Engel Michael, Engel Adinus, Engel Tubuas, Engel Saback, Engel Simiel.“ [1]

Um seine Betrügerei auf eine ehrfurchtgebietende Würde zu stützen, gewann er durch Geld und Überredung einige unwissende Bischöfe, die unbekümmert um die Vorschriften der Kirchengesetze ihm die bischöfliche Weihe erteilten. Von da an kannte sein Dünkel keine Grenzen mehr. Er nannte sich den heiligen und seligen Knecht Gottes, den berühmten und herrlichen, nach der Erwählung Gottes geborenen, heiligen Bischof Aldebert, stellte sich den Aposteln gleich, ja dünkte sich noch mehr als sie. Er verschmähte es, Kirchen zu Ehren eines Apostels oder Märtyrers zu weihen. Wollte einer nach Rom pilgern, so suchte er ihn zurückzuhalten: es sei unnütz, die Gräber der Apostel zu besuchen. Wenn das Volk sich zu ihm drängte, um seine Sünden zu bekennen, sagte er: „Ich weiß alle eure Sünden; denn mir ist alles Verborgene bekannt. Es ist nicht nötig, daß ihr beichtet, alle eure bisherigen Sünden sind euch vergeben; kehrt getrost und frei von Schuld in eure Wohnstätten zurück.“ Auf Feldern, an Quellen und wo es ihm gut dünkte, errichtete er Kreuze und Bethäuser, die er in seinem eignen Namen weihte; hier ließ er das Volk seine Gebete verrichten.

Die Anhänger des falschen Propheten mehrten sich von Tag zu Tag. Scharen von einfältigen Landleuten, von Weibern vor allem, folgten ihm umher. Seine Haare und Nägel verteilten sie als Reliquien und erwiesen ihnen die gleiche Verehrung wie den Reliquien des hl. Petrus. Wo er predigte, standen die öffentlichen Kirchen leer; unter

[1] Ep. 59, 117.

dem Rufe: „Die Verdienste des heiligen Aldebert werden uns helfen!“ strömte alles zu den neuen Wahrzeichen, den Feldkreuzen und Bethäusern[1].

Von dem andern Ketzer Klemens wissen wir weniger als von Aldebert. Er war einer von den vielen Kelten, die als Wanderbischöfe ohne bestimmte Sprengel in Deutschland wirkten. Wie die meisten seiner Landsleute, so hielt auch er an gewissen Eigenheiten seiner Heimatkirche fest. Aber nicht deswegen trat ihm Bonifatius entgegen, sondern weil er eine Reihe von kirchlichen Lehren und Satzungen öffentlich bekämpfte. Er verwarf die Schriften der Kirchenlehrer Hieronymus, Augustin und Gregor sowie die Beschlüsse der Kirchenversammlungen. Den Zölibat des Klerus erkannte er nicht an, lebte mit einer Frau zusammen und hatte zwei Kinder; trotzdem behauptete er, nach christlichem Recht Bischof zu sein. Mit den Juden hielt er es für erlaubt, daß ein Christ, wenn er wolle, die Witwe seines verstorbenen Bruders heirate. Ferner lehrte er, daß Christus, „als er zur Unterwelt hinabstieg, alle, die den Höllenkerker einschloß, Gläubige und Ungläubige, Gottesfürchtige und Götzendiener, von dort befreit habe“. Auch über die Vorherbestimmung verbreitete er ketzerische Ansichten; wir wissen aber nicht, welcher Art sie waren; Bonifatius nennt sie abscheulich und mit dem katholischen Glauben im Widerspruch[2].

Klemens übte nicht denselben Einfluß auf das Volk aus wie Aldebert, war aber nicht minder gefährlich. Er scheint Anhänger hauptsächlich in den höheren Kreisen gefunden zu

[1] Ep. 59, 111 f.

[2] Ep. 57, 104; 59, 112.

haben. Um ihn scharten sich wohl alle, die sich durch die strengen Vorschriften der Reformsynoden beengt fühlten: Bischöfe und Priester, die nichts vom Zölibat wissen wollten, Laien, die unbeschränkte Freiheit in der Wahl der Frauen begehrten, und Abtrünnige, die dennoch selig zu werden wünschten[1].

Im Frühjahr 741 nahm Bonifatius den Kampf gegen Aldebert und Klemens mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf. Schon im April berichtete er an Papst Zacharias, daß er die beiden „als falsche Propheten und Vorläufer des Antichrists" verurteilt und in Gewahrsam, d. h. in Klosterhaft gebracht habe[2]. Die Verurteilung des Aldebert geschah, wie wir bereits gesehen haben, auf der Synode von Soissons, die des Klemens, der sich in Karlmanns Reich aufhielt, durch eine austrasische Synode, über die uns nichts Näheres bekannt ist.

Diese scharfen Maßregeln hatten jedoch nicht den gewünschten Erfolg. Klemens wurde eigentlich eine volkstümliche Persönlichkeit erst nach seiner Verhaftung, während das irregeleitete Volk noch leidenschaftlicher an Aldebert hing, nachdem aus dem Propheten auch ein Märtyrer geworden war. Seine Bestrafung rief einen Sturm von Verfolgungen, Anfeindungen und Schmähungen gegen Bonifatius hervor. Nach kurzer Haft befanden sich die beiden Ketzer wieder auf freiem Fuß[3] — die Volkswut hatte wohl ihre Entlassung erzwungen — und begannen ihr gotteslästerliches Treiben von neuem. Die Fürsten taten

---

[1] Hahn, Jahrbücher des fränkischen Reichs 1863, 72.

[2] Ep. 57, 105.

[3] Ep. 59, 109. Adhuc populum seducent, sagt Denehard.

nichts, um diese offenkundige Widersetzlichkeit zu ahnden, willigten aber ein, als Bonifatius den Vorschlag machte, ein allgemeines fränkisches Konzil zu berufen und die Ketzer vorzuladen.

Siebtes Kapitel.

Fortsetzung des Kampfes mit den Gegnern.

1. Gewilip von Mainz.

Es lagen aber noch andere Gründe vor, die die Berufung einer Synode erheischten. Zunächst galt es, einen Bischof abzusetzen, der sich durch eine Blutschuld seines Amtes unwürdig gemacht hatte.

Als Karl Martell im Jahre 738 gegen die Sachsen zu Felde zog, befand sich in seinem Gefolge auch Bischof Gerold von Mainz mit seinen Kriegsleuten. In einem der ersten Treffen fand Gerold den Tod. Er hinterließ einen Sohn, Gewilip mit Namen, der, obwohl noch Laie, durch Karls Gunst zu seinem Nachfolger bestellt wurde. In seinem Wandel soll Gewilip zwar ehrbarer gewesen sein als sein Vater, aber auch er war ein roher Mann ohne alle höhere Bildung, der sich die Zeit hauptsächlich mit Jagd und kriegerischen Übungen vertrieb. Nebenbei sann er darauf, wie er den Tod seines Vaters rächen könne. Als daher Karlmann im Jahre 743 (oder 744) einen Kriegszug gegen die treubrüchigen Sachsen unternahm, schloß er sich ihm an. Während die beiden Heere an der Weser einander gegenüberlagerten, gelang es ihm, den Namen des Sachsen zu ermitteln, der seinen Vater getötet hatte. Er entbot ihn zu einer Unterredung

in der Mitte des Flusses und durchbohrte den nichts ahnenden Gegner unter dem Rufe: „Da hast du den Stahl, womit ich den teuren Vater räche!" Die blutige Tat erregte großes Aufsehen. Die kirchlich Gesinnten verurteilten sie aufs schärfste, andere dagegen, besonders die kriegerischen Adeligen, sahen darin eine erlaubte Ausübung der Blutrache[1].

Bonifatius konnte eine solche Gewalttat, von einem Bischof der Kirche verübt, nicht ungeahndet lassen. Sein eigenes Ansehen, ja das ganze so mühsam aufgebaute Reformwerk stand auf dem Spiel. Wankelmütiges Benehmen, unsicheres Auftreten in dieser Sache hätte die Hoffnungen seiner Gegner nur gesteigert. Wie konnte er Gehorsam gegen die Gesetze der Kirche von Geistlichen und Laien verlangen, wenn ein Bischof sie ungestraft mit Füßen treten durfte? Aber so sehr die Angelegenheit auch drängte, er konnte nicht kurzerhand gegen Gewilip vorgehen; denn nach kirchlichem Recht durfte ein Bischof nur von seinen Mitbischöfen gerichtet werden.

Noch eine andere Frage harrte der Erledigung. Seit dem Jahre 742 war Bonifatius Erzbischof von Austrasien. Seine Stellung war aber, streng genommen, ungesetzlich, da er selbst keinen bestimmten Bischofsitz hatte. Sein Amt war an seine Person geknüpft; mit seinem Tode würde das ostfränkische Erzbistum und damit die Leitung der kirchlichen Reform erlöschen. Das konnte weder Karlmann noch Bonifatius wünschen. Beiden mußte vielmehr daran gelegen sein, eine Einrichtung erhalten zu sehen, die sich so segensreich erwiesen hatte. Es wurde daher beschlossen, eines der deutschen Bistümer zum Erzbistum zu erheben und es dem Bonifa-

[1] Vita Quarta Bonifatii 1, 90 ff. Otloh, Vita Bonifatii 41, 155 f.

tius zu übertragen. Auch das konnte nur auf einer Synode geschehen. Es scheint, daß der Papst ebenfalls die Abhaltung einer fränkischen Synode gewünscht und darüber mit den Fürsten Verhandlungen gepflogen hatte. Wie dem auch sei, in der ersten Hälfte des Jahres 745 wurde eine allgemeine Kirchenversammlung für beide Reichsteile berufen.

2. Die fränkische Generalsynode von 745.

Kein Protokoll oder Kapitulare gibt uns Aufschluß über den Ort dieser wichtigen Tagung und die Zahl der anwesenden Bischöfe. Auch der Bericht des Bonifatius an den Papst ist verloren gegangen. Was wir über den Verlauf der Verhandlungen wissen, verdanken wir zwei päpstlichen Schreiben aus dem Jahre 745, wovon das eine an Bonifatius, das andere an die Geistlichen und Laien im Frankenreich gerichtet ist. Daraus ersehen wir, daß durchgreifende Beschlüsse gefaßt wurden. Der Kampf gegen die Bischöfe und Priester, die sich der Reform widersetzten, wurde ausgetragen. Aldebert und Klemens wurden ihrer Würden entsetzt und zur Klosterhaft verurteilt. Gewilip von Mainz wurde einstimmig abgesetzt; seine Anhänger waren entweder gar nicht erschienen oder wagten nicht, öffentlich für ihn einzutreten. Die Beschlüsse früherer Synoden gegen unwürdige Priester wurden erneuert; ebenso die Bestimmungen der Synode von Estinnes über die jährlichen Abgaben für das in Laienhänden befindliche Kirchengut.

Die Verhandlungen über die Bestimmungen eines Bischofssitzes für Bonifatius verliefen nicht so friedlich. Man einigte sich schließlich auf Köln, dessen Oberhirt kurz vorher gestorben war. Bonifatius selbst scheint diese Stadt vorgeschlagen zu haben, weil er der Meinung war, das Oberhaupt der

deutschen Kirche solle seinen Sitz in der Nähe der noch unbekehrten heidnischen Stämme, d. h. der Sachsen und Friesen, haben. Die Gegner suchten die Wahl zu hintertreiben; ihr Widerstand wurde jedoch vorläufig wenigstens durch das Eingreifen der Fürsten überwunden.

Zacharias, dem Bonifatius über den Verlauf der Synode Bericht erstattet hatte, hieß all die Beschlüsse gut. Er freute sich besonders über die Erhebung des Bonifatius zum Erzbischof von Köln und sandte ihm sofort die Bestätigungsurkunde zu[1]. Die neue Kirchenprovinz, die dadurch geschaffen wurde, war von gewaltigem Umfang. Dem Erzbischof von Köln waren folgende Suffraganbistümer untergeordnet: Tongern-Lüttich, Utrecht, Mainz, Worms, Speier, dazu, wie es in der Bulle heißt, „alle Stämme Germaniens, die Bonifatius bekehrt hatte", d. h. die neugegründeten Bistümer Würzburg, Buraburg, Erfurt und Eichstätt; sodann die vier bayerischen Bistümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freising; endlich die dem Bonifatius schon früher unterstellten alamannischen Bistümer Augsburg, Konstanz und Straßburg[2].

3. Ausgang des Kampfes mit den Gegnern.

Gewilip, der abgesetzte Bischof von Mainz, weigerte sich anfangs, den Urteilsspruch der Synode anzuerkennen. Er legte Berufung dagegen an den Heiligen Stuhl ein und erklärte, er wolle seine Sache in Rom persönlich vertreten[3].

---

[1] Ep. 88, 201; 60, 124. „Die Kölner Urkunde ist in der angeblichen Mainzer (Ep. 88) mit Ausnahme der später angeleimten Datierung wortgetreu erhalten." Tangl, Studien zur Neuausgabe der Bonifatius-Briefe, im Neuen Archiv 40, 787.

[2] Ep. 44, 70. [3] Ep. 60, 124.

Ob er sein Vorhaben ausführte, wissen wir nicht. Im Jahre 751 war er immer noch im Besitz einer kirchlichen Pfründe[1]. Von da ab verliert sich jede Spur von ihm. Nach einer späteren Überlieferung verbrachte er die letzten vierzehn Jahre seines Lebens auf einem Landgut in Sponheim bei Bingen.

Aldebert und Klemens zeigten sich widerspenstiger als Gewilip. Allen Verboten zum Trotz fuhren sie fort zu predigen und das Volk zu betören. Da die weltliche Macht keine Schritte tat, um dem Unfug zu steuern, wandte sich Bonifatius um Hilfe an den Papst. Durch den Priester Denehard sandte er einen ausführlichen Bericht über die verderblichen Lehren und die ärgerniserregenden Sitten der beiden Irrlehrer nach Rom; zu gleicher Zeit bat er seinen Freund, den Kardinaldiakon Gemmulus[2], die Angelegenheit beim Papste nach Kräften zu unterstützen. Bonifatius wünschte wohl nur eine feierliche päpstliche Bestätigung des Urteils der fränkischen Synode. Zacharias jedoch tat weit mehr: auf einer von ihm im Lateran abgehaltenen Synode wurden Aldebert und Klemens am 25. Oktober 745 einstimmig verurteilt. Über Aldebert ward Absetzung und Klosterhaft verhängt; bei fortgesetzter Hartnäckigkeit sollte er dem Kirchenbann verfallen und mit ihm jeder, der ihm beistimmte. Klemens dagegen, dessen Lehren offenbar gegen den Glauben verstießen, wurde mit seinen Anhängern sofort aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Eine Abschrift der Verhandlungen wurde an Bonifatius gesandt mit der Weisung, sie zur Warnung aller Abtrünnigen im ganzen Frankenreich öffentlich verlesen zu lassen[3].

[1] Ep. 87, 199. [2] Ep. 62, 127.
[3] Ep. 59, 118; 60, 123 f.

Aldebert und Klemens unterwarfen sich auch jetzt noch nicht. Durch das entschiedene Eingreifen des Papstes verloren sie zwar an Ansehen beim Volk, gewannen aber dafür neue Anhänger in den Reihen des Klerus. Alle Gegner des Bonifatius, deren Zahl und Einfluß keineswegs gering war, rechneten sich zu ihren Freunden. Ein gewisser Bischof namens Godalsacius (Gottschalk) schloß sich ihnen öffentlich an[1]. Man wollte sogar wissen, daß sie vorübergehend die Gunst des Hofes genossen. Auf alle Fälle wurde das Urteil der römischen Synode nicht sogleich vollzogen: ein volles Jahr, nachdem es ergangen war, befanden sich die Verurteilten noch immer auf freiem Fuß. Zacharias riet seinem Legaten, die Angelegenheit auf einem Konzil nochmals genau zu prüfen. Zeigten sich die Ketzer reuig, dann solle man innerhalb der Grenzen des Kirchenrechts nach Gutdünken mit ihnen verfahren; beharrten sie aber halsstarrig auf ihrem Standpunkt, dann solle man sie nach Rom schicken, damit sie dort endgültig abgeurteilt würden.

Ob es zu einer neuen Untersuchung kam, ist unbekannt. Das fernere Schicksal der beiden Irrlehrer ist in völliges Dunkel gehüllt. Von Aldebert berichtet ein Mainzer Priester des 11. Jahrhunderts[2], er sei nach einem öffentlichen Redekampf mit Bonifatius seiner geistlichen Würden entkleidet und in das Kloster Fulda verwiesen worden; von dort mit einem Stiefel voll Nüssen entflohen, sei er unter Schweinehirten geraten, die ihn mit Knütteln erschlugen. Das Werkzeug, womit er sich gewaltsam aus dem Kerker befreit hatte, wurde über dem Tore von St. Alban zu Mainz aufgehängt. Diese Erzählung, so unglaublich sie auch ist, zeigt, daß

[1] Ep. 77, 160.

[2] Vita Quarta Bonifatii 2, 94 f.

Aldebert einen tiefen Eindruck auf seine Zeitgenossen gemacht haben muß, sonst hätte sich sein Andenken gewiß nicht so lange im Volke erhalten.

Zacharias begnügte sich nicht damit, unserem Heiligen in seinem Kampfe mit den ketzerischen Widersachern kräftig beizustehen; wo er nur konnte, half er ihm mit Rat und Tat. An Karlmann und Pippin schrieb er[1], sie ermunternd, ihm auch fernerhin hilfreich die Hand zu bieten. Ein besonders herzlicher Ton durchzieht sein Rundschreiben an das gesamte fränkische Volk[2]. Er nimmt den lebhaftesten Anteil an ihren Geschicken, wünscht ihnen Fortschritt in der Tugend, aber auch Sieg über ihre heidnischen Feinde. Eindringlich ermahnt er sie, dem Bonifatius auf dem Weg der Reformen zu folgen, keine falsche Priester, keine Irrlehrer mehr zu dulden. Die Priester, Mönche und Bischöfe erinnert er an ihre erhabenen Pflichten und ihre furchtbare Verantwortung vor Gott. „Beweiset euch in allem", ruft er ihnen zu, „als zuverlässige Diener Gottes und Spender seiner Geheimnisse, damit euer Amt nicht getadelt werde, damit nicht auf euch zutrifft, was geschrieben steht: ‚Wie das Volk, so der Priester.' Denn wenn dem so wäre, welches Lob hättet ihr von den Menschen, welche Vergeltung von Gott zu erwarten? Haltet euch darum in Zucht wie wahre Priester, und befördert solche zum Priesteramt, daß euch wie ihnen ein guter Leumund bleibe bei denen, die außen stehen. Versammelt euch Jahr für Jahr zur Synode, um über ein einiges Vorgehen in der Kirche zu beraten, und rottet, was sich hemmend entgegenstellt, mit der Wurzel aus, damit die Kirche Gottes vor Zerrüttung bewahrt bleibe."

[1] Ep. 60, 124. [2] Ep. 61, 125 ff.

Achtes Kapitel.

Die Gründung Fuldas. 742—744.

Während Bonifatius mit allen Kräften die Neuordnung der Kirche im Frankenreich betrieb, vergaß er sein eigenes Missionsfeld nicht. Er hatte schon lange die Gründung eines Klosters geplant, das alles übertreffen sollte, was er oder seine Vorgänger auf diesem Gebiete geleistet hatten. Es sollte der religiöse Mittelpunkt für ganz Deutschland werden, der strategische Ausgangspunkt für die Eroberung des Nordens, eine Bildungsstätte für Priester und Glaubensboten, und wie die großen Klöster seiner Heimat, eine Pflanzschule der Künste und Wissenschaften. Eher vielleicht als er gehofft hatte, wurde der schöne Traum verwirklicht[1].

Wir haben den jungen Edeling Sturmi bereits kennen gelernt, den Bonifatius im Jahre 735 aus Bayern mitgebracht und dem Abt Wigbert von Fritzlar zur weiteren Ausbildung übergeben hatte. Unter der Leitung dieses bewährten Lehrers machte der Jüngling rasche Fortschritte in seinen Studien. Er lernte die Psalmen auswendig und suchte in die Geheimnisse des Alten und Neuen Testaments einzudringen. Ebenso rüstig schritt er auf der Tugendbahn voran. „Bei seinem schönen Äußern, dem wohlgefälligen Gang, den edlen Sitten, seinem unbefleckten Lebenswandel, seiner Liebenswürdigkeit, seiner Milde und Munterkeit gewann er die Liebe aller.“ Zum Priester geweiht, widmete er sich drei Jahre lang mit großem Erfolg dem Predigtamt unter den Heiden und Halbheiden an der Sachsengrenze. Dem

[1] Für das Nachfolgende vgl. die Vita Sturmi von Eigil (M. G. SS. II 365 ff.). Siehe Anhang I, 12.

Mönch sagte aber das bewegte Seelsorgerleben auf die Dauer nicht zu. Er ward von dem Verlangen ergriffen, das noch härtere und rauhere Leben eines Einsiedlers zu führen. Nach längerem Zögern eröffnete er dem Erzbischof seine geheimen Herzenswünsche. Bonifatius sah darin einen Fingerzeig des Himmels, daß der Augenblick für die Verwirklichung seines eigenen Lieblingsplanes gekommen sei. Er ging daher mit Freuden auf die Wünsche seines Einsiedlers, wie er Sturmi fortan nannte, ein und beauftragte ihn, in dem großen Urwalde an der obern Fulda, der von der vorherrschenden Buche Buchonia genannt wurde, einen geeigneten Ort für eine Mönchsniederlassung zu suchen. Sturmis Drang nach der Wildnis wurde also stattgegeben, aber nicht eine Klause, sondern ein Kloster sollte er gründen.

Von den Segenswünschen des Heiligen begleitet, brach Sturmi im Frühjahr 743 mit zwei Gefährten von Fritzlar auf. Zwei Tage lang wanderten sie über die einsamen Waldpfade oder bahnten sich mühsam einen Weg durch das Dickicht. Außer Himmel und Erde und ungeheuren Bäumen sahen sie nichts. Unaufhörlich beteten sie zu Christus, daß er ihre Füße auf dem Wege des Friedens leiten möge. Am dritten Tage kamen sie an einen Ort, der ihnen den Wünschen ihres Meisters zu entsprechen schien. Es war die Stelle, wo sich später die Abtei Hersfeld erhob. Hier bauten sie drei kleine mit Baumrinde bedeckte Hütten und verweilten geraume Zeit[1], Gott in Fasten, Wachen und Gebet dienend. Dann kehrte Sturmi zu Bonifatius zurück und schilderte ihm ausführlich die Lage des Ortes, die Beschaffenheit des Bodens, die Wasserläufe, die Quellen und

[1] Fast ein ganzes Jahr (non iam anno), wie aus einer andern Stelle der Vita Sturmi hervorgeht.

Täler. Dem Heiligen gefiel die Beschreibung sehr; nur eines machte ihn bedenklich: die Nähe der wilden Sachsen. „Sucht einen entfernteren und tiefer in der Einöde gelegenen Ort", sagte er, „den ihr ohne Gefahr bewohnen könnt."

Sturmi gehorchte und begann seine Erkundungen von neuem. Mit seinen Gefährten fuhr er auf einem Kahn die Fulda hinauf bis zur Einmündung der Lüder. Unterwegs besichtigten sie genau alle an den Mündungen der Bergbäche gelegenen Orte, fanden aber keinen, der sie befriedigte. Entmutigt kehrten sie zu ihren Zellen in Hersfeld zurück. Hier erwartete sie ein Bote aus Fritzlar. Der Erzbischof, meldete er, lasse Sturmi bitten, schleunigst zu ihm zu kommen; er habe vieles mit ihm zu besprechen. Am folgenden Tage war Sturmi bereits auf dem Wege. Bonifatius empfing ihn mit allen Beweisen der Freude und Liebe, nötigte ihn, sich eine Zeitlang des gewohnten Fastens zu enthalten, und lud ihn ein, sich mit ihm zu Tisch zu setzen. Erst nach der Mahlzeit fragte er ihn über den Erfolg seiner zweiten Reise. „Wir fuhren den Fuldafluß hinauf mehrere Tage hindurch", erwiderte Sturmi traurig, „fanden aber nichts, was wir dir empfehlen könnten." — „Und doch ist der Ort von Gott in der Einöde bereitet", sprach Bonifatius mit prophetischer Zuversicht, „und wann es ihm gefällt, wird er ihn seinen Knechten zeigen; laß also nicht vom Suchen ab, denn du wirst ihn ganz gewiß dort finden."

Ermuntert durch die Worte seines geliebten Meisters, begab sich Sturmi von neuem ans Werk. Nach einer kurzen Rast in Hersfeld, sattelte er seinen Esel, empfahl sich Christo, dem Herrn, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und reiste allein ab. Mit Gebet und Psalmen-

gesang verkürzte er sich den Weg. Mit scharfem Blick musterte er Hügel und Täler, Flüsse und Bächlein. Wo ihn die Dunkelheit überraschte, dort hielt er für die Nacht an. Dann schlug er Baumzweige ab und erbaute daraus eine kreisförmige Umzäunung zum Schutz seines Tieres; er selbst aber bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und schlief ruhig bis zum Morgen.

Eines Tages kam er an die Stelle, wo die Kaufmannsstraße von Thüringen nach Mainz die Fulda durchschneidet. Dort traf er auf einen Haufen Slaven, die sich badeten und im Flusse herumtummelten. Das Lasttier scheute vor ihren nackten Leibern und fing an zu zittern, und der Mann Gottes selbst schreckte vor ihrem Gestank zurück. Die Heiden verhöhnten ihn, taten ihm aber nichts zuleide. Ihr Dolmetscher fragte ihn, wohin er zöge. „In den obern Teil der Einöde", entgegnete Sturmi und ritt weiter.

Drei Tage lang waren wilde Tiere und fremdartige Vögel die einzigen lebenden Wesen, die ihm begegneten. Am vierten Tage erreichte er den Gretzibach, wo Fulda jetzt liegt; an der Mündung der Giesel machte er Halt. Nicht weit von hier führte ein Fußweg durch den Wald nach einem Hof im Grabfeld. Die Sonne war bereits untergegangen, und Sturmi schickte sich an, in gewohnter Weise sein Nachtlager zu bereiten. Da hörte er plötzlich in einiger Entfernung ein geräuschvolles Plätschern im Wasser. Er wußte nicht, ob es von einem Menschen oder einem Tier herrühre. Da er sich nicht zu rufen getraute, schlug er mit seiner Axt an einen hohlen Baum. Sofort trat ein Mann, der ein Pferd am Zügel führte, aus dem Waldesdunkel heraus und grüßte höflich. Er sei ein Thüringer, gab er auf Sturmis Frage Bescheid, komme

von der Wetterau und bringe das Pferd seines Herrn nach dem Grabfeld. Er kannte die Gegend ganz genau und gab Sturmi jede gewünschte Auskunft. Der Ort, wo sie sich befänden, heiße Eichloh (Eichenwald); weiter nach Süden verenge sich das Tal zu einer Schlucht, der Fluß zu einem reißenden Gebirgsbach; dorthin weiter zu forschen, sei unnötig. Die Wanderer verbrachten die Nacht zusammen. Am andern Morgen schieden sie voneinander, nachdem sie sich nach Christenbrauch gegenseitig gesegnet hatten.

Den Weisungen des Thüringers folgend, kehrte Sturmi zum Gretzibach zurück. Hier öffnet sich das Flußtal zu einer weiten Ebene, ringsum von einer herrlichen Hügelkette umgeben. Zweimal war er an der Stelle vorübergegangen, ohne ihre augenfälligen Vorzüge zu bemerken. Je länger er aber jetzt die Landschaft betrachtete, desto mehr war er von ihrer Schönheit entzückt. Das war zweifellos der Ort, den Gott seinen Dienern in der Einöde bereitet hatte. Sein Gottvertrauen und seine Ausdauer waren aufs glänzendste belohnt worden. Er wußte sich kaum zu fassen vor Freude. Froh und erhoben ging er einher, sagte dem Herrn für das einzelne, was er erschaute, Dank, und je länger und weiter er schritt, desto mehr wünschte er sich Glück. Den größten Teil des Tages verbrachte er so mit Herumstreifen und Erforschen. Dann segnete er den Ort, merkte sich seine Lage genau und eilte, trotz der hereinbrechenden Dunkelheit, nach Hersfeld zurück. Von da begab er sich nach Selheim, um dem dort weilenden Erzbischof die frohe Kunde von seiner Entdeckung zu bringen.

Die Freude des Meisters war ebenso groß wie die seines Jüngers. Er beschloß, sofort an die Ausführung seines Planes zu gehen. Sturmi sollte seine Gefährten an den

in der Einöde entdeckten Ort führen, während er selbst zum Hofe reiste, um von Karlmann eine Schenkungsurkunde zu erwirken. „Zu Eurer ständigen Belohnung", sprach er, „gedenke ich, so Gott will und Ihr helfet, im östlichen Teile Eures Reiches ein Kloster zu gründen, wie es in den vergangenen Zeiten vor uns niemand begonnen hat. Dazu begehre ich nun Eure fromme Beihilfe, damit Euch unvergänglicher Lohn vor dem allerhöchsten Könige Christus in dessen künftigem und ewigem Reiche bleibe. Wir haben nämlich in der Einöde Buchenau, an dem Flusse Fulda, einen zur Wohnung der Knechte Gottes passenden Ort gefunden, der unter Eurer Herrschaft steht. Nun bitten wir Eure Frömmigkeit, uns jenen Ort zu schenken, damit wir dort, durch Euch geschützt, Christus dienen können." Karlmann, der seinem Freunde nichts abschlagen konnte, gewährte die Bitte mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit. „Der von Dir erbetene Ort", sagte er, „der Eihloh genannt wird, sowie alles, was ich dort heutigestags als Eigentum besitze, gebe ich ganz und gar aus meinem Recht in das des Herrn, und zwar so, daß die Mark des Ortes sich im ganzen Umkreise, von Süd und Ost, von Nord und West, bis auf viertausend Schritte erstrecke."[1] Über die Schenkung ließ er eine Urkunde ausfertigen, die er mit eigener Hand bekräftigte. Er sandte auch Boten an die Adeligen, die in jener Gegend begütert waren, um sie zu bitten, alle etwaigen Eigentumsrechte an dem Ort dem Erzbischof Bonifatius zu übertragen. Diese Vorsichtsmaßregel war keineswegs überflüssig. Denn als Sturmi von Eihloh Besitz ergreifen wollte, widersetzten sich anfänglich die wirk-

[1] Diese Worte sind ohne Zweifel der Schenkungsurkunde entlehnt, die uns nicht erhalten ist.

lichen oder vermeintlichen Eigentümer hartnäckig und zwangen ihn, das Feld zu räumen. Doch der Wunsch des Fürsten war für sie Befehl: sie gaben nicht nur ihren Widerspruch auf, sondern fügten der ursprünglichen Schenkung neue Ländereien hinzu.

Am 12. März 744 kehrte Sturmi mit sieben Mönchen zurück und pflanzte unter Gesang und Gebet das Kreuz auf. Es war der Geburtstag des Klosters und der Stadt Fulda. Die Brüder begannen sofort den Wald auszuroden und den Bauplatz zu säubern. Zwei Monate später traf auch Bonifatius ein mit einer großen Zahl von Werkleuten, die er zusammengebracht hatte. Er wählte den Platz für die Klosterkirche, und vom nahen Bischofsberge[1] aus, wo er sich eine Zelle gebaut hatte, überwachte er die ersten Bauarbeiten. All seine freie Zeit widmete er dem Gebet und der Schriftlesung. Die Arbeit schritt rasch voran, und als er im folgenden Jahre wieder nach Fulda kam, war die Kirche soweit fertig, daß er den Hochaltar weihen konnte — „zu Ehren des heiligen Erlösers", wie er selbst an Papst Zacharias berichtet[2], „und zu Ehren der zwölf Apostel", wie ein Fuldaer Geschichtschreiber ergänzend hinzufügt.

Jahr für Jahr, so oft es ihm seine Amtsgeschäfte erlaubten, kam Bonifatius nach Fulda, um sich der ungestörten Ruhe des Leibes und der Seele hinzugeben und die Mönche durch sein Wort und Beispiel im geistlichen Leben zu unterweisen. Er war besonders eifrig darauf bedacht, die Vorschriften der Ordensregel bei ihnen zu befestigen. Ja, er ging noch über die Forderungen des hl. Benedikt hinaus. Keinen Wein, sondern nur ein dünnes Bier sollten die

[1] Der heutige Frauenberg. [2] Ep. 86, 193.

Mönche trinken. Diese Satzung wurde später zwar zugunsten der Schwachen und Kranken abgeändert, einige der Brüder jedoch enthielten sich bis an ihr Lebensende aller berauschenden Getränke. Die Mönche sollten auch ohne alle Bedienung sein und sich selbst von ihrer Hände Arbeit ernähren. Kein Weib durfte das Kloster betreten; nur Lioba kam bisweilen nach dem Tode des Bonifatius, verrichtete ihre Andacht am Grabe des Heiligen und wohnte mit ihrer Begleitung in einem außerhalb des Klosters gelegenen Hause[1].

Fulda blieb der Gegenstand der besondern Liebe und Fürsorge unseres Heiligen. Das Klosterleben sollte ganz im Geiste des hl. Benedikt geführt werden. Darum schickte er Sturmi, den er zum Abte bestellt hatte, mit zwei Brüdern nach Italien, um in Monte Cassino und andern berühmten Klöstern die Ordensvorschriften der Benediktiner genau zu studieren. Auf jede Weise suchte er die Zukunft seiner Stiftung zu sichern. Auf sein Verlangen wurden die Grenzen des Klostergebiets genau festgesetzt. Von Papst Zacharias erlangte er die Befreiung des Klosters von der bischöflichen Gerichtsbarkeit und seine unmittelbare Unterstellung unter den Heiligen Stuhl. Ein Bruchstück des Schreibens, das er in dieser Angelegenheit an den Papst richtete, ist noch erhalten. Die ganze zärtliche Liebe des Heiligen für das Kind seines Alters kommt darin zum Ausdruck.

„In weltverlassener, weitgedehnter Einöde, aber mitten zwischen den Völkern meines Missionsgebiets liegt ein Waldland. Dort habe ich ein Kloster gegründet und Mönche nach der Regel des heiligen Vaters Benediktus hinverpflanzt, Männer von strenger Enthaltsamkeit, ohne Fleisch und Wein,

[1] Vita Liobae c. 19.

ohne Met und Knechte und bei der Arbeit ihrer Hände zufrieden. Diesen Ort habe ich von frommen und gottesfürchtigen Männern, vor allem vom ehemaligen Frankenfürsten Karlmann durch redliche Bemühung erworben und zu Ehren des heiligen Erlösers geweiht. Mit Erlaubnis Eurer Huld ist es mein Wunsch, hier meinen durch hohes Alter gebeugten Körper durch längere oder kürzere Rast zu erquicken und nach meinem Tode hier zu ruhen. Denn vier Völker, denen wir mit Gottes Gnade das Wort Christi verkündeten, siedeln im Umkreis um diesen Ort, ihnen kann ich mich mit Eurer Gunst, solange ich noch lebe und geistig fähig bleibe, nützlich machen. Denn es ist mein Wunsch, mit Eurem Gebet und Gottes Gnade in der engen Gemeinschaft mit der römischen Kirche und Eurem Dienst bei den Völkern Germaniens, zu denen ich ausgesandt wurde, zu verharren und Eurem Gebot zu gehorchen."[1]

Zacharias entsprach der Bitte seines Legaten. Im November 751 stellte er eine Schutzurkunde für Fulda aus, die das Kloster jeder andern als der römischen Gerichtsbarkeit entzog. Ohne Erlaubnis des Abtes durfte dort kein Priester oder Bischof eine geistliche Handlung vollziehen. Wer sich unterfangen sollte, irgendwelche Oberherrschaft über das Kloster auszuüben, der verfiel dem Bannfluch der Kirche[2]. Es war das erstemal, daß ein solches Privileg einem fränkischen Kloster verliehen wurde; das mag wohl der Grund gewesen sein, warum Pippin ihm seine Zustimmung versagte; hätte er sie gegeben, dann wäre es gewiß nicht zu dem unheilvollen Streit zwischen Lul und Sturmi gekommen, der eine Zeitlang den Fortbestand des Klosters aufs höchste gefährdete.

[1] Ep. 86, 193 f. [2] Ep. 89, 203.

Die Sorge des Heiligen für Fulda wurde reichlich belohnt. Schon Ludger, der Schüler Gregors von Utrecht, staunte über den raschen Aufschwung des Klosters. „Der Wald Buchonia", schreibt er, „der früher gänzlich unbewohnt und wüst war, ist jetzt von Ost nach West und von Nord nach Süd mit Kirchen Gottes und erlesenen Rebzweigen von Mönchen erfüllt. Der ehrwürdige Sturmi machte das am Flusse Fulda erbaute Kloster so angesehen und berühmt, daß er vor seinem Abscheiden von dieser Welt der Vater und Lehrer von ungefähr vierhundert Mönchen war, die Novizen und andere geringere Leute, deren es sehr viele gab, nicht eingerechnet."[1]

Unter den fleißigen Händen der Mönche wurden die Wälder gerodet, die Sümpfe entwässert, die Wasserläufe geregelt, die Täler und Hügel in lachende Felder und Gärten verwandelt. „Alle Künste entfalteten sich dort unter dem Schutze der Religion; der Wissenschaft wurde ein Tempel gebaut und der deutschen Gelehrsamkeit erwuchsen hier die ältesten Vorkämpfer. Man sah in Fulda auf ein enges Gebiet zusammengedrängt gleichsam das ganze Werk des großen Apostels und Kulturträgers."[2] Ein halbes Jahrhundert war kaum seit seiner Gründung verflossen, und Fulda war bereits ein Brennpunkt des religiösen und geistigen Lebens geworden. Unter den gelehrten Männern, die das karolingische Zeitalter zierten, befanden sich nicht wenige Mönche und Schüler von Fulda. Baugulf, Ratgar und Eigil, die das Kloster nach Sturmis Tod leiteten, waren eifrige Förderer der Künste, vor allem der Baukunst und der Malerei; Eigil war dazu auch literarisch tätig: wir verdanken ihm die

[1] Vita Gregor. traiect. c. 5.

[2] Kurth-Eltester, Wynfrith-Bonifatius 102.

Lebensbeschreibung des hl. Sturmi, das schönste Denkmal von der Gründung Fuldas. Unter Baugulf besuchte Einhard, der Verfasser der klassisch-schönen Biographie Karls des Großen und Erbauer des Aachener Münsters, die Klosterschule. Der fünfte Abt war der große Hrabanus Maurus aus Winkel im Rheingau, der gelehrteste Mann seiner Zeit. Damals galt Fulda als die erste Bildungsstätte des ganzen Westens. Durch sein vielseitiges Wissen und seinen Eifer für Schule und Unterricht erwarb er sich den Ehrentitel praeceptor Germaniae, Lehrer Deutschlands. Seine berühmtesten Schüler waren Walafrid Strabo, der feinsinnige Dichter und gefeierte Schriftgelehrte, Servatus Lupus, dessen Briefe für die Kenntnis des karolingischen Zeitalters von unschätzbarem Werte sind, Rudolf, der Fortsetzer der Fuldaer Annalen und Verfasser der anmutigen Lebensbeschreibung der hl. Lioba, Haimo von Halberstadt, der wahrscheinliche Dichter des Heliand, und Otfrid von Weißenburg, der durch seinen Krist in der deutschen Literaturgeschichte fortlebt.

Schon dieser kurze Überblick über die älteste Geschichte Fuldas zeigt, wie sehr der Geschichtschreiber Rettberg irrt, wenn er sagt[1]: „Nur zu mönchischen Zwecken, zu aszetischer Entsagung und beschaulichem Leben, bestimmte Bonifatius seine Stiftung an den Ufern der Fulda, nicht aber zu einer Bildungsanstalt, die etwa ringsumher in das neubekehrte Land ihr Licht werfen sollte."

[1] Kirchengeschichte Deutschlands I 371. Vgl. dagegen Richter, Die ersten Anfänge der Bau- und Kunsttätigkeit des Klosters Fulda (1900) 8 ff.

Fünfter Teil.

Bischof von Mainz und Märtyrer.

746—754.

Erstes Kapitel.

Bonifatius wird Bischof von Mainz.

Bonifatius bedurfte der Stunden der Ruhe und des innigen Verkehrs mit Gott, die er sich von Zeit zu Zeit in der Einsamkeit des Buchenwaldes gönnte. Denn gerade in den ersten Jahren nach der Gründung Fuldas hatte er besonders harte Kämpfe zu bestehen, und wenn es ihm dabei nicht an Erfolgen fehlte, so blieben ihm auch bittere Enttäuschungen nicht erspart. Die bitterste Enttäuschung seiner letzten Lebensjahre war wohl, daß es ihm trotz rastlosester Bemühungen und zähester Ausdauer nicht gelingen wollte, sein großangelegtes Reformwerk zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen.

Auf der Synode des Jahres 745 war Bonifatius, wie bereits erwähnt, auf Antrag der Frankenfürsten zum Erzbischof von Köln ernannt worden, und der Papst hatte seine Ernennung freudig begrüßt und durch eine Bulle feierlich bestätigt. Die Gegner gaben aber auch jetzt den Kampf nicht auf, sie verdoppelten vielmehr ihre Anstrengungen, ihn zum Rücktritt zu zwingen. Sie gewannen Boden beim Klerus und am Hof. Wir kennen zwar die Mittel nicht, die sie anwandten, noch vermögen wir auf Grund der dürftigen Quellen den Verlauf des Kampfes zu verfolgen; soviel steht jedenfalls fest, daß sie einen vollen Sieg davontrugen. Köln

blieb einfaches Bistum und erhielt im Jahre 746 in dem Franken Agilolf[1] einen neuen Oberhirten; in demselben Jahre übernahm Bonifatius auf Wunsch Karlmanns die Leitung der Diözese Mainz[2]. An den Papst berichtete er nur, daß die Frankenfürsten in bezug auf Köln ihr Wort nicht gehalten hätten, und daß er nunmehr in der Stadt Mainz seinen Sitz habe[3]. Er erwartete gewiß, daß Mainz statt Köln zur Metropole erhoben werden würde; aber auch in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht: Mainz wurde Erzbistum erst im Jahre 782[4].

Der ungünstige Ausgang des Streites um den Kölner Erzstuhl änderte nichts an der persönlichen Stellung des Bonifatius. Auch nachdem er Bischof von Mainz und dadurch Mitglied des fränkischen Episkopates geworden war, blieb er päpstlicher Legat und hatte als solcher Metropolitanbefugnisse für das ganze Frankenreich. Aber sein Bestreben, die Metropolitanverfassung auch nach seinem Tode sicherzustellen und eines der großen rheinischen Bistümer zum dauernden Sitz eines Erzbistums für die deutschen Länder zu erheben, war gescheitert; ob überhaupt ein neuer Erzbischof ernannt werden würde, hing ganz vom guten Willen des Frankenherrschers ab[5].

---

[1] Agilolf war Anhänger des Bonifatius, also wohl mit dessen Zustimmung ernannt. Er wird als Heiliger verehrt. Fest am 9. Juli.

[2] Annal. Lauriss. min. ad annum 746.

[3] Ep. 80 179 f.

[4] Über die unechte Urkunde, durch die Mainz angeblich zum Erzbistum erhoben wurde, vgl. Tangl, Studien zur Neuausgabe der Bonifatius-Briefe, N. A. 40, 785 ff.

[5] Nach dem Tode des Bonifatius ging die Würde eines Missionserzbischofs und Metropoliten für die östlichen Gebiete auf Chrodegang von Metz über, aber Metz wurde nicht zum Erzbistum erhoben, eben-

1. Die fränkischen Bischöfe und die Einheit der Kirche.

Gleichsam als Entschädigung für diesen Mißerfolg war es Bonifatius vergönnt, bald nach seiner Übersiedlung nach Mainz einen der schönsten Triumphe seines Lebens zu feiern. Durch Wort und Beispiel hatte er die fränkischen Fürsten und Bischöfe allmählich daran gewöhnt, kirchliche Angelegenheiten im Einvernehmen mit Rom zu regeln. „Fragen und Antworten gingen hin und her; der Papst ließ keine Gelegenheit unbenützt, um mahnend und ermunternd bald zu den Fürsten und Bischöfen, bald zu dem Volke zu reden. Es bestand tatsächlich eine Gemeinschaft zwischen der fränkischen Kirche und Rom, von der man ein halbes Jahrhundert vorher nichts wußte. Rechtliche Formen hatte sie nicht angenommen; aber das Ansehen des Papstes hatte ein ganz anderes Gewicht als früher: das Bewußtsein, daß nur in der Gemeinschaft mit Rom, in der Unterordnung unter Rom die Kirche gedeihen könne, hatte unter dem fränkischen Episkopate kräftige Wurzeln geschlagen. Es war der Silberblick im Leben des Bonifatius, daß diese Überzeugung in der feierlichsten Form von den fränkischen Bischöfen ausgesprochen und nach Rom übermittelt wurde."[1] Dies geschah auf der großen Synode, die Bonifatius im Frühjahr 747 im Auftrag des Papstes und auf Wunsch der Frankenfürsten berufen hatte.

Von beiden Reichshälften waren Teilnehmer herbeigeeilt, und zwar die Bischöfe Reginfrid von Rouen, Deodat von Beau-

---

sowenig wie Mainz. Vgl. Ep. 110, 236 ff. mit der Anmerkung. Siehe Anhang I, 10.

[1] Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands 1 570 f.

vais, Rimbert von Amiens, Heleseus von Noyon, Fulkrich von Tongern, David von Speier, Aethereus von Thérouanne, Treward von Cambrai, Burchard von Würzburg, Genebaud von Laon, Romanus von Meaux, Agilolf von Köln, Heddo von Straßburg; außerdem viele Hilfsbischöfe, Priester und Diakonen. Alle Reformen der früheren Synoden wurden bestätigt und feierlich verkündigt. Daran schloß sich eine von allen Anwesenden unterschriebene Erklärung der Treue gegen die römische Kirche und des Gehorsams gegen den Papst. „Wir haben auf unserer Synode beschlossen und bekannt", berichtet Bonifatius an Cudberth von Canterbury, „den katholischen Glauben und die Einheit und Unterwürfigkeit gegen die römische Kirche bis zum letzten Atemzug zu bewahren, dem hl. Petrus und seinem Stellvertreter untertan zu sein und in allem die Gebote des hl. Petrus ordnungsgemäß zu befolgen, damit wir zu den ihm anvertrauten Schafen gezählt werden."[1]

Bald nach der Synode richtete Bonifatius an die gesamte fränkische Geistlichkeit ein Hirtenschreiben über die Einheit des Glaubens und die apostolische Lehre; eine Abschrift davon sandte er zugleich mit der Ergebenheitserklärung der Bischöfe durch Burchard von Würzburg nach Rom. Zacharias gab seiner Freude und Zufriedenheit Ausdruck in einem Schreiben an Bonifatius und in einem zweiten an alle Teilnehmer der Synode[2]. An Bonifatius schrieb er:

„Wir empfingen die Urkunde, die Ihr über Euer Bekenntnis des wahren und rechten Glaubens und der katholischen Einheit ausgefertigt habt, und die Du, ehrwürdiger

[1] Ep. 78, 163 f. [2] Ep. 80, 177 178; 82, 182 ff.

Bruder, mit den Uns liebwerten fränkischen Bischöfen an Uns gerichtet hast. Als Wir sie entfalteten, wurden Wir von lebhafter Freude erfüllt und sagten Gott dem allmächtigen Vater unendlichen Dank, weil er die Gnade gehabt hat, sie einmütig zu Unserer Gemeinschaft zurückzuführen zum Frohlocken der heiligen Kirche, als ihrer geistigen Mutter. Grüße sie alle, Teuerster, an Unser Statt mit dem Friedenskusse Christi. . . . Wir haben auch das Buch eingesehen, das Du an alle Bischöfe, Priester, Diakonen und alle dem geistlichen Stande Geweihten über die Einheit des katholischen Glaubens und die apostolische Lehre gerichtet hast. Es war Uns, wie Du wissen magst, sehr willkommen, weil Du durch die über Dich ausgegossene Gnade des Heiligen Geistes es zu schaffen bemüht warst."

Noch begeisterter schrieb er an die Bischöfe: „Dank sage ich Gott dem allmächtigen Vater und dem Herrn Jesus Christus, seinem einzigen Sohne, und dem Heiligen Geist, der durch Ausgießung seiner Gnade Euer aller Herzen entflammt, auf daß Ihr in Einheit des Glaubens und im Bande des Friedens wandelt, und der Glanz des Herrn unseres Gottes und überreiche Gnade des Friedens und der Liebe über Euch sei, damit Ihr ein Leib mit Eurer geistlichen Mutter, der heiligen katholischen und apostolischen Kirche Gottes, werdet, der Wir auf Gottes Ratschluß vorstehen. . . . Ich freue mich in Euch, Teuerste, weil Eure Treue und Eure Einigkeit gegen Uns kostbar und offenkundig ist, nicht nur vor Gott, sondern auch vor allen Menschen, seit Ihr Euch Eurem von Gott bestellten Schützer und Lehrer, dem seligen Apostelfürsten Petrus, in gütiger Gesinnung zugewandt habt. Löblich ist Euer Glaube und gut Euer Ruf, weil Ihr das erkannt habt, was man erkennen soll. Jetzt

seid Ihr unter Gottes Mitwirkung unserer Vereinigung in einem Schafstalle beigesellt, und wir haben einen Hirten, der von dem Hirten der Hirten, dem Herrn unserem Gott und Erlöser Jesus Christus, als Oberster der Apostel und als unser Lehrer bestellt worden ist."

Der Papst hatte allen Grund sich zu freuen. Der Riß, der durch den Bilderstreit zwischen der Kirche des Ostens und des Westens entstanden war, hatte sich stetig erweitert und drohte eine völlige Entfremdung herbeizuführen. Da war es von der größten Wichtigkeit, daß die jugendliche deutsche Kirche ihre Ergebenheit gegen den Heiligen Stuhl so unzweideutig bekundete. Sie hatte eingesehen, daß die Reinheit der Lehre, daß Zucht und Ordnung nur im Anschluß an die römische Mutterkirche, den Mittelpunkt der Einheit, bestehen kann. Solange diese Überzeugung lebendig blieb, würde die fränkische Kirche nie wieder, wie im Laufe des 7. Jahrhunderts, der religiösen und sittlichen Verwilderung zum Opfer fallen.

2. Karlmanns Abdankung.

Die Synode von 747 war gleichsam die Krone und der Abschluß der Reformtätigkeit unseres Heiligen. Von dieser Zeit an greift er nur selten in die öffentlichen Angelegenheiten der fränkischen Kirche ein[1]. Der Grund für diese Zurückhaltung liegt nicht bloß in seinem vorgerückten Alter und den mannigfaltigen Pflichten und Sorgen, die sein Amt als Diözesanbischof mit sich brachten, sondern wohl hauptsächlich in den veränderten politischen Verhältnissen.

[1] Willibald 8, 45.

Im Spätsommer 747 dankte Karlmann zugunsten seines Sohnes Drogo ab[1] und begab sich nach Rom mit der Absicht, in ein Kloster einzutreten. Obwohl er nicht der erste war, der den Schritt vom Thron zur Klosterzelle tat, so erregte sein Entschluß doch viel Aufsehen bei den Zeitgenossen. Reue über seine Grausamkeit bei der Niederwerfung des Alamannenaufstandes im Jahre vorher, sagten die einen, habe ihn dazu bestimmt; andere dagegen, anscheinend mit mehr Recht, schrieben ihn der Sehnsucht nach einem beschaulichen Leben zu[2]. In Rom angekommen, entließ er sein Gefolge und empfing aus der Hand des Papstes das Mönchsgewand und die Tonsur. Auf dem Berge Soracte erbaute er sich ein Kloster und genoß einige Jahre der ersehnten Ruhe. Mit der Zeit jedoch fielen ihm die häufigen Besuche der nach Rom pilgernden edlen Franken lästig, und er zog sich auf Rat des Papstes nach Monte Cassino zurück. Hier lebte er bis zum Jahre 754 in großer Demut und Selbstverleugnung. Später erzählte man viel von seinem frommen Sinn, wie er seinen Namen verschwieg und sich den niedrigsten Dienstleistungen unterzog, wie er für ein Versehen sich vom Koch ohne Widerrede prügeln ließ und selbst dann, als der Schleier gelüftet wurde, leugnete, Karlmann, der ehemalige „König der Franken", zu sein.

In Karlmann verlor Bonifatius einen treuen Freund und Gönner. Fast sieben Jahre lang hatte er gemeinsam mit ihm an dem schwierigen Aufbau der Kirche in Deutschland gearbeitet, ohne daß irgendein Mißverständnis von

[1] Vgl. Ep. 79, 171 f. Drogo hat niemals das Erbe ines Vaters angetreten.

[2] Fredeg. Cont. 30. Einhard, Vita Caroli 2.

Belang ihr einträchtiges Zusammenwirken getrübt hätte. Die Beziehungen zwischen Pippin und Bonifatius waren nie so herzlich gewesen, und sie besserten sich auch nicht, als der neustrische Hausmeier Alleinherrscher der Franken wurde. Auch Pippin begünstigte die Reform und nahm dazu die Dienste des Bonifatius in Anspruch. Doch er war ein Mann, der zu führen wünschte, nicht aber geführt zu werden, selbst in rein kirchlichen Angelegenheiten. Er gestattete die Abhaltung von Synoden, sah aber über deren Beschlüsse hinweg, wenn sie seiner Politik hinderlich schienen. Er anerkannte Bonifatius als päpstlichen Legaten, nahm aber keinen Anstand, über seinen Kopf hinweg mit Rom zu verhandeln[1]. Mit einem solchen Manne in Frieden und Eintracht zu arbeiten, war nicht leicht. Es ist daher verständlich, daß Bonifatius sich aus diesem Verhältnis heraussehnte.

Er bat den Heiligen Vater, er möge einen besondern Bevollmächtigten nach dem Frankenreich zur Abhaltung von Synoden abordnen; dieser könne vielleicht mehr bei Pippin erreichen als er[2]. Zacharias jedoch war anderer Meinung. Solange Bonifatius mit Gottes Gnade am Leben bleibe, antwortete er, und den Apostolischen Stuhl vertrete, sei es nicht nötig, einen andern dorthin zu senden; er könne sich aber, wenn er es für gut finde, durch zuverlässige Männer auf den Synoden vertreten lassen. Darauf machte Bonifatius den Vorschlag, sich nach einem Nachfolger auf dem Mainzer Stuhl umsehen zu dürfen, selbst aber Legat und Bevollmächtigter des Apostolischen Stuhls zu bleiben. Auch darauf ging der Papst nicht ein, er drang vielmehr in ihn, seinen Bischofssitz unter keinen Umständen zu verlassen. Er

[1] Ep. 77, 160. [2] Ep. 80, 177.

hatte recht: Bonifatius mußte einstweilen auf seinem Posten bleiben; dankte er ab, so würden die Gegner der Reform ganz gewiß die günstige Gelegenheit benutzen, um den Mainzer Stuhl mit einem Manne ihrer Wahl zu besetzen, was nur Unheil und Verwirrung hervorgerufen hätte. Er riet ihm jedoch für den Fall, daß er seine Kräfte schwinden fühle, seine bischöflichen Arbeiten mit einem Manne von erprobter Tugend und Erfahrung in der Seelsorge zu teilen[1].

Da sein Landsmann Lul, den er sich zu seinem Chorbischof und Amtsnachfolger ausersehen hatte, erst Diakon war[2], so entschloß sich Bonifatius, seine Diözese noch einige Jahre allein zu verwalten. Es waren Jahre unauffälligen, aber fruchtbaren Wirkens; denn was er tat, das tat er mit Eifer und Hingebung, selbst wenn es ihm persönlich nicht zusagte. Auch seine Pflichten als päpstlicher Legat vernachlässigte er nicht. Er unternahm häufige Reisen in die verschiedensten Teile des Reiches, stellte Mißbräuche ab, rottete Irrlehren aus und suchte überall das religiöse Leben bei Klerus und Volk zu heben. Im Jahre 746 war er in Bayern, wo ihn seine peinliche Gewissenhaftigkeit in der Spendung des Taufsakraments in einen Streit mit Virgil von Salzburg verwickelte, der für beide Teile unangenehme Folgen hatte.

---

[1] Ep. 80, 179.

[2] Im Jahre 747 war Lul noch Diakon (Ep. 72); 747 war er Erzdiakon (Ep. 85); 751 Priester (Ep. 86).

Zweites Kapitel.

Bonifatius und Virgil von Salzburg[1].

746—748.

Virgil oder Fergil, wie der Name auch geschrieben wird, war zu Anfang des 8. Jahrhunderts in Irland geboren. Über seine Jugendzeit und seinen Bildungsgang wissen wir nichts. Die Geschichte kennt ihn erst als Abt von Aghaboe in der Nähe von Dublin. Wegen seiner hervorragenden mathematischen Kenntnisse wurde er „der Geometer" genannt. Etwa im Jahre 743 verließ er seine Heimat, um aus Liebe zu Christus den Rest seines Lebens in freiwilliger Verbannung zu verbringen. Zu Quierzy an der Oise traf er mit Pippin zusammen, der soeben von seinem siegreichen Feldzug gegen die Bayern zurückgekehrt war. Der Fürst fand Gefallen an dem gelehrten Mönch und behielt ihn fast zwei Jahre bei sich. Dann sandte er ihn nach Bayern mit einer Empfehlung an Herzog Odilo, dem man inzwischen die Regierung des Landes wieder anvertraut hatte. Von Virgils Begleitern sind uns zwei mit Namen bekannt: Tuti oder Dobda, ein irischer Bischof, der wegen seiner Vertrautheit mit der griechischen Sprache den Beinamen „der Grieche" erhalten hatte, und Sidonius, der allem Anschein nach auch ein Ire war.

Einige Jahre vor Virgils Ankunft hatte Bonifatius die bayerische Kirche organisiert und gleichzeitig eine strengere Zucht eingeführt. Aber im Klerus gab es immer noch

[1] Vgl. besonders Krabbo, Bischof Virgil von Salzburg und seine kosmologischen Ideen, in Mitteilungen des Instituts für österr. Gesch.-Forsch. XXIV 1—28.

Männer, die teils durch ihren ungeistlichen Lebenswandel, teils durch ihre mangelhafte Bildung Ärgernis erregten und dem eifrigen Reformator nicht wenig Verdruß bereiteten. Ein ungebildeter Priester gab auch den Anlaß zu dem obenerwähnten Zusammenstoß zwischen Bonifatius und Virgil. Der lateinischen Sprache unkundig, hatte er sich bei der Spendung der Taufe folgender Formel bedient: Baptizo te in nomine patria et filia et spiritus sancti[1]. Bonifatius, der Kenntnis davon erhalten hatte, erklärte solche Taufen einfach für ungültig und beauftragte, wie es scheint, Virgil und Sidonius, die Taufen jenes Priesters zu wiederholen. Diese hielten die Taufen jedoch für gültig und riefen die Entscheidung des Papstes an. Zacharias trat der Ansicht der beiden Iren bei. „Wenn der Taufende", schrieb er an Bonifatius[2], „weder an Irrtum noch Ketzerei dachte, sondern nur radebrechend infolge seiner Unkenntnis der römischen Sprache solche Worte gebrauchte, dann können Wir Dir nicht beistimmen, daß deshalb die Taufe wiederholt werden müßte; denn es ist Dir ja wohl bekannt, daß selbst der von Ketzern im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes Getaufte nicht abermals getauft, sondern lediglich durch Handauflegung entsühnt werden soll. Wenn daher der an Uns gelangte Bericht zutreffend ist, dann soll Derartiges von Dir fürderhin nicht mehr verfügt werden, Deine Heiligkeit möge vielmehr bestrebt sein, daran festzuhalten, was die heiligen Väter lehren und verkünden."

[1] In wörtlicher Übersetzung: Ich taufe dich im Namen das Vaterland (statt patris, des Vaters) und die Tochter (statt filii, des Sohnes) und des Heiligen Geistes.

[2] Ep. 68, 141.

Durch Bischof Burchard von Würzburg sandte Bonifatius darauf sein Bekenntnis zur Tauflehre an den Papst und suchte durch Hinweis auf die Satzungen der angelsächsischen Synoden seinen Standpunkt zu rechtfertigen. Er betonte ganz besonders die Notwendigkeit, bei der Taufhandlung die Dreieinigkeit nach der vom Herrn eingesetzten Vorschrift, also mit genauer Namensnennung der drei göttlichen Personen, anzurufen[1]. Zacharias blieb jedoch bei seiner Entscheidung, und Bonifatius fügte sich. Die Spannung zwischen ihm und Virgil hörte aber damit nicht auf, ja sie wurde durch Virgils eigenmächtiges Vorgehen in einer wichtigen kirchlichen Angelegenheit noch verschärft.

Um diese Zeit starb Johannes von Salzburg, einer von den vier Bischöfen, die Bonifatius in Bayern eingesetzt hatte. Ohne Wissen und Zustimmung des Bonifatius bestellte Odilo seinen Freund Virgil zu dessen Nachfolger und ernannte ihn gleichzeitig zum Abte des Petersklosters. Virgil übernahm die Verwaltung des Bistums, ohne sich jedoch um die Bischofsweihe zu bemühen. Die eigentlichen bischöflichen Amtshandlungen ließ er durch seinen Landsmann Tuti verrichten[2]. Als Bonifatius, der eine solch offenbare Verletzung der kirchlichen Vorschriften nicht dulden konnte, seine Stellung anfocht, behauptete er, daß er sein Amt mit päpstlicher Genehmigung bekleide. Zacharias bestritt das in scharfen Worten: er wisse nicht einmal, ob jener Virgilius als Priester zu bezeichnen sei, um so weniger könne er ihn zum Bischof ernannt haben. Wir dürfen wohl annehmen, daß Virgil in gutem Glauben handelte. Wahrscheinlich hatte ihn Odilo unter dem Eindruck gelassen, die

[1] Ep. 80, 173 f. [2] In Irland kam das häufig vor.

Bischofsfrage sei von ihm im Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhl geregelt worden.

Bonifatius hatte noch andere Klagen gegen Virgil vorzubringen. Er beschuldigte ihn, daß er den Bayernherzog gegen ihn aufzureizen suche; ferner, daß er ein Irrlehrer sei. Über Virgils wirkliche oder vermeintliche Irrlehre haben wir leider nur aus dritter Hand Kenntnis: wir besitzen nämlich nur die Antwort des Papstes auf die Klage des Bonifatius. Danach lehrte er, „daß es unter der Erde noch eine andere Welt und andere Menschen und ebenso Sonne und Mond gebe“[1]. Aus diesen Worten läßt sich nicht mit Sicherheit entnehmen, was Virgil eigentlich lehrte oder worin sein Irrtum bestand. Ein kurzer Rückblick auf die damals herrschenden Ansichten über das Weltgebäude wird uns vielleicht dem Verständnis der vielumstrittenen Frage näher bringen.

Seit Pythagoras und Parmenides war die Lehre von der Kugelgestalt der Erde Gemeingut der gebildeten Griechen; von diesen übernahmen sie die Römer. In der Frage nach dem Vorhandensein von Antipoden oder Gegenfüßlern gingen die Meinungen auseinander[2]. Die dafür eintraten, behaupteten, sie seien ein von uns gänzlich unabhängiges, ein zweites Menschengeschlecht, durch eine undurchdringliche Feuer- und Wassermasse von uns getrennt[3]. Zu diesen Ansichten mußten auch die christlichen Gelehrten Stellung nehmen. Im allgemeinen ließen sie die Frage nach der Kugelgestalt der Erde offen; das Dasein von Antipoden lehnten sie entschieden ab als im Widerspruch mit der

[1] Ep. 80, 178 f. Der Brief des Papstes ist datiert vom 1. Mai 748.

[2] Plinius, Hist. nat. 2, 64 f.

[3] Cicero, De Republica 6, 13. Strabo 1, 5, 3.

Lehre der Heiligen Schrift von der Einheit des Menschengeschlechts, der Allgemeinheit der Erbsünde und der Erlösung der gesamten Menschheit durch Christus[1].

Im 8. Jahrhundert hielt die Masse der Ungebildeten und wohl auch die große Mehrzahl der Gebildeten die Erde für eine Scheibe, doch war die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und den angeblichen Antipoden nicht ganz ausgestorben. Als Gelehrter war Virgil gewiß mit den Schriften Bedas und Isidors von Sevilla bekannt. Beide sprechen von der Kugelgestalt der Erde; Beda bringt sogar den wissenschaftlichen Beweis dafür[2]. Isidor schreibt von einem unbekannten Erdteil jenseits des Meeres und von Menschen, die, „wie die Alten fabelten", ihn bewohnten[3]. Im Gespräch mit seinen Freunden, in Schulvorträgen, ja gelegentlich auch in der Predigt mag Virgil diese Ansichten erörtert und sich dabei vielleicht etwas unvorsichtig ausgedrückt haben. Hätte er nur von einer andern Welt unter der unsrigen gesprochen, d. h. die Kugelgestalt der Erde verteidigt, seine Lehre hätte wohl Staunen und Widerspruch erregt, aber weder Bonifatius noch irgendeinem andern Bischof wäre es eingefallen, ihn als Ketzer zu brandmarken; diese Frage hat mit dem Glauben an sich nichts zu tun. Sprach er aber von „andern" Menschen unter der Erde, von Gegenfüßlern im damaligen Sinne, so war Bonifatius durchaus berechtigt, ihn in Rom zu verklagen; dann lehrte er nämlich gegen die Heilige Schrift, daß es Menschen auf dieser Welt gebe, die in keinem blutsverwandtschaftlichen Zusammenhang mit uns stehen, und

[1] Augustinus, De Civitate Dei 16, 9.

[2] De natura rerum 46. De temporum ratione 32.

[3] Etymologiae l. 14, 1, 1 und 2, 1.

eben darum der Erbsünde nicht verfallen sind noch auch der Früchte der Erlösung teilhaftig werden[1].

Zacharias verurteilte Virgil nicht ohne weiteres; er schlug ein ähnliches Verfahren ein wie bei Aldebert und Klemens. Eine neue Untersuchung solle vor einer Synode stattfinden; bestätige es sich, daß der Angeklagte tatsächlich die ihm vorgeworfene „verkehrte und sündhafte Lehre" vertrete, dann solle er mit dem Banne belegt und der Priesterwürde entkleidet werden. Virgil und Sidonius — dieser hatte offenbar für seinen Freund Partei ergriffen — erhielten Mahnbriefe und die Aufforderung, sich in Rom zu verantworten. Auch an Herzog Odilo schrieb der Papst und bat ihn, den Virgilius nach Rom zu schicken. Wie sehr ihm aber daran lag, den Fall gütlich beigelegt zu sehen, geht aus seinen Worten an Bonifatius hervor: „Laß deinen Sinn nicht zum Zorn hinreißen, Bruder, sondern mahne, beschwöre, überführe und tadle solche Leute, wo Du sie findest, in Geduld, damit sie sich vom Irrtum wieder dem Weg der Wahrheit zuwenden. Wenn sie sich bekehren, hast Du ihre Seelen gerettet; verharren sie aber in ihrer Verstocktheit, dann wirst Du den Lohn Deiner Bemühungen nicht verlieren."[2]

Ob Virgil in Rom war, um sich zu rechtfertigen, wissen wir nicht; von einer bayerischen Synode, die sich mit seiner Angelegenheit beschäftigt hätte, ist auch keine Spur vorhanden. Odilo starb bereits am 18. Januar 748 und konnte somit weder für noch gegen seinen Freund einschreiten. Sicher ist, daß es Virgil gelungen sein muß, sich von der An-

[1] Vgl. Palmieri, De Romano Pontifice 643 (Pohle, Die Sternenwelten und ihre Bewohner 457).

[2] Ep. 80, 179. Ob Bonifatius nicht diesen Weg einschlug und so den Fall aus der Welt schaffte? Alles scheint dafür zu sprechen.

schuldigung der Ketzerei vollständig zu reinigen. Was wir über seinen ferneren Lebenslauf wissen, schließt die Möglichkeit aus, daß er seines Amtes entsetzt oder zu irgendeiner andern Strafe verurteilt wurde. Sein Freund und Mitangeklagter Sidonius wurde noch zu Lebzeiten des Bonifatius Bischof von Passau; er selbst ließ sich, von Klerus und Volk dazu aufgefordert, am 15. Juni 767 die Bischofsweihe erteilen. Die Quellen schildern ihn als einen weisen und tatkräftigen Oberhirten, der allzeit bereit war, für die Rechte der Kirche einzutreten[1]. Bald nach seiner Weihe begann er den Bau einer neuen, herrlichen Domkirche in Salzburg; sie ward 774 vollendet und dem hl. Rupert, dem Apostel der Bayern, geweiht. Auch viele andere Kirchen verdanken ihm, wie seine Grabschrift hervorhebt, ihre Entstehung. Durch seine ausdauernden Bemühungen wurde das Christentum unter den Alpenslaven in Steiermark und Kärnten verbreitet. Er plante sogar die Bekehrung der wilden Avaren, mußte aber wegen unüberwindlicher Schwierigkeiten von seinem Vorhaben abstehen[2].

Nach seinem Streit mit Bonifatius scheint Virgil sich nicht weiter mit erdkundlichen und astronomischen Studien beschäftigt zu haben; dafür war er um so eifriger in einer andern Richtung tätig. Die Erhaltung der geschichtlichen Überlieferungen der bayerischen Kirche lag ihm besonders am Herzen. Er sammelte den Stoff zu einem Leben des hl. Rupert[3] und veranlaßte seinen Freund Arbeo, Bischof

---

[1] De liti Virgilii (Salzburger Urkundenbuch I 27—36).

[2] Libellus de Conversione Bogoariorum et Carantanorum (M. G. SS. XI 1—17).

[3] In dem angeführten Libellus enthalten.

von Freising, das Leben des hl. Korbinian zu schreiben[1]. Im Jahre seines Todes legte er das großartige „Verbrüderungsbuch von St. Peter" in Salzburg an, das uns noch in der Urschrift erhalten ist[2]. Es enthält die Namen aller Männer und Frauen, Geistlichen und Laien, die mit dem Peterskloster in Gebetsgemeinschaft standen. Wir sehen daraus, daß Salzburg unter Virgil mit fünf Bischofssitzen, sechzehn bayerischen und drei auswärtigen Klöstern (St-Denis, Ellwangen und Jona an der Westküste Schottlands) verbrüdert war. Unter den lebenden Herrschern befindet sich der Name des Piktenkönigs Cinadhon.

Virgil starb am 27. November 784. Alkuin feierte seine Taten und Tugenden in einem schwungvollen Gedichte[3]. Am 5. April 1167 brannte die Kirche des hl. Rupert nieder. Konrad von Wittelsbach baute sie 1181 wieder auf. Bei den Aufräumungsarbeiten stieß man auf das Grab Virgils; man fand auch ein Bild des Heiligen mit der Inschrift: Virgilius templum construxit scemate pulchro. Zahlreiche Wunder, die man seiner Fürbitte zuschrieb, führten zu seiner Heiligsprechung durch Papst Gregor IX. im Jahre 1233.

Das ist alles, was die Geschichte über Virgil, den Gelehrten, den Bischof, Apostel und Heiligen zu erzählen weiß. Nur völlige Unkenntnis der Tatsachen oder das Bestreben,

---

[1] Siehe Einleitung zu Arbeos Vita Corbiniani.

[2] M. G. Necrol. II 1—56.

[3] M. G. Poet. Carol. 639. Auch in seiner Heimat ward Virgil nicht vergessen. Die irischen Annalen der vier Meister berichten zum Jahre 784: „Vergil der Geometer, Abt von Aghaboe, starb in Deutschland im 30. Jahre seiner Bischofswürde" (Zimmer im Neuen Archiv XVII [1892] 211).

um jeden Preis Kirche und Papsttum zu verunglimpfen, konnte einen Märtyrer der Wissenschaft, ein Opfer römischer Unduldsamkeit und Bildungsfeindlichkeit aus ihm machen.

Drittes Kapitel.

Bonifatius und die angelsächsische Kirche.

1. Mahnschreiben an König Äthelbald von Mercia.

Als Bonifatius Bischof von Mainz wurde, hatte er sein Vaterland fast dreißig Jahre nicht mehr gesehen. Während dieser langen Zeit war manches dort anders geworden. Bei seiner Abfahrt von London im Jahre 718 regierte in Wessex noch der ebenso fromme wie weise und tatkräftige Ini. Reges wissenschaftliches Leben und Streben, das Erbe Theodors und Aldhelms, herrschte an den Bischofssitzen und in den Klöstern. Nun war die politische Führung auf Mercia übergegangen, und der geistige Mittelpunkt hatte sich allmählich durch Bedas geräuschlose aber nachhaltige Tätigkeit nach dem Norden verschoben. Der Briefwechsel unseres Heiligen aus seinen letzten Lebensjahren spiegelt diese Veränderungen in seiner Heimat wider. Wir ersehen aber auch daraus, wie das angelsächsische Volk von seinem ersten religiösen Eifer abgefallen war. Es hatten bereits jene Laster Boden gewonnen, die der große Alkuin später als den Fluch und das Verderben seines Vaterlandes bezeichnete: Unmäßigkeit und Unzucht. Könige und Adelige gingen mit schlechtem Beispiel voran. Am wüstesten trieb es Äthelbald von Mercia.

Wir haben Äthelbald schon als Schüler und Freund Aldhelms kennen gelernt[1]. Er war ein außergewöhnlich begabter Jüngling, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Das scharfe Auge seines Lehrers hatte aber auch gewisse Charakterfehler und Neigungen entdeckt, die, wenn nicht rechtzeitig unterdrückt, das Schlimmste befürchten ließen. Wiederholt warnte er ihn vor ehrgeizigem Streben nach Geld und Gut, vor Trinkgelagen und Schmausereien. Nach dem Tode seines Lehrers machte der junge Königssohn eine andere Schule durch: die Schule des Elends und der Not. Bei seinem Vetter, dem König Ceolred von Mercia, in Ungnade gefallen, mußte er in die Verbannung gehen. Jahrelang irrte er von Land zu Land umher, bis er endlich Schutz und Trost bei dem frommen Einsiedler Guthlac in den Sümpfen von Ostanglien fand. Hier hielt er sich verborgen, bis Ceolreds plötzlicher Tod im Jahre 716 ihm den Weg zum Throne öffnete.

Mit den besten Gesinnungen und Vorsätzen trat er die Regierung an. Er zeigte sich wohltätig gegen die Armen, freigebig gegen Kirchen und Klöster. Seinem Volke sicherte er den Frieden im Innern, handhabte Recht und Gerechtigkeit mit eiserner Strenge und hielt den raub- und raufluftigen Adel im Zaum. Durch glückliche Kriege erfocht er für Mercia die Oberherrschaft über ganz England südlich des Humberflusses. Leider vergaß er in seinen späteren Jahren die weisen Lehren eines Aldhelm und Guthlac und erstickte im Taumel der Leidenschaft sein besseres Ich. Aus dem besonnenen, nur auf das Wohl seines Volkes bedachten Herrscher war ein Wüstling geworden. Um seinen niedrigen

[1] Vgl. über ihn Hahn, Bonifaz und Lul 173 ff.

Gelüsten ungebunden frönen zu können, ging er keine rechtmäßige Ehe ein. Durch seine Ausschweifungen wurden die edelsten Familien des Landes geschändet und das Heiligtum des Klosters entweiht. Ein ernstes Wort der Warnung und des Tadels zur rechten Zeit hätte ihn vielleicht zur Besinnung gebracht, aber es gab anscheinend niemand in seinem Reiche, der dieses Wort zu sprechen wagte.

Gerüchte von dem sittenlosen Treiben des Mercierkönigs waren schon lange auf dem Festland verbreitet. Auch zu Bonifatius waren sie gedrungen und hatten ihn aufs schmerzlichste berührt. Er hatte Äthelbald in seiner Jugendzeit gekannt und stets den lebhaftesten Anteil an seinen Schicksalen genommen; und nun war sein guter Name befleckt, zum Gespötte der Franken und Römer geworden. Als Angelsachse, dem jeder Vorwurf gegen sein Vaterland ein Stich ins eigene Herz war, und als päpstlicher Legat, der den Auftrag erhalten hatte, über Glauben und Sitten der christlichen Völker zu wachen[1], fühlte er sich berechtigt, ja verpflichtet, ihn zu Einkehr und Umkehr zu mahnen. Die Art und Weise, wie er dies tat, zeigt, daß er nicht nur ein feiner Menschenkenner war, sondern auch ein außerordentliches Geschick besaß, die Menschen richtig zu behandeln.

Zunächst sandte er durch den Mönch Ceola ein vorbereitendes Schreiben an den Herrscher[2]. Er dankt ihm für frühere Gunsterweisungen, empfiehlt Ceola seinem wohlwollenden Schutz und bittet ihn, als Zeichen treuer Liebe und freundschaftlicher Ergebenheit, eine kleine Gabe entgegenzunehmen: einen Habicht, zwei Falken, zwei Schilde und zwei Lanzen, Dinge, woran ein königlicher Jäger und

[1] Ep. 75, 157. [2] Ep. 69, 142.

Kriegsmann seine Freude haben mußte. Er schließt aber mit den bedeutungsvollen Worten: „Wir bitten auch, daß Du, wenn Dir durch einen andern Boten ein Schreiben überbracht wird, geruhst, es sorgsam zu lesen und seinen Inhalt zu erwägen."

Um dem Hauptschreiben mehr Nachdruck zu verleihen, ließ er es von den sieben in Deutschland tätigen Bischöfen angelsächsischer Herkunft begutachten und mitunterzeichnen[1]. Dann bat er den angesehenen Erzbischof Egbert von York, das Schreiben vor der Überreichung sorgfältig durchzulesen und, wo es ihm nötig scheine, Verbesserungen anzubringen[2]. Endlich bat er den ehrwürdigen Priestergreis Herefrid von Lindisfarne, dem König das Schreiben vorzutragen und zu erläutern. „Wir haben vernommen", schrieb er an ihn, „daß Du aus Gottesfurcht die Menschenfurcht nicht kennst, und daß der König ab und zu ein klein wenig auf Deine Mahnungen zu hören geruht. Deiner Liebden sei kund, daß wir diese unsere Mahnworte an jenen König aus keinem andern Grund richteten, als aus reiner Liebe und Freundschaft, und weil wir aus dem gleichen angelsächsischen Volk geboren und unter ihm aufgewachsen sind, mögen wir auch infolge des apostolischen Gebots hier in der Fremde weilen. Über Vorzüge und Ruhm unseres Volkes empfinden wir Lust und Freude, seine Fehler aber und der Tadel, den sie finden, erfüllen uns mit Kummer und Betrübnis."[3]

Das angekündigte Mahnschreiben selbst ist ein Muster von Klugheit und edlem Freimut. Kräftiger und doch rück-

[1] Wera, vielleicht Bischof von Utrecht, Burchard von Würzburg, Abel von Reims, Willibald von Eichstätt, Witta von Buraburg und die Chorbischöfe Werbert und Liaswin.

[2] Ep. 75, 156 ff. [3] Ep. 74, 155 f.

sichtsvoller ist wohl noch nie einem hohen Sünder ins Gewissen geredet worden. Wegen seiner Bedeutung auch für die Kultur- und Sittengeschichte lassen wir den Brief hier im Auszug folgen[1]:

„So oft wir durch wahrheitstreue Boten von Eurem Wohlbefinden, Eurem Glauben und Euren guten Werken hörten, freuten wir uns, beteten für Euch und sagten Gott frohen Dank. Wenn aber üble Kunde von Euer Liebden durch Hörensagen zu uns dringt — sei es über die Lage Eures Reiches oder den Ausgang eines Krieges oder, was viel schlimmer ist, über gefahrvollen Schaden, den Ihr an Eurer Seele genommen habt —, dann quält uns darüber Kummer und Traurigkeit, weil wir an Eurer Freude uns mitfreuen und über Euer Ungemach mittrauern.

Wir hörten, daß Du viel Almosen spendest; hierzu beglückwünschen wir Dich, weil, wer dem Geringsten der Brüder Almosen gibt, nach der evangelischen Wahrheit am Tage des Gerichts einen gnädigen Spruch vom Herrn vernimmt. Wir erfuhren auch, daß Du Diebstahl und Unrecht, Meineid und Raub kräftig hinderst, als ein Schützer der Witwen und Armen giltst und steten Frieden in Deinem Reiche hältst. Auch darum haben wir Gott gelobt und uns gefreut, weil die Wahrheit selbst und unser Friede, der Christus ist, gesagt hat: ‚Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.‘

Daneben drang aber recht übles Gerede über die Lebensführung Eurer Huld an unser Ohr, so daß wir ob solcher Kunde uns recht bekümmerten und wünschten, sie möchte nicht wahr sein. Denn aus vieler Leute Mund wurde uns be-

[1] Ep. 73, 146.

kannt, daß Du noch nie ein rechtmäßiges Weib zur Ehe genommen hast, wie es doch von dem Herrn von Anbeginn der Welt angeordnet und durch Paulus, den Apostel Gottes, geboten ist. Wenn Du um der Keuschheit willen und aus Liebe zu Gott den Entschluß gefaßt hättest, Dich der Verbindung mit dem Weibe zu enthalten, und wenn Du dies wahrhaftig durch die Tat bewährtest, dann freuten wir uns, weil das nicht tadelnswert, sondern vielmehr löblich ist. Wenn Du aber — was fern sei, wenngleich es viele behaupten — weder ein rechtmäßiges Weib genommen noch um Gottes willen Keuschheit und Enthaltsamkeit bewahrt, sondern unter dem Bann der Leidenschaft, im Frevel der Wollust und des Ehebruchs den Ruf Deines Ruhmes vor Gott und den Menschen aufs Spiel gesetzt hast, dann trauern wir darüber sehr, weil es angesichts Gottes eine Todsünde und vor den Menschen eine Verdunkelung Eures guten Rufes bedeutet. Und die uns solches erzählen, fügen, was noch schlimmer ist, hinzu, daß diese schmachvolle Sünde mit Nonnen und Gott geweihten Jungfrauen in Klöstern begangen wurde. Und dies ist nun zweifellos doppelte Sünde. Denn wie beispielsweise der Diener, der sich an der Frau seines Herrn durch Ehebruch vergeht, schwerer Ahndung von seiten seines Herrn sich schuldig macht, um wieviel mehr jener, der die Braut Christi, des Schöpfers Himmels und der Erde, in seiner unflätigen Lust schändet? Bei den Griechen und Römern wird jeder vor der Weihe eigens nach dieser Sünde befragt und, wenn er schuldig befunden wird, mit einer verschleierten und Gott geweihten Nonne gesündigt zu haben, von jeglichem Grade des Priestertums Gottes ausgeschlossen. Daher mußt Du, teuerster Sohn, reiflich erwägen, wie schwer diese Sünde vor den Augen des ewigen

Richters erachtet werden mag, wenn er den, der sie begeht, den Götzendienern gleichstellt und ihn vom göttlichen Dienst des Altars ausschließt, selbst wenn er mittlerweile Buße getan und sich mit Gott versöhnt hat. Es würde zu weit führen, wollten wir all die Seelenärzte aufzählen, die das Gift dieser Sünde als verabscheuungswürdig schalten und aufs heftigste bekämpften; denn die Unzucht ist schlimmer und verderblicher als schier alle Sünden und kann mit Recht ein Strang des Todes, ein Schlund der Hölle und ein Abgrund des Verderbens genannt werden.

Daher bitten und beschwören wir Dich, teuerster Sohn, bei Christus, dem Sohn Gottes, bei seiner Ankunft und bei seinem Reich, Du mögest, wenn es wahr ist, daß Du Dich diesem Laster ergibst, Dein Leben reuevoll ändern und in Reinheit bessern. Bleib ferner eingedenk, wie unwürdig es ist, daß Du das Ebenbild Gottes, das in Dir erschaffen ist, durch Wollust zum Ebenbild und Gleichnis des üblen Teufels verkehrst, und daß Du, den nicht eigenes Verdienst, sondern die reiche Gnade Gottes zum König und Fürsten vieler bestellt hat, Dich selbst durch Wollust zum Knecht des bösen Geistes machst; denn nach dem Ausspruch des Apostels wird der Mensch zum Knecht der Sünde, die er begeht.

Aber nicht nur von den Christen, sondern selbst von den Heiden wird diese Sünde als Schimpf und Schmach angerechnet. Denn selbst die Heiden, die doch den wahren Gott nicht kennen, halten in dieser Sache auf Grund des Naturrechts fest, was das Gesetz sagt und Gott von Anfang an geboten hat. Sie wahren den eigenen Frauen den Ehebund und bestrafen Hurer und Ehebrecher. Wenn nämlich in Altsachsen eine Jungfrau das väterliche Haus durch Un-

zucht befleckt oder eine verheiratete Frau das Ehegelöbnis verletzt und Ehebruch begangen hat, so zwingt man sie zuweilen, sich mit eigener Hand an einem Strick aufzuhängen. Über der Asche der angezündeten und verkohlten Leiche knüpfen sie dann den Verführer auf. Oft auch rottet sich eine Weiberschar zusammen, um sie zur Auspeitschung durch die Gaue zu treiben, wobei sie sie mit Ruten streichen, ihr bis zum Gürtel die Kleider vom Leibe reißen, sie mit ihren Messern treffen und stechen und die Zerfleischte und über und über mit Wunden Bedeckte von Dorf zu Dorf hetzen. Überall strömen, von Eifer für die Ehrbarkeit getrieben, neue Geißlerinnen herbei, bis man sie tot oder kaum noch lebend liegen läßt, um andern Schreck vor Ehebruch und Unzucht einzujagen[1]. Und selbst die Wenden[2], das abscheulichste und verkommenste aller Erdenvölker, wahren die wechselseitige Gattenliebe mit so großem Eifer, daß das Weib, dessen Mann gestorben ist, weiter zu leben sich weigert. Und rühmlich gilt unter ihnen das Weib, das sich mit eigener Hand den Tod gibt und auf demselben Scheiterhaufen zugleich mit ihrem Manne verbrennt.

Wenn also die Heiden, die Gott nicht kennen, im Naturtrieb so handeln, wie das Gesetz es vorschreibt, und dadurch bekunden, daß das Wort des Gesetzes in ihr Herz geschrieben ist, um wieviel mehr ist es für Dich, teuerster Sohn, der Du den Namen eines Christen und Verehrers des wahren Gottes führst, an der Zeit, des Herrn eingedenk zu sein, Dich den Schlingen des Teufels zu entwinden und Deine vom Schmutz der Wollust besudelte Seele reinzuwaschen; an der Zeit, aus Furcht vor Deinem Schöpfer nicht mehr

[1] Vgl. Tacitus, Germania c. 19.

[2] Die Elbslaven.

zu wagen, eine solche Sünde wieder zu begehen; an der Zeit, der Menge des zugrunde gehenden Volkes zu schonen, das das Beispiel seines sündigen Fürsten nachahmte und dem Abgrund des Todes verfiel; denn so viele wir durch gutes Beispiel zum Leben des himmlischen Vaterlandes mit uns führen oder so viele unserem bösen Beispiel ins Verderben folgen, für ebenso viele werden wir zweifellos vom ewigen Richter Strafe oder Lohn empfangen.

Wenn das Volk der Angeln, wie in diesen Ländern das Gerücht geht und wie es uns im Frankenreich und in Italien vorgeworfen und selbst von den Heiden als Schimpf entgegengehalten wird, die ehelichen Bande verachtet und in Wollust und Ehebruch gleich den Sodomiten ein wüstes Leben führt, dann kann nur ein entartetes, ehrloses, von Sinnlichkeit besessenes Geschlecht entstehen, das ganze Volk muß verkommen, wird im Kriege nicht tapfer, im Glauben nicht treu, bei den Menschen nicht geachtet, von Gott nicht geliebt sein. So ist es andern Stämmen und Völkern in Spanien, der Provence und in Burgund ergangen: sie wandten sich von Gott ab und lebten in Unzucht, bis der allmächtige Richter die Sarazenen über sie kommen ließ.

Mit diesem Laster ist aber auch noch ein anderes großes Verbrechen verbunden: der Mord. Jene Dirnen töten nämlich oftmals ihre Kinder und bereichern somit nicht die Kirche Gottes mit neuen Söhnen, sondern füllen die Grabhügel mit Leichen und die Hölle[1] mit armen Seelen.

Außerdem wurde uns gemeldet, daß Du viele Vorrechte von Kirchen und Klöstern verletzt und ihnen so manche Einkünfte entzogen hast. Auch dies ist, wenn es sich so ver-

[1] D. h. die Vorhölle, wo sich die ungetauften Kinder befinden.

hält, eine große Sünde, denn wenn Gott unser Vater, so ist die Kirche unsere Mutter, die uns in der Taufe wiedergeboren hat. Wer das Gut seines Nächsten raubt, sagt ein Weiser, der begeht ein Unrecht; wer aber Kirchengut entfremdet, verübt einen Gottesraub.

Es heißt auch, daß Deine Beamten und Grafen gegen Mönche und Priester größere Gewalttat üben und ihnen schwerere Leistungen auferlegen, als es früher andere christliche Könige getan haben. Nachdem der apostolische Bischof, der hl. Gregor, durch Prediger des katholischen Glaubens das Volk der Angeln zum wahren Gott bekehrt hatte, blieben die Vorrechte der Kirchen im Reiche der Angeln ungeschmälert und unverletzt bis zu den Zeiten des Königs Ceolred von Mercia und Osreds, des Königs der Deirer und Bernicier. Diese Könige zeigten auf Anstiften des Teufels zuerst durch ihr verruchtes Beispiel, wie man die beiden schweren Sünden, nämlich Unzucht und Ehebruch mit Nonnen und Gewalttätigkeit gegen Klöster, im Lande der Angeln öffentlich üben könne. Und weil sie in diesen Sünden verharrten, wurden sie durch das gerechte Gericht Gottes mit plötzlichem und schrecklichem Tode bestraft. Ceolred, Dein Vorgänger, wurde nach dem Bericht von Augenzeugen, da er mit seinen Kumpanen üppig zechte, plötzlich vom Wahnsinn erfaßt und fuhr ohne Reue und Beicht aus diesem Leben, wie nicht zu zweifeln ist, zu den Qualen der Hölle. Auch den Osred trieb sein ausschweifender Geist zur Unzucht und zur Schändung der geweihten Jungfrauen in den Nonnenklöstern, bis er sein ruhmvolles Reich, sein junges Leben und seine wollüstige Seele in einem unrühmlichen und verächtlichen Tode verlor.

Hüte Dich also, teuerster Sohn, vor der Grube, in die Du andere vor Deinen Augen stürzen sahst. Hüte Dich vor den Geschossen des Erbfeindes, durch die getroffen Du Deine eigenen Verwandten vor Deinem Angesicht fallen sahst. Folge nicht solchen ins Verderben führenden Vorbildern! Verachte den Rat Deiner Väter nicht, die aus Liebe zu Gott wagten, diesen Mahnruf an Deine Hoheit zu richten. Denn nichts ist für einen guten König heilsamer, als wenn er, falls er Dinge begangen hat, die gerügt werden, sich willig bessert, wie es bei Salomon heißt: ‚Wer die Zucht liebt, liebt die Wahrheit.' Indem wir Dir darum, teuerster Sohn, gerechten Rat geben, bitten und beschwören wir Dich bei dem lebendigen Gott und seinem Sohn Jesus Christus und dem Heiligen Geist, bedacht zu sein, wie vergänglich das zeitliche Leben ist, wie kurz und flüchtig die Ergötzung des unzüchtigen Fleisches, und wie schimpflich es ist, daß der Mensch von einem so kurzen Leben auf immerdar übles Beispiel der Nachwelt hinterläßt. Geh also daran, Dein Leben umzugestalten und die früheren Verfehlungen zu bessern, damit Du hier vor den Menschen Lob erntest und im zukünftigen Leben Dich ewigen Ruhmes erfreuest!"

Der Mahnruf unseres Heiligen verhallte nicht wirkungslos. Im Jahre 747 wurde unter Äthelbalds Vorsitz eine Synode zur Heilung der kirchlichen Schäden abgehalten. Auch eine Urkunde aus dem Jahre 749 ist noch vorhanden, worin der König „zur Sühne für seine Sünden" eine Schenkung an eine Kirche macht. Aber das Unheil, das ihm Bonifatius prophezeit hatte, blieb nicht aus. Bei Burford wurde er 754 von den Westsachsen geschlagen; drei Jahre darauf erlag er dem Mordstahl.

2. Bonifatius und Cudberth von Canterbury.

Zucht und Ordnung waren nicht bloß im Reiche Athelbalds in Verfall geraten; im Süden und Südosten des Landes scheinen die Zustände nicht viel besser gewesen zu sein. Bonifatius hielt sich für verpflichtet, auch hier einzugreifen. Gelegenheit dazu bot ihm ein mit reichen Geschenken begleitetes Schreiben des Erzbischofs Cudberth von Canterbury. Bonifatius dankt ihm herzlich dafür und sendet ihm als Gegengabe die Beschlüsse der großen fränkischen Synode von 747. Im Anschluß daran berichtet er über seine bisherigen Bemühungen für die Reform der Kirche im Frankenreich. Er kann nicht leugnen, daß er bedeutende Erfolge erzielt hat, mit dem Gesamtergebnis ist er aber keineswegs zufrieden. „Der Verlauf meines Bemühens", schreibt er, „läßt sich am besten mit dem Gebaren eines Hundes vergleichen, der bellt und sieht, wie Diebe und Räuber das Haus seines Herrn erbrechen, durchwühlen und ausplündern, der aber, weil ihm Helfer zur Verteidigung fehlen, nur traurig knurrt und winselt." In beredten Worten schildert er die hohen Pflichten und die schwere Verantwortung der Erzbischöfe, die nicht bloß für eine Gemeinde oder einen Sprengel, sondern für eine ganze Kirchenprovinz zu sorgen haben. Sie müssen nicht nur selbst untadelig leben, sie sind auch verpflichtet, die Bischöfe und die Geistlichen zu überwachen und zu ermahnen, damit sie nicht samt allen, die durch ihre Nachlässigkeit und ihr verbrecherisches Schweigen den Untergang finden, mit zugrunde gehen. Als Vorbild sollen ihnen die Väter der Vorzeit dienen: Klemens und Kornelius in Rom, Cyprian in Karthago, Athanasius in Alexandrien, die unter heidnischen

Kaisern das Schiff Christi, die Kirche, durch Lehre und Beispiel, durch Kampf und Mühe bis zum Blutvergießen gelenkt haben.

Doch so drückend auch die Last ist, die sie zu tragen haben, sie dürfen nicht verzweifeln, denn ein allmächtiger Helfer steht ihnen zur Seite; darin liegt ihre Zuversicht und der Grund ihrer Hoffnung. Herrlich führt Bonifatius diesen Gedanken aus:

„Nehmen wir unsere Zuflucht, teuerster Bruder, zu dem, der durch Salomon sagt: ‚Hab' Vertrauen auf den Herrn aus deinem ganzen Herzen und baue nicht auf deine Klugheit; denke an ihn auf allen deinen Wegen, und er wird deine Schritte lenken'; und an anderer Stelle: ‚Der Name des Herrn ist ein gar fester Turm; zu ihm flieht der Gerechte und wird gerettet.' Stehen wir fest in der Gerechtigkeit und rüsten wir unsere Seelen gegen die Versuchung, damit wir die Unterstützung Gottes abwarten und ihm sagen können: ‚Herr, unsere Zuflucht bist du geworden von Geschlecht zu Geschlecht.' Vertrauen wir auf ihn, der uns die Last aufgebürdet hat, und was wir aus eigenen Kräften nicht tragen können, das tragen wir durch ihn, der allmächtig ist und der spricht: ‚Mein Joch ist süß und meine Bürde leicht.' Stehen wir fest im Kampfe am Tage des Herrn, weil die Tage der Trübsal und Bedrängnis über uns gekommen sind. Sterben wir, wenn es Gott gefällt, für die heiligen Gesetze unserer Väter, damit wir mit ihnen das ewige Erbe zu erlangen verdienen. Laßt uns nicht stumme Hunde sein, nicht schweigende Späher, nicht Mietlinge, die den Wolf fliehen, sondern besorgte Hirten, wachsam über die Herde Christi, die Hohen wie Niedrigen, Reichen wie Armen, jedem Stand und Alter, ob gelegen, ob un-

gelegen, jeglichen Ratschluß Gottes verkünden, soweit uns Gott hierzu die Kraft gibt, so wie es der hl. Gregor in seinem Buch über das Hirtenamt niedergeschrieben hat."

Diese Erwägungen führen ihn zum eigentlichen Zweck seines Schreibens: seinen Freund auf gewisse Schäden und Fehler aufmerksam zu machen, die sich in die angelsächsische Kirche eingeschlichen hatten. Er wünscht, daß der Erzbischof auf einer Synode gemeinsam mit den Fürsten den Nonnen und überhaupt allen Frauen das häufige Pilgern nach Rom untersage, weil die meisten unterwegs zu Fall kämen und es nur wenige langobardische und gallische Städte gäbe, wo sich nicht eine gefallene Frau angelsächsischer Abstammung aufhalte.

Auch den Laien, seien es nun Könige, Grafen oder hohe Beamten, die sich mit Gewalt in den Besitz von Klöstern setzen, statt der Äbte darin regieren und die Klostergüter an sich reißen, soll er furchtlos entgegentreten. „Wenn solche Leute", sagt er, „die Zurechtweisung durch die Kirche nicht annehmen, dann sind sie Heiden und öffentliche Sünder, und die Kirche Gottes erkennt die Gemeinschaft mit ihnen weder im Leben noch im Tode an. Solchen Menschen wollen wir mit der Posaune Gottes ins Ohr schmettern, damit wir nicht ob unseres Stillschweigens verdammt werden."

Die „eitle und Gott verhaßte Kleidernarrheit", die sich auch in den Klöstern breitmache, soll er mit allem Eifer einzudämmen trachten. Dieser Kleiderschmuck oder besser gesagt dieser „Kleiderschmutz", diese mit übermäßig breiten Streifen und wurmartigem Fransenwerk verzierten Ränder, seien vom Antichrist ersonnen und gehen seiner Ankunft voraus. Derartige Aufzüge bekundeten die Nacktheit der Seele und trügen die Zeichen der Hoffart, des Dünkels, der Üppigkeit

und der Eitelkeit an sich, die der ewigen Weisheit ein Greuel seien.

Er habe auch vernommen, klagt er weiter, daß sich das Laster der Trunkenheit immer weiter in England ausbreite. Manche Bischöfe bekämpften es nicht nur nicht, sondern berauschten sich sogar selbst und verleiteten auch andere zur Trunkenheit. „Solches zu tun oder getan zu haben, ist ohne Zweifel für jeden Diener Gottes eine Schande; nach den Satzungen der Väter muß denn auch ein dem Trunk ergebener Bischof oder Priester entweder von selbst weichen oder abgesetzt werden. Die Trunkenheit ist ein den Heiden und unserem Volk eigentümliches Laster, dem weder Franken, noch Gallier, noch Langobarden, noch Römer, noch Griechen frönen. Und dieses Laster wollen wir ebenfalls durch Synodalbeschluß und mit den Waffen der Heiligen Schrift bekämpfen, wenn wir es vermögen; wenn nicht, halten wir wenigstens dadurch, daß wir es vermeiden und untersagen, unsere Seelen vom Blut der Verlorenen rein."

Endlich solle er auch nicht dulden, daß die Mönche zwangsweise zu Frondiensten bei königlichen Werken und Bauten herangezogen werden. So etwas geschehe nur beim Volke der Angeln, und auch dort sei es früher unerhört gewesen [1].

Bonifatius scheint auch den Papst auf die schlimmen Zustände in England aufmerksam gemacht zu haben. Jedenfalls forderte Zacharias fast gleichzeitig Fürsten, Volk und Geistlichkeit des Landes auf, eine Reihe von Reformen durchzuführen, und bedrohte alle Widerspenstigen mit dem Kirchenbann [2]. Die Frucht dieser vereinten Anstrengungen

[1] Ep. 78, 161 ff. [2] Hefele, Conciliengeschichte III² 562.

war die große Reformsynode, die im September 747 unter dem Vorsitz des Merciérkönigs Äthelbald zu Cloveſho tagte[1]. Aus den gefaßten Beschlüssen geht klar hervor, daß der Brief unseres Heiligen an Cudberth den Konzilsvätern bekannt war und auf ihre Beratungen einwirkte.

3. Andere angelsächsische Korrespondenten.

Außer Äthelbald von Mercia standen noch zwei andere englische Könige in Briefwechsel mit Bonifatius: Äthelbert II. von Kent und Älbwald von Ostanglien. Äthelbert hat von seiner Tante Bugga erfahren, daß Bonifatius ihr versprochen habe, auch seiner im Gebet zu gedenken. Hocherfreut darüber findet er kaum Worte, um ihm zu danken. Er bittet ihn dringend, auch fernerhin für ihn zu beten, weil die Zeiten schlecht seien und die Verwirrung in der Welt täglich zunehme. Als Zeichen seiner Verehrung sendet er ihm einen silbernen, innen vergoldeten Becher, dreieinhalb Pfund schwer, und zwei wasserdichte Regenmäntel. Als Gegengabe bittet er sich zwei deutsche Falken aus, die Geschick und Kühnheit besitzen, Kraniche zur Strecke zu bringen; Jagdvögel dieser Art seien in Kent kaum aufzutreiben[2]. König Älbwald schreibt im Namen der Geistlichkeit seines Landes; er nimmt bereitwilligst den von Bonifatius vorgeschlagenen Totenbund an und verspricht, für die regelmäßige Übersendung der Namen der Verstorbenen Sorge zu tragen[3].

In dem Bekanntenkreis unseres Heiligen vermissen wir den Namen des hl. Beda. Auf den ersten Blick scheint es auffallend, daß die zwei größten Angelsachsen ihrer Zeit,

[1] Vielleicht das heutige Cliff-at-Hoe bei Rochester.
[2] Ep. 105, 229 f. [3] Ep. 81, 181 f.

von denen der eine „Geschichte schrieb und der andere in hervorragender Weise Geschichte machte", nicht miteinander in Berührung gekommen sind. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß Beda bereits gestorben war, als Bonifatius den Höhepunkt seiner Tätigkeit auf dem Festlande erreichte, auch waren seine zahlreichen Werke bei seinen Lebzeiten nur im engeren Kreise seiner Freunde und Schüler bekannt. Erst nach seinem Tode (735) drang sein Ruf als „geistige Leuchte" über die Klostermauern hinaus. Bonifatius erwähnt seinen berühmten Landsmann zum erstenmal im Jahre 746 in einem Brief an Ekbert von York[1]. Er bittet den Erzbischof, ihm doch einige von Bedas Werken zu senden, damit auch er von dem Lichte, das der Herr seinem Vaterland geschenkt, Vorteil gewinne. Die gleiche Bitte richtet er an den Abt Huetberth von Wearmouth in Northumbrien. Ekbert wenigstens muß die Bitte erfüllt haben; denn in einem zweiten Schreiben bittet ihn Bonifatius, er möge ihm wieder einen Teil von den Abhandlungen Bedas zusenden, am liebsten was ihm für die Glaubenspredigt nützlich sein könnte, etwa die Homilien oder die Erläuterungen zu den Sprüchen Salomons[2].

Bonifatius blieb in regem Gedankenaustausch mit verschiedenen Männern der angelsächsischen Kirche bis zum Ende seines Lebens. Der eben erwähnte Brief an Ekbert ist jedoch das letzte Schreiben, das auf uns gekommen ist. Die Schlußzeilen offenbaren einen Zug in seinem Wesen, den man kaum vermutet hätte, und der uns gerade deswegen um so wohltuender anmutet. „Statt eines Kusses", schreibt er, „schicken wir Eurer Hoheit durch den Über-

[1] Ep. 75, 158. [2] Ep. 91, 207.

bringer dieses Briefes zwei Fäßchen Wein mit der Bitte, Euch im Sinne der zwischen uns bestehenden Liebe mit Euren Brüdern dadurch einen fröhlichen Tag zu bereiten."

Viertes Kapitel.

Bonifatius und König Pippin.

1. Thronwechsel im Frankenreich.

Durch Karlmanns Abdankung hatte Pippin die Alleinherrschaft über das gesamte Frankenreich und damit tatsächlich die königliche Gewalt erlangt. Den Königstitel aber führte noch immer der Merowinger Childerich III., den Karlmann auf den Thron erhoben hatte. Diesem auf die Dauer unhaltbaren Zustand machte Pippin im Jahre 751 ein Ende. Mit Zustimmung des Papstes und der fränkischen Großen setzte er Childerich ab und schickte ihn mit seinem unmündigen Söhnchen Theoderich in ein Kloster. Zu Soissons, wo Chlodwig seinen ersten Sieg erfochten hatte, wurde Pippin nach altem Brauch unter dem Zuruf des Heeres auf den Schild erhoben und samt seiner Gemahlin Bertrada von den Bischöfen des Reichs gekrönt und gesalbt[1].

Welchen Anteil hatte Bonifatius an diesem weltgeschichtlichen Ereignis? Früher behauptete man, er sei der Haupturheber des Thronwechsels gewesen; dann hat man umgekehrt ihm jede Mitwirkung dabei abgesprochen oder ihn gar als entschiedenen Gegner Pippins hingestellt. Aus dem Briefwechsel des Bonifatius können wir keinen Anhalts-

[1] Fredeg. Contin. c. 117.

punkt für die Lösung der Frage gewinnen. In einem Schreiben an Papst Zacharias aus dem Jahre 751 sagt er zwar, sein Bote Lul habe vertrauliche, für das Ohr des Papstes allein bestimmte Aufträge[1]; aber welcher Art diese Geheimnisse waren, wird nirgends angedeutet; sie können sich ebensogut auf persönliche Angelegenheiten wie auf die damals schwebenden Verhandlungen über den Thronwechsel im Frankenreich beziehen. Bonifatius salbte den neuen König[2]; das hätte er gewiß nicht getan, wenn er grundsätzliche Gewissensbedenken gegen dessen Erhebung gehabt hätte. Ferner, bevor Pippin den entscheidenden Schritt tat, schickte er eine Gesandtschaft nach Rom, die an Zacharias die Frage stellte, ob das Doppelkönigtum im Frankenreich weiter bestehen solle, und die bekannte Antwort erhielt: Es sei besser, daß, wer König sei, auch den Namen führe, damit die Ordnung nicht gestört werde. An der Spitze dieser Gesandtschaft standen der Abt Fulrad von St-Denis, der Freund und Ratgeber Pippins, und Bischof Burchard von Würzburg, der vertraute Schüler des Bonifatius. Daraus hat man, wohl mit Recht, geschlossen, daß Bonifatius um seine Mitwirkung bei dem geplanten Staatsstreich angegangen worden war, aber sich nur unter der Bedingung dazu bereit erklärte, daß man sich zuvor der Zustimmung des Papstes versicherte[3]. Nachdem der Papst zugestimmt hatte, trug Bonifatius kein Bedenken, Pippin zu salben und ihm als seinem rechtmäßigen Landesherrn mit den übrigen fränkischen Bischöfen zu huldigen.

[1] Ep. 86, 192.

[2] Annal. Lauriss. mai. ad a. 750.

[3] Tangl, Die Epoche Pippins, im Neuen Archiv XXXIX (1915) 262.

2. Gewissenserforschung.

Verhielt sich unser Heiliger auch nicht gleichgültig gegen die hohe Staatspolitik, so waren es doch Fragen ganz anderer Art, denen er in dieser Zeit sein Augenmerk hauptsächlich zuwandte. Sein vorgerücktes Alter — er war bereits fünf oder sechsundsiebzig Jahre alt — mahnte ihn an das nahe Lebensende, und wie ein kluger Verwalter prüfte er noch einmal genau all seine Handlungen, um zu sehen, ob er auch mit reinem Gewissen vor seinen Herrn treten könne. Das Ergebnis dieser Gewissenserforschung hat er in seinem letzten Brief an Papst Zacharias niedergelegt[1]. Er mißt seine Pflichten besonders an dem Eid, den er bei seiner Bischofsweihe dem hl. Gregor II. geleistet hatte. Er hatte sich verpflichtet, rechtmäßigen und untadeligen Bischöfen und Priestern mit Rat und Tat hilfreich beizustehen, falsche Geistliche aber, Heuchler und Volksverderber entweder auf den Weg des Heils zurückzuführen oder zu meiden. Den ersten Teil des Eides glaubt er mit Gottes Gnade erfüllt zu haben, den zweiten Teil dagegen habe er nicht ganz gehalten. Er habe sich zwar von jeder kirchlichen Gemeinschaft mit den falschen Priestern ferngehalten, den äußeren Verkehr mit ihnen aber nicht immer vermeiden können. Gegen gewisse Bischöfe, die, wie Milo und Gewilip, dem Urteilsspruch der Kirche trotzten, sei er vielleicht nicht streng genug vorgegangen.

Gregor II. hatte ihm auch aufgetragen, über Glauben und Sitten der neubekehrten Völker an den Apostolischen Stuhl Bericht zu erstatten. Er kann zuversichtlich behaupten, daß er diesen Auftrag stets gewissenhaft erfüllte. Es drückt

[1] Ep. 86, 191 ff. Nur zum Teil auf uns gekommen.

ihn aber noch eine andere Sorge: die nun schon sieben Jahre zurückliegende Pallienangelegenheit. Damals hatte sein Verhalten bei Zacharias peinliches Staunen erregt; jetzt bittet er ihn in aller Form um Verzeihung: er habe nicht anders handeln können. Im Drange der Not hatte er die Priesterweihe zuweilen auch außerhalb der von der Kirche festgesetzten Zeiten vorgenommen; auch dafür erbittet er des Papstes Nachsicht und Verzeihung.

An diese kleine Lebensbeichte schließt sich eine ganze Reihe von Fragen an, die das Kirchenrecht, die Liturgie, die Kirchendisziplin und die Sittenlehre betreffen. Er fragt, ob er im Notfall jemand vor dem dreißigsten Lebensjahr zum Priester weihen dürfe; ob es den Nonnen gestattet sei, sich gegenseitig am Gründonnerstag die Füße zu waschen; ob die in Gallien üblichen aber mangelhaften Segensformeln geduldet werden können; wie es mit der Herstellung des Osterfeuers zu halten sei; an wie vielen Stellen das Kreuzzeichen beim heiligen Meßopfer gemacht werden solle. Auch einzelne Punkte der Speisegesetzgebung bringt er zur Sprache: wann z. B. roher, wann gekochter Speck gegessen werden dürfe; ob der Genuß von Dohlen, Krähen und Störchen, Bibern, Hasen und wilden Pferden erlaubt sei[1]. Ferner fragt er, was mit Menschen und Pferden geschehen solle, die von der Königskrankheit[2] befallen sind; was mit Tieren, die von tollen Hunden oder Wölfen gebissen sind.

---

[1] Vgl. Böckenhoff, Speisesatzungen mosaischer Art, in Mittelalterl. Kirchenrechtsquellen des Morgen- und Abendlandes 1907, 100—106.

[2] Aussatz; nach andern eine skrofulöse Krankheit. Vgl. Heß, Der hl. Marculphus 52 über die verschiedenen Bedeutungen des Wortes regius morbus.

Zwei Anfragen deuten darauf hin, daß Bonifatius sich damals an der Sachsen- oder Slavengrenze aufhielt oder doch im Begriffe stand, sich zu den Heiden zu begeben. Er will nämlich wissen, ob es erlaubt sei, von den heidnischen Slaven, die auf Christenland sitzen, Abgaben für die Kirche zu nehmen, und ob er sich den Nachstellungen der Heiden entziehen dürfe.

Man hat über manche dieser Fragen den Kopf geschüttelt, sie einen „Ausfluß zaghaften Greisentums" genannt; mit Unrecht. „Manche Dinge, über die Bonifatius um Rat und Auskunft bittet", bemerkt ein neuerer Geschichtsforscher, „kommen uns zwar auf den ersten Blick sehr unwesentlich vor; aber sieht man näher zu, so verliert sich dieser Eindruck. Denn worum handelt es sich bei diesen Anfragen ausnahmslos? Um Einzelheiten der kirchlichen Disziplin, des kirchlichen Rechts und der Liturgie, über die er in der Tat im Zweifel sein konnte und die er im Interesse der kirchlichen Gleichförmigkeit doch genau, wie später Karl der Große, ganz nach römischem Vorbilde geordnet wissen wollte."[1] Übrigens liefern mehrere dieser Fragen den Beweis, daß die Glaubensboten und Priester jener Tage sich nicht bloß um das Seelenheil, sondern auch um das körperliche Wohl der Gläubigen kümmerten und kümmern mußten.

In seinem Antwortschreiben[2] geht Zacharias auf alle Anliegen seines Legaten liebevoll ein, spendet Trost und erteilt klugen Rat und sachgemäße Auskunft. Am Schluß empfiehlt er ihn dem besondern Schutz des Allmächtigen und spricht die Hoffnung aus, noch recht oft gute Nachrichten von ihm zu erhalten. Es sollte indes sein letzter Gedankenaustausch mit Bonifatius sein. Einige Monate darauf, am

[1] H. Boehmer in der Zeitschr. f. hess. Gesch. und Landeskunde L (1917) 209. [2] Ep. 87, 194 ff.

14. März 752, rief der Herr seinen treuen Diener zu sich in die Ewigkeit. Seine großen Tugenden und Verdienste hat die Kirche dadurch anerkannt, daß sie ihn unter die Zahl der Heiligen aufnahm.

Kurz nach Pippins Krönung machten die Sachsen einen Einfall in das fränkische Gebiet. Raub, Zerstörung und Mord bezeichneten ihren Zug durch die Grenzländer; in Thüringen allein plünderten sie über dreißig Kirchen und Klöster aus und steckten sie in Brand. Sobald sich die wilden Horden in ihre Wälder und Sümpfe zurückgezogen hatten, begab sich Bonifatius in die verwüsteten Gebiete und fing ungebeugten Mutes an, die zerstörten Gotteshäuser wiederherzustellen. Erst nach seiner Rückkehr nach Mainz im Frühjahr oder Sommer 752 erhielt er die Nachricht vom Tode des Papstes Zacharias und der Thronbesteigung Stephans II. Er beeilte sich, den neuen Papst zu begrüßen und ihm seine Huldigung darzubringen. Er sei entschlossen, schreibt er, ihm mit derselben unbedingten Ergebenheit zu dienen wie seinen drei Vorgängern. Wenn er während seiner 36jährigen römischen Sendung Ersprießliches für die Kirche geschaffen habe, so wolle er darin mit noch größerem Eifer fortfahren; habe er sich aber in Wort oder Tat einer Unbesonnenheit oder eines Unrechts schuldig gemacht, so unterwerfe er sich dem Urteil der römischen Kirche. Die Verzögerung seines Schreibens bittet er zu entschuldigen; er sei mit dem Aufbau der von den Heiden eingeäscherten Kirchen beschäftigt gewesen. Aus diesem Grunde, und nicht etwa aus Nachlässigkeit habe er nicht eher geschrieben[1].

[1] Ep. 108, 233 f. Für die Datierung s. Tangl, Studien, in Neues Archiv XL 788 f. H. Boehmer ist für eine spätere Einreihung. Siehe Zeitschr. f. hess. Gesch. u. Landeskunde L (1917) 205 A. 1.

3. Sorge um die Seinen.

Im Laufe des Jahres 752 wurde Bonifatius von einer schweren Krankheit befallen. Seine Kräfte schwanden immer mehr, so daß er sich dem Tode nahe glaubte. Da quält ihn der Gedanke an das Schicksal seiner Schüler und Landsleute, die so tapfer und treu bei ihm ausgeharrt hatten. Was soll aus ihnen werden, wenn er nicht mehr für sie sorgen, sie nicht mehr beschützen kann? Viel wird von seinem Nachfolger auf dem Mainzer Stuhl abhängen, der nicht nur ihr kirchlicher Vorgesetzter, sondern auch ihr Brotherr sein muß. Vor Jahren hatte Zacharias ihn ermächtigt, sich vor seinem Tode einen Nachfolger zu ernennen. Um zu verhindern, daß ein Unwürdiger an seine Stelle trete und sein Lebenswerk verkümmern lasse, beschloß er, von dieser Ermächtigung jetzt Gebrauch zu machen. Seine Wahl fiel auf seinen Schüler Lul, den er bereits zu seinem Hilfsbischof geweiht hatte. Er hatte ihn selbst in allen priesterlichen und apostolischen Tugenden herangebildet und war überzeugt, daß er die ihm anvertraute Herde als treuer Hirte leiten werde.

Durch den Abt Fulrad von St-Denis bat er Pippin, die Wahl Luls zu bestätigen und ihn sowie alle seine angelsächsischen Gehilfen unter seinen königlichen Schutz zu nehmen. Dieses Schreiben, oder vielmehr Doppelschreiben, denn es klingt in der wörtlich bei König Pippin vorzutragenden Bitte aus[1], ist wohl das schönste schriftliche Denkmal, das Bonifatius hinterlassen hat. Kein anderes bringt ihn uns menschlich so nahe und läßt uns so tief in seine edle, uneigennützige Seele blicken. Es liegt aber auch etwas Tragisches

[1] Tangl, Die Briefe des hl. Bonifatius und Lullus 212 A. 1.

darin, wie ein Geschichtschreiber sagt, daß der Mann, der sein ganzes Leben dem Dienste der Kirche und des fränkischen Reiches geopfert hatte, im Vorgefühl des nahen Todes für seine armen Leidensgefährten bitten und betteln muß.

„Für die geistige Freundschaft Deiner brüderlichen Liebe, die Du mir in meinen Nöten im Hinblick auf Gott schon oft erwiesen hast, kann ich Dir keinen würdigen Dank abstatten; aber ich flehe zum allmächtigen Gott, daß er Dir in der hohen Himmelsburg den Lohn Deiner Verdienste in der Freude der Engel ewiglich geben möge. Jetzt aber bitte ich in Christi Namen, Du mögest, was Du mit gutem Anfang begonnen, mit gutem Ende bei Gott vollbringen. Grüße als mein Wortführer den glorreichen und huldvollen König Pippin, sage ihm warmen Dank für alle Werke der Liebe, die er für mich getan, und berichte ihm, was ich und meine Freunde als bevorstehend erachten. Es hat den Anschein, daß ich dies zeitliche Leben und den Lauf meiner Tage infolge dieser meiner Hinfälligkeit bald beende.

Deshalb bitte ich die Hoheit unseres Königs im Namen Christi, des Sohnes Gottes, er möge mir noch, solange ich lebe, betreffs meiner Schüler mitteilen, welche Fürsorge er ihnen später zukommen lassen will. Denn fast alle sind sie Fremdlinge. Manche wirken als Priester im Dienste der Kirche und des Volkes, andere leben in unsern Klöstern als Mönche oder erhalten noch als Kinder Unterricht in der Wissenschaft, wieder andere sind betagte Männer und haben lange Zeit mit mir gelebt, gearbeitet, gekämpft. Für sie alle bin ich bekümmert, daß sie nach meinem Tode nicht zugrunde gehen, sondern den Beirat Eurer Fürsorge und den Schutz Eurer Hoheit genießen, daß sie nicht zerstreut werden wie Schafe, die keinen Hirten mehr haben,

und daß die Völker an der Gemarkung der Heiden das Gesetz Christi nicht verlieren.

Daher bitte ich die Gnade Eurer Hoheit angelegentlich in Gottes Namen, daß Ihr Sorge traget, meinen Sohn, den Chorbischof Lul, wenn es Gottes Wille ist und Eurer Gnade gefällt, in diesen Dienst der Völker und Kirchen einzusetzen und zu bestallen als Prediger und Lehrer für Priester und Volk. Denn ich hoffe zu Gott, daß in ihm die Priester einen Lenker, die Mönche einen im Geiste der Regel waltenden Lehrer und die christlichen Völker einen getreuen Prediger und Hirten finden. Daß dies geschehe, bitte ich hauptsächlich darum, weil meine Priester an der Grenze der Heiden ein kümmerliches Leben führen. Brot für den Lebensunterhalt können sie sich noch verschaffen, aber Kleidung können sie dort nicht bekommen. Sie müssen anderswo Beirat und Unterstützung finden, um an solchen Orten im Dienste des Volkes bestehen und ausharren zu können; ganz so, wie ich sie unterstützt habe. Und wenn die Liebe zu Christus Euch dies eingibt und Ihr dem, um was ich bitte, zustimmen und es ausführen wollt, dann mögt Ihr geruhen, mir dies durch diese meine Boten oder durch ein Schreiben Eurer Huld anzuzeigen und kundzutun, damit ich, gehoben durch die Freude über Eure Fürsorge, lebe oder sterbe." [1]

Pippin willfahrte der Bitte, wofür ihm Bonifatius in herzlichen Worten dankte. „Der Gnade Eurer Hoheit", schrieb er, „sagen wir innigen Dank und bitten den Herrn Jesus Christus, er möge Euch im Himmelreich mit ewigem Lohn vergelten, weil Ihr meine Bitten gnädig zu erhören

[1] Ep. 93, 212 ff. (nach Tangls Übersetzung).

und mein hinfälliges Alter zu trösten geruhtet. Wisse aber, ruhmreicher Sohn, daß ich durch die Barmherzigkeit Gottes glaube, jetzt wieder in Deinem Dienste wirken zu können. Daher bitten wir Euch, uns mitzuteilen, ob wir zum angesagten Hoftag kommen sollen, um Euren Willen zu erfüllen." [1]

4. Ein kühner Entschluß.

Nach dem schaffensfreudigen Ton dieses Schreibens zu urteilen, hatte sich Bonifatius wieder ganz von seiner Krankheit erholt. Doch nicht seinem irdischen, sondern dem himmlischen Könige wollte er die wiedergewonnenen Kräfte weihen. Er faßte den kühnen Entschluß, trotz seiner achtundsiebzig Jahre das Bekehrungswerk in Friesland, das seit Willibrords Tod ins Stocken geraten war, wieder aufzunehmen und mit Gottes Hilfe zu einem glücklichen Ende zu führen. Er hatte Friesland niemals vergessen. Mit seinem Leibe, sagt Willibald, nicht aber mit seinem Herzen hatte er es einst verlassen. Hier, wo er sein apostolisches Wirken begonnen, seine ersten Mißerfolge erlitten und die ersten Siege erfochten hatte, wollte er auch den letzten Kampf mit den Mächten der Finsternis aufnehmen.

Er war bereits mit den Vorbereitungen für die Reise beschäftigt, als sich ihm plötzlich ein Hindernis entgegenstellte, das all seine Pläne vernichten konnte. Nach Willibrords Tod im Jahre 739 blieb der Bischofstuhl von Utrecht einige Jahre unbesetzt. Dann übergab Karlmann das Bistum der Fürsorge unseres Heiligen, der sofort einen neuen Oberhirten bestellte. Dieser war vor kurzem gestorben; und nun beanspruchte Bischof Hildegar von Köln, Agilolfs Nach-

[1] Ep. 107, 233.

folger, das Utrechter Gebiet für seinen Sprengel und wollte die Ernennung eines neuen Bischofs nicht dulden. Bonifatius wies diese Ansprüche zurück, und als Hildegar nicht nachgab, rief er die Entscheidung des Papstes an.

„Der Bischof von Köln", schrieb er an Stephan II., „erklärt, Utrecht gehöre ihm, weil einer seiner Vorgänger dort eine Kirche gegründet habe, die später von den Heiden zerstört und von Willibrord wiederaufgebaut wurde. Er behauptet, der alte Frankenkönig Dagobert habe die Feste Utrecht mit der zerstörten Kirche unter der Bedingung zum Sprengel der Kölner Kirche geschlagen, daß der Kölner Bischof das Friesenvolk zum Glauben bekehre und bei ihnen als Prediger wirke. Das aber hat er nicht getan. Er hat nicht gepredigt und die Friesen nicht zum Christentum bekehrt; das Friesenvolk blieb heidnisch, bis Papst Sergius ihm den Diener Gottes Willibrord sandte. Dieser hat das Volk zum christlichen Glauben bekehrt.

Jetzt aber will der Kölner Bischof den Sitz des Bekehrers Willibrord an sich reißen: es soll kein dem Papste unterworfener Bischofssitz mehr sein, zur Unterstützung der Friesenmission bestimmt. Ich erwiderte ihm, das Gebot des Apostolischen Stuhles, die Weihe durch den Papst, die Sendung Willibrords seien entscheidend dafür, daß es bleibe, was es sei, zumal ein großer Teil der Friesen auch jetzt noch Heiden seien; dagegen falle die alte Gründung einer längst zerstörten, verfallenen, von den Heiden zertretenen, durch die Sorglosigkeit der Bischöfe verlassenen Kirche gar nicht ins Gewicht. Er aber will davon nichts wissen. Wollet daher geruhen, mir Euer Urteil, o Vater, zukommen zu lassen. Und wenn der Bescheid, den ich dem Kölner Bischof gab, richtig war und Eure Billigung findet, dann bestätigt ihn durch Euren

Machtspruch, damit die Verfügung des Papstes Sergius und jener Bischofsitz aufrecht erhalten bleiben. Ihr könnt uns, wenn es Euch beliebt, auch dadurch unterstützen, daß Ihr die Aufträge und Weisungen, die Papst Sergius dem von ihm geweihten Bischof Willibrord gab, aus dem Archiv Eurer Kirche abschreiben und mir zuschicken lasset; so kann ich die Widersacher durch den Machtspruch Eurer Heiligkeit überführen und zurückweisen. Wenn es Eurer Heiligkeit aber anders richtiger erscheint, dann geruht, mir Euren väterlichen Rat zukommen zu lassen, damit ich ihn befolge."[1]

Ob der Papst die Zuschrift seines Legaten beantwortete, wissen wir nicht. Die Streitfrage wurde auf andere Weise entschieden. Im Mai 753 begab sich Bonifatius an den Hof zu Verberie in Neustrien, um von Pippin die Erlaubnis zur Wiederaufnahme der Friesenbekehrung nachzusuchen. Bei dieser Gelegenheit brachte er auch die Ansprüche des Kölner Bischofs zur Sprache. Pippin trat ganz auf seine Seite. Er erkannte ihm das Recht zu, das Bistum Utrecht zu besetzen und bestätigte ihm für Kirche und Kloster St. Martin Zehntrecht und Lastenfreiheit[2]. Die Grundlage für ein gedeihliches Wirken in Friesland war damit gesichert. Frohen Mutes kehrte er nach Mainz zurück, um die letzten Vorbereitungen für die Reise zu treffen.

[1] Ep. 109, 234 ff. Zu diesem Brief vgl. Nottarp, Die Bistumserrichtung in Deutschland im 8. Jahrh.[5] 177.

[2] M. G. Diplom. Carol. I 6—7, nr. 4 et 5.

Fünftes Kapitel.

Letzte Friesenfahrt und Märtyrertod. 754.

Venni dal martirio a questa pace.
„Vom Märtyrtum kam ich zu diesem Frieden."
Parad. 15, 148.

1. Abschied.

Bevor er die Fahrt nach Friesland antrat, versammelte Bonifatius seine Getreuen um sich. Im Vorgefühl, daß er nicht mehr wiederkehren werde, wollte er ihnen seine letzten Weisungen geben und Abschied von ihnen nehmen. Noch in letzter Stunde suchten sie ihn von seinem Vorhaben abzubringen; allein all ihre Vorstellungen waren vergebens. „Mich drängt das Verlangen", sprach er, „diese Reise zu unternehmen, und nichts kann mich davon abhalten. Schon steht der Tag meiner Auflösung bevor, und die Zeit meines Hingangs naht heran; bald werde ich, aus dem Gefängnis dieses Körpers befreit, zum Lohn der ewigen Vergeltung eingehen." An Lul sich wendend, fuhr er fort: „Du aber, mein Sohn, vollende den Bau der von mir in Thüringen angefangenen Kirchen und halte mit allem Eifer das Volk von den Abwegen des Irrtums zurück; vollende auch die Basilika an der Fulda und bestatte dort meinen Leib zur letzten Ruhe." Dann trug er ihm auf, für den Reisebedarf zu sorgen, Reliquien und Bücher nicht zu vergessen; „aber auch das Leintuch", sprach er, „worin mein entseelter Leib gehüllt werden soll, lege zu meinen Büchern." Lul antwortete mit einem Strom von Tränen; da brach Bonifatius das Gespräch ab und ging zu anderem über[1].

[1] Willibald 8, 46.

Rührend war der Abschied des Heiligen von seiner Freundin und Anverwandten Lioba, die auf seinen ausdrücklichen Wunsch nach Mainz geeilt war. Er legte ihr ans Herz, das Land ihrer Wanderschaft nicht zu verlassen und in der Durchführung des übernommenen Werkes nicht müde zu werden, vielmehr es mit allen Kräften weiter auszubauen. Man dürfe nicht an die Schwäche des Körpers denken, noch an das zunehmende Alter, nicht sich abschrecken lassen von dem schwierigen Wege und dem hohen Ziel; das Leben sei ja so kurz im Vergleich zur Ewigkeit, und die Leiden dieser Zeit versinken vor der Herrlichkeit, die einst den Heiligen geoffenbart werden wird. Dann empfahl er sie der Fürsorge Luls und der anwesenden Mönche von Fulda. Zugleich sprach er den Wunsch aus, daß ihr Leichnam einst neben dem seinen bestattet werde, auf daß sie beide, die im Leben in gleichem, gemeinsamem Verlangen und Streben Christus gedient hätten, auch gemeinsam den Tag der Auferstehung erwarteten. Nach diesen Worten reichte er ihr seine Kutte zum Andenken und ermahnte sie nochmals dringend, das Land ihrer Pilgerschaft nicht zu verlassen[1].

2. Am Zuidersee.

Der Sommer war bereits ins Land gezogen, als Bonifatius sich mit zahlreichen Begleitern nach Friesland einschiffte. In Utrecht hielt er sich einige Tage auf, um die Verhältnisse der verwaisten Kirche zu ordnen. Die Oberleitung behielt er vorläufig in seiner Hand; zu seinem Stellvertreter ernannte er seinen Landsmann Eoba, dem er wahrscheinlich schon in Mainz die Bischofsweihe erteilt hatte.

[1] Vita Liobae 17.

Von Utrecht gelangte er durch die Vecht in den Zuidersee, der damals Almere, das edle Meer, genannt wurde und ein Binnenwasser bildete. Das östliche Ufer des Sees hatte er sich zum Schauplatz seines Wirkens ausersehen. „Ein Missionsgebiet im wahren Sinne des Wortes! Die ganze Landschaft war von zahlreichen Wasserarmen durchzogen, auf denen die kleine Flotte der Glaubensboten sich fortbewegte. Die Ufer waren sehr flach, so daß es schien, als ob das Land jeden Augenblick ins Meer zurücksinken wolle. Die Bevölkerung, die dort hauste, war völlig unabhängig geblieben, weil Feinde sich nie dorthin getrauten.“[1] Große Erfolge belohnten die Bemühungen des greisen Missionars und seiner Gefährten. Scharenweise drängten sich die Heiden zur Taufe; viele Götterhaine wurden zerstört und an ihrer Stelle christliche Kirchen errichtet.

3. Winterrast in Utrecht.

Bei Anbruch des Winters kehrte Bonifatius nach Utrecht zurück. Im Martinskloster, dem sein Schüler Gregor seit einigen Jahren als Abt vorstand[2], fand er gastliche Aufnahme und liebevolle Pflege. Unter den friesischen Knaben, die damals die Klosterschule besuchten, befand sich auch einer namens Ludger, dessen Eltern während der stürmischen Regierung Radbods viel für den Glauben ausgestanden hatten. Noch in späteren Jahren, als er bereits selbst ein berühmter Missionar geworden war und das Bistum Münster verwaltete, schrieb Ludger mit Begeisterung von seiner ersten Begegnung mit Bonifatius. Wie dankbar wären wir ihm,

[1] Kurth, Wynfrith-Bonifatius 148.

[2] Nach Nottarp (Die Bistumserrichtung in Deutschland im 8. Jahrh. 21) war Gregor Abt des Salvatorklosters.

Martertod des hl. Bonifatius. Gemälde von Heinrich v. Heß. München, Bonifatiusbasilika.

Streit der Mörder an der Leiche des hl. Bonifatius. Gemälde von Alfred Rethel.

wenn er uns ein anschauliches Bild des hehren Greises hinterlassen hätte; er sagt aber nur, daß sein Haar silberweiß, sein Körper abgezehrt und vom Alter gebeugt war[1].

Während Bonifatius in Utrecht Winterrast hielt, erschien Papst Stephan II. am fränkischen Hofe, um Hilfe gegen die Langobarden zu erbitten, die unter ihrem eroberungslustigen König Aistulf Ravenna eingenommen hatten und Rom von neuem bedrohten. Mitten im Winter war Stephan über die Alpen gestiegen und am 6. Januar 754 auf dem Schloß Ponthion in der Champagne angelangt. „In den folgenden Monaten wurde der schicksalsschwere Bund zwischen Papsttum und fränkischem Königtum, dem Bonifatius geistig wie kein anderer vorgearbeitet hatte, geschlossen und durch das Versprechen von Quierzy besiegelt.“[2] An den Verhandlungen selbst hat Bonifatius keinen Anteil gehabt. Die Nachricht von der Anwesenheit des Papstes im Frankenreich erreichte ihn, wenn überhaupt, so verspätet, daß er an eine Unterbrechung seiner Missionstätigkeit durch eine lange und kostspielige Reise nach Quierzy oder St-Denis gar nicht denken konnte.

4. Die Todesfahrt.

Im Frühjahr zog Bonifatius wieder in das Land der heidnischen Friesen. Die Geschichte hat uns die Namen der heldenmütigen Glaubensboten aufbewahrt, die ihn auf dieser letzten Fahrt begleiteten: es waren Eoba, der Chorbischof von Utrecht, die drei Priester Wintrung, Waltheri und Äthelheri, die Diakonen Hamund, Scirbald und Bosa, endlich die vier Mönche Wacchar, Gundaecaer, Illehere und

[1] Vita Gregorii traiect. 10.

[2] Tangl, Bonifatius-Briefe S. XXIV.

Hathowulf. Mit dem hl. Bonifatius, sagt Willibald, streuten sie den Samen des himmlischen Lebens unter dem Volke aus und waren ein Herz und eine Seele mit ihm; darum sollte ihnen auch dieselbe Palme des Märtyrertums und des Triumphes Herrlichkeit zuteil werden[1].

Ende Mai oder Anfang Juni war man am Bornefluß angekommen, der das Land in den West- und Ostgau teilte. Unweit der heutigen Stadt Dokkum waren die Zelte auf freiem Felde aufgeschlagen. Die Schiffe lagen in der Nähe vor Anker. Bonifatius hatte wieder reiche Seelenernte gehalten und die Neugetauften auf den 5. Juni, den Mittwoch der Pfingstwoche, nach Dokkum bestellt, um ihnen die heilige Firmung zu spenden.

Unterdessen hatten die Heiden, die mit verhaltener Wut zusahen, wie das Christentum sich immer mehr ausbreitete, dem Erzbischof und seinen Gefährten den Tod geschworen. Sie trafen ihre Vorkehrungen so heimlich und geschickt, daß nichts ihren verruchten Plan verriet. Der Morgen des 5. Juni brach an. Einen Teil der Nacht hatte Bonifatius im Gebet zugebracht, und die aufgehende Sonne fand ihn immer noch betrachtend über ein Buch gebeugt. Da wird es plötzlich laut im Lager. Eine Rotte heidnischer Friesen ist unter Wutgeheul mit geschwungenen Speeren und Beilen eingedrungen. Eiligst greifen die fränkischen Mannen zu den Waffen und werfen sich dem rasenden Feind entgegen. Auf den ersten Waffenlärm trat Bonifatius, mit dem Buch, worin er eben gelesen, und einigen Reliquien in der Hand, aus dem Zelt. Er rief seine Genossen herbei und beschwor sie, vom Kampf abzulassen. „Die Heilige Schrift lehrt

[1] Willibald, Vita Bonifatii 8, 48.

uns", sprach er, „nicht Böses mit Bösem zu vergelten, sondern sogar Böses mit Gutem. Der langerwünschte Tag ist da; darum seid stark im Herrn und ertraget dankbar, was er uns gnädig schickt. Hofft auf ihn; er wird eure Seelen erlösen!" Die Kleriker, die sich um ihn drängten, ermahnte er mit väterlichen Worten, mutig den Tod zu erleiden; nur den Leib könnten die Mörder verderben, nicht die Seele, die bald der ewigen Belohnung teilhaftig sein werde.

Kaum hatte er geendet, da drangen auch schon die Mörder vor; eines ihrer ersten Opfer war der greise Erzbischof selbst. Stehend und betend, wie ein Augenzeuge berichtet, empfing er den Todesstreich, indem er das Buch, das er in der Hand hatte, schützend auf sein Haupt legte. Das Schwert des Mörders drang tief in das Buch hinein und spaltete das Haupt des Märtyrers[1]. Das blutige Werk war bald vollendet. Mit Bonifatius fanden 52 Gefährten den Tod. Der gute Hirt hatte sein Leben für seine Herde hingegeben. Ruhmvoll hatte er den Kampf bestanden. Es erwartete ihn „die überschwengliche, ewige, alles überragende Herrlichkeit" (2 Kor. 4, 17).

Nachdem die Mörder ihre Blutgier gesättigt hatten, stürzten sie sich auf die Zelte und schleppten die Truhen und Kisten, die sie dort fanden, hinunter zu den Schiffen. Sie wähnten Schätze von Gold und Silber darin, und da keiner dem andern sie gönnte, entstand ein blutiger Streit, wobei viele umkamen. Doch als die Überlebenden die Laden erbrachen,

[1] Vita altera Bonifatii 16, 73. Das Buch, der sog. Ragyndrudis-Kodex, wird noch in der Landesbibliothek zu Fulda aufbewahrt. Vgl. Scherer, Die Codices Bonifatiani (Festgabe zum Bonifatius-Jubiläum 1905) 12 ff.

da fanden sie „statt des Goldes Bücherbände und statt des Silbers Blätter göttlicher Weisheit". In ihren Erwartungen getäuscht, zerstreuten sie die Bücher auf den Feldern oder warfen sie in das Röhricht der Sümpfe. Alle wurden jedoch später wiedergefunden und zum Teil nach Fulda gebracht, wo sie jetzt noch als kostbare Kleinode und Reliquien aufbewahrt werden. Die Mörder entgingen der verdienten Strafe nicht. Auf die Nachricht von der Bluttat sammelten die Christen ein Heer, fielen in die heidnischen Landstriche ein, machten alle, die Widerstand leisteten, nieder und nahmen die übrigen gefangen.

5. Übertragung der Leiche nach Utrecht, Mainz und Fulda.

Sobald die Kunde von der Ermordung der Glaubensboten nach Utrecht gelangt war, begaben sich die Mönche von St. Martin nach Dokkum, um die Überreste der heiligen Märtyrer zu sammeln. Die Leichen des Bonifatius, des Eoba — dessen abgeschlagenes Haupt sie jedoch nicht finden konnten —, der Priester und Diakonen brachten sie zu Schiff nach Utrecht. Klerus und Volk wünschten, daß gleich den übrigen Märtyrern auch Bonifatius unter ihnen seine Grabstätte fände. Die Nachricht von seinem Tode war aber mit außerordentlicher Schnelligkeit nach Mainz getragen worden, und Lul hatte sofort eine zahlreiche Gesandtschaft nach Utrecht geschickt, um den Leichnam abzuholen. Damit waren die Utrechter keineswegs einverstanden, und erst ein Wunder soll sie bewogen haben, nachzugeben. Als man nämlich die Leiche in den Dom übertragen wollte, vermochte man die Bahre, worauf sie ruhte, nicht von der Stelle zu bewegen. Da erkannte man, daß es nicht der Wille des

Heiligen sei, an diesem Ort zu bleiben, und überließ den Abgesandten den Leichnam. Am 4. Juli trafen die teuern Gebeine in Mainz an, wo sie Lul mit einer ungeheuern Menschenmenge tränenden Auges empfing.

Bonifatius hatte wiederholt und noch zuletzt vor seiner Abreise nach Friesland den Wunsch geäußert, in Fulda bestattet zu werden. Allein die Mainzer waren ebensowenig wie die Utrechter geneigt, sich den Leib ihres Erzbischofs nehmen zu lassen. Es sei nicht recht, sagten sie, den heiligen Märtyrer Gottes nach einem andern Ort zu bringen: wo er lebend seinen Bischofsitz gehabt habe, da müsse auch sein Leichnam ruhen[1]. Lul jedoch, des letzten Willens seines Meisters eingedenk, widersetzte sich standhaft dem Drängen des Volkes und ordnete, zur großen Freude des herbeigeeilten Sturmi, die Überführung nach Fulda an.

Von Lul und der Mainzer Geistlichkeit begleitet, wurde die Leiche den Main hinauf zu Wasser bis Hochheim gebracht. Unbeschreiblich war die Liebe und Verehrung, die das Volk bei dieser Gelegenheit dem großen Toten entgegenbrachte. Der Strom war mit Schiffen bedeckt, die Ufer mit Menschen angefüllt, die betend und singend dem Trauerschiff nachzogen. Von Hochheim ging es zu Fuß durch die Wetterau nach Fulda. In hellen Scharen strömten die Gläubigen von allen Seiten herbei, so daß der Trauerzug, als er das Kloster erreichte, einem wahren Triumphzuge glich. Im Ostchor der Klosterkirche, vor dem Hochaltar, den er selbst dem Erlöser geweiht hatte, fand der Apostel der Deutschen seine letzte Ruhestätte.

[1] Vita Sturmi 16.

Sechstes Kapitel.

Geschichtliche Bedeutung des hl. Bonifatius. Sein Charakter.

„Siehe da, o Leser", ruft der hl. Ludger aus, nachdem er in kurzen Zügen das Leben des hl. Bonifatius geschildert hat, „siehe da, welch große Gnade auf einem Menschen ruht und welchen Ertrag jener arme Mann, der einstmals einsam in Friesland erschienen war, der Kirche heimgebracht hat."[1] Diesen Ertrag müssen wir nochmals rasch überblicken, dann können wir auch die Bedeutung unseres Heiligen für die Weltgeschichte richtig einschätzen.

Als Bonifatius seine Wirksamkeit auf dem Festlande begann, war Bayern vom Lech bis zur Etsch größtenteils christlich, aber ohne kirchliche Ordnung und darum eine gedeihliche Entfaltung des religiösen Lebens unmöglich; Mitteldeutschland war noch fast ganz heidnisch, das vorhandene Christentum verwildert und mit völliger Vernichtung bedroht; in Friesland war das Bekehrungswerk, nach einer kurzen Blütezeit, ins Stocken geraten; alle Versuche, das Christentum in Sachsen zu verbreiten, hatten zu keinem greifbaren Erfolg geführt; in Austrasien und Neustrien, d. h. im heutigen Süd- und Westdeutschland, Elsaß-Lothringen, Belgien und Nordfrankreich, waren die religiösen Zustände gänzlich zerfahren: die Verbindung mit dem Mittelpunkt der Christenheit unterbrochen, die Metropolitanverfassung zerfallen, der Klerus zuchtlos, das Mönchtum entartet. Als er unter den Schwertstreichen der Friesen sein Leben aushauchte, wie war da alles anders geworden!

[1] Vita Gregorii traiect. c. 10

Die deutsche Kirche war fest gegründet, die fränkische erneuert, und beiden hatte die Verbindung mit Rom Kraft, Leben und Einheit gegeben. Die Sachsen blieben zwar noch zurück, aber auch bei ihnen war der Anfang der Bekehrung gemacht: die Außenwerke der Festung waren erstürmt; über kurz oder lang mußte sie sich ergeben.

Nicht minder bedeutend, wenn auch weniger beachtet, ist das Wirken unseres Heiligen für die deutsche Nation gewesen. Indem er die verschiedenen, einander feindlich gegenüberstehenden deutschen Stämme für eine einigende, große Idee, für den katholischen Glauben gewann, legte er auch den Grund für Deutschlands Einheit und Größe. „Alles, was später in politischer, kirchlicher und geistiger Beziehung in Deutschland erwachsen ist", sagt ein protestantischer Geschichtschreiber, „steht auf dem Fundamente, das Bonifatius gelegt hat, Bonifatius, dessen Grabstätte in Fulda uns heiligerer Boden sein müßte, als die Gräber der Patriarchen den Israeliten waren, denn er ist der geistige Vater unseres Volkes. Bonifatius hat uns und unsern Enkeln mehr gebracht, als uns irgend einer unserer großen Kaiser und Könige zu bringen vermocht hat."[1] Zu allen Zeiten hat man ihn darum mit vollem Recht den Apostel der Deutschen genannt.

Die Bedeutung des Bonifatius für das heutige Frankreich hat ein französischer Schriftsteller in einigen kernigen Sätzen treffend geschildert: „Die zwölf Apostel und der hl. Paulus ausgenommen", schreibt er, „kennen wir in der gesamten Kirchengeschichte keine apostolische Gestalt, die sich mit dem hl. Bonifatius vergleichen ließe, nicht einmal der

[1] Leo Vorlesungen über deutsche Geschichte I 487 f.

hl. Franziskus Xaverius. Er war nicht nur ein Apostel, sondern auch ein Schöpfer und Erneuerer. Was wäre aus der Kirche in den nördlichen Provinzen unseres Landes geworden ohne Bonifatius? Nach zehn Geschlechtern von katholischen Königen waren die Franken um die Wende des 8. Jahrhunderts in der Rückkehr zum Heidentum begriffen; ohne die karolingische Renaissance wäre ihnen vielleicht nur eine ferne Erinnerung an das Evangelium geblieben — ein Märchen mehr in der Mythologie der Edda. Aus diesem Grunde sollte Bonifatius uns ebenso teuer sein wie den deutschen Katholiken."[1]

Wie konnte Bonifatius so Gewaltiges in so kurzer Zeit zustande bringen? Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß andere vor ihm dasselbe Feld bearbeitet hatten. Ihre Bemühungen waren nicht umsonst gewesen. Die Ernte hatten sie zwar nicht eingesammelt, aber sie hatten den Boden empfänglich gemacht und manche gute Saat hineingelegt. Bis zum heutigen Tag lebt ihr Andenken in zahlreichen Kirchen und Klöstern fort.

Sodann fand Bonifatius einen festen Rückhalt an dem mächtig aufstrebenden Frankenreich. Der Name Karl Martells, des großen Kriegshelden, genügte schon allein, um den Heiden Furcht und Schrecken einzujagen. Nur selten hört man von gewaltsamem Widerstand gegen die Glaubensprediger. Jeder Dienst am Hof oder im Heer trug zur Verbreitung des Christentums bei; denn daß im christlichen Frankenreich nur Christen mit wichtigen Ämtern und Vertrauensstellen betraut wurden, verstand sich ebenso von selbst wie ehedem im römischen Reich, seitdem es christlich

[1] Ami du Clergé vol. 24 (1902), 844.

geworden war. Ferner wurden jahraus, jahrein christliche und heidnische Scharen zum Heerbann aufgerufen und kämpften gemeinsam, wenn auch die Heiden vielleicht unbewußt, für die Verteidigung des christlichen Reichs und darum auch des christlichen Glaubens[1].

Wichtiger noch als seine Beziehungen zum Frankenreich war für Bonifatius die enge Verbindung mit Rom. Ohne den Schutz des Frankenherzogs hätte er, wie er selbst gesteht, weder die Greuel des Götzendienstes bekämpfen noch seine Mitarbeiter vor Gewalttätigkeiten schirmen können; aber ohne die Unterstützung des Oberhauptes der Christenheit wäre weder die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in den bekehrten Ländern noch die Erneuerung des kirchlichen Lebens im Frankenlande möglich gewesen. Vom Apostolischen Stuhl erhielt er Sendung und Auftrag für die Verkündigung des Evangeliums; dort suchte und fand er Trost in Trübsal, Belehrung in Zweifeln, Aufmunterung in Zeiten der Niedergeschlagenheit. Dreimal besuchte er die Ewige Stadt, um bestimmte Vollmachten und Weisungen zu empfangen und zugleich um sich im Gebet am Grabe der Apostelfürsten für seinen verantwortungsvollen Beruf zu stärken; mit vier Päpsten verkehrte er auf wahrhaft freundschaftlichem Fuße. Die treue Anhänglichkeit an den Papst war die Seele seines Apostolates, die Richtschnur seiner gesamten Tätigkeit. Standhaft hat er sie bis ans Ende bewahrt und auch allen andern, die er durch das Evangelium zu Kindern Gottes machte, aufs wärmste empfohlen und mit solchem Nachdruck eingeschärft, als sollte sie sein Testament sein[2]. Von gewisser Seite hat man

[1] Vgl. Arnold, Deutsche Geschichte II, 1, 185 f.

[2] Vgl. Benedikt XV., Rundschreiben zum Bonifatius-Jubiläum.

unserem Heiligen einen Vorwurf daraus gemacht, daß er sich so eng an Rom anschloß. Er habe die deutsche Kirche ihrer Freiheit beraubt und sie an den Päpstlichen Stuhl gekettet. Aber wir Katholiken wissen, daß er ein so großer Apostel wurde, eben weil er so treu zum Stellvertreter Christi hielt, weil er von der Überzeugung durchdrungen war und auch andere mit dieser Überzeugung zu erfüllen wußte, daß die Kirche in Deutschland nur dann gedeihen könne, wenn sie in inniger Gemeinschaft mit Rom lebe.

Wirkte auch vieles zusammen, um unserem Heiligen seine Arbeit zu erleichtern, so hingen seine Erfolge doch letzten Endes von seiner Persönlichkeit, von dem Menschen und dem Heiligen ab. Die Züge seines Wesens haben wir bereits zur Genüge gezeichnet. Fassen wir sie nochmals kurz zusammen; hier und dort wird auch ein Strich zu ergänzen sein.

In Bonifatius finden wir alle Eigenschaften eines vorbildlichen Glaubensboten und Kirchenfürsten, eines Organisators und wahren Reformators vereinigt: hohe Geistesgaben, die es ihm ermöglichten, eine unendlich vielseitige Tätigkeit zu entwickeln und in verhältnismäßig kurzer Zeit ein Riesenwerk zu vollbringen; Willensstärke und zähe Ausdauer, womit er alle Schwierigkeiten zu überwinden wußte und nicht eher ruhte, bis er die vorgesteckten Ziele erreichte; die Gabe, andere zu leiten, zu begeistern, zu Höchstleistungen anzuspornen, aber auch das Vermögen, sich andern anzupassen und unterzuordnen, von außen her an ihn herantretende Aufgaben frisch und freudig zu erfassen und treu und gewissenhaft auszuführen.

Was wir am meisten an ihm bewundern, ist seine innere Wahrhaftigkeit. „Er war ein gerader und wahrer Mann,

der bei seiner Arbeit nicht sich suchte, sondern dem es auf die Sache ankam, der er diente. Dem, was er für Pflicht hielt, ging er nie aus dem Wege, auch wenn er eigenen Wünschen deshalb entsagen mußte. Stets entsprach sein Verhalten seinen Überzeugungen; man kann in seinem ganzen Leben nicht eine Handlung entdecken, bei der er seine Grundsätze dem Erfolg geopfert hätte. War er streng, so vor allem in der Beurteilung seines eigenen Handelns." Mit zunehmendem Alter steigerte sich seine ängstliche Gewissenhaftigkeit: „sie raubte ihm die Freude an den eigenen Leistungen; aber sie machte ihn nicht herb im Urteil über andere" [1].

Er verstand es vortrefflich, die Menschen an sich zu ziehen und sie mit seinem Geiste zu beseelen. So gewann er seine zahlreichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die mit ihm und nach ihm sein großes Werk fortsetzten. Wer einmal persönlich mit ihm verkehrt hatte, wollte nicht mehr von ihm lassen. „Es vergeht kein Tag", schreibt eine frühere Schülerin [2], „wo ich mich Deiner nicht erinnere. Seit ich meinen Bruder verloren habe, ist niemand auf der Welt mir so teuer wie Du: Du bist mir Vater und Bruder. Glaube mir, der vom Sturme umhergeschleuderte Schiffer sehnt sich nicht so inbrünstig nach dem rettenden Hafen, die Mutter wartet nicht so ängstlich am gekrümmten Gestade auf den heimkehrenden Sohn, wie es mich verlangt, Dein Antlitz zu schauen." Und die schwergeprüfte Äbtissin Eangyth schreibt [3]: „Es gibt nichts Schöneres als einen Freund, zu dem man sprechen kann wie zu sich selbst. Ich habe das Bedürfnis, einen Freund zu besitzen,

[1] Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I[4] 594.
[2] Ep. 13, 20. [3] Ep. 14, 24.

zu dem ich noch mehr Vertrauen habe als zu mir selbst, der meinen Schmerz teilt und mich durch seinen Zuspruch aufrichtet. An Dir habe ich einen solchen Freund gefunden. O könnte ich doch aus Deinem Munde die Worte hören, die Du an mich richtest, und die für mich süßer sind als Honig und Honigseim."

Lul, sein Nachfolger in Mainz, bezeichnet ihn in seinen Briefen als seinen teuersten Lehrer und Meister, dessen Verdienste er nächst Gott es zuschreibt, wenn sein Geist zu denken und zu forschen verstehe und sein dürres Herz täglich mit dem Tau des himmlischen Nektars genährt werde[1]. Auf dem vorletzten Blatt des Buches, das Bonifatius bei seinem Martertod in der Hand gehalten hatte, schrieb ein Mönch von Fulda, vielleicht Sturmi selbst, die schönen Worte: „Durch deine Lehren werden die Herzen neugebildet; was krumm ist, machst du gerade; was schlecht ist, machst du wieder gut; nichts ist mir teurer, nichts süßer; mehr als mein Leben liebe ich dich."[2]

Sein eigenes Bedürfnis nach Freundschaft bringt der Heilige wiederholt zum Ausdruck. „Mit dem goldenen, unzerreißbaren Band himmlischer Liebe wollen wir aneinander gekettet sein", sagt er in einem Brief an Erzbischof Cudberth von Canterbury; und an seinen ehemaligen Schüler Abt Duddo schreibt er: „Teuerster Sohn, denke an das Wort des Weisen: ‚Halte fest an dem alten Freunde' (Sir. 9, 14). Vergiß im Alter nicht die Freundschaft der Jugend. Erinnere Dich Deines alten Vaters, der nunmehr schon hinfällig zu werden beginnt und dessen Glieder den

[1] Ep. 98, 220; 103, 227.

[2] Nürnberger, Aus der literarischen Hinterlassenschaft des hl. Bonifatius 22.

Weg alles Fleisches gehen. Wohl bin ich Dir ein nur wenig gelehrter Meister gewesen, ich habe mich aber stets bemüht, wie Du selbst bezeugen kannst, unter allen der Dir ergebenste zu sein." [1]

Dieses lebhafte Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden mag uns in einem so abgetöteten Manne wie Bonifatius auffallend erscheinen. Doch warum uns wundern? Ist das nicht ein Charakterzug aller großen Heiligen, ja des Menschensohnes selbst gewesen? Treffend bemerkt Lacordaire: „Die Selbstverleugnung, weit entfernt, die Liebe zu schwächen, unterhält und vermehrt sie. Was der Liebe den Untergang bereitet, ist die Selbstsucht, nicht aber die Gottesliebe, und nie gab es auf Erden eine dauerhaftere, reinere, innigere Liebe als die der Heiligen, deren Herz von Selbstsucht frei war." Und wenn je einer, dann war Bonifatius selbstlos. Wie der „ideale Ritter" steht er vor uns:

„Bescheiden, freundlich, ganz untadelig und weise,
Voll von erhabener Selbstvergessenheit,
Von Selbstzucht und selbstloser Güte."

Bonifatius war mit beneidenswerten Geistes- und Herzensgaben ausgestattet, die ihn weit über die Menge erhoben und in die Reihe der Auserlesenen stellten. Doch er vertraute nie auf seine eigene Kraft. Wie der Völkerapostel, so wußte auch er, daß er aus sich selbst nichts sei, in der Kraft Gottes aber alles vollbringen könne. Diese himmlische Kraft suchte und fand er in der Lesung und Betrachtung des Wortes Gottes, im Gebet und in der heiligen Eucharistie.

Wie liebte er doch die Heilige Schrift! Sie ist sein Leitstern auf den mühevollen Wanderungen durch die

[1] Ep. 34, 58.

deutschen Gaue, sein Trost in Leid und Not, seine einzige Erholung nach vollbrachter Arbeit. Ihre Lehren sind ihm das unfehlbare Gotteswort, und es ist ihm unfaßbar, wie jemand an deren untrüglicher Wahrheit zweifeln kann[1]; ihre Worte sind ihm so vertraut, daß er nur in ihrer Sprache denken und reden zu können scheint. Seine eigene Ehrfurcht gegen die heiligen Bücher möchte er auch den Neubekehrten einflößen. Deshalb bittet er die Äbtissin Eadburg, ihm die Briefe „seines Herrn, des heiligen Apostels Petrus", in Goldschrift zu senden, „damit die Menschen, deren Augen auf das Sinnfällige gerichtet sind, mit Achtung und Ehrfurcht vor Gottes Wort erfüllt werden"[2].

Wie er die Heilige Schrift liebte, so liebte Bonifatius auch das Gebet. Wie hätte er auch ein wahrer Apostel sein können, wenn er nicht, wie Paulus, neben dem „Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes", die Waffe des Gebetes ergriffen hätte? Aus seinen Briefen sehen wir, daß er die Mahnung des Herrn, allzeit zu beten und nicht nachzulassen, treu befolgte. Durch kräftiges, anhaltendes, vertrauensvolles Gebet und Flehen brachte er Regen vom Himmel herab, um die Saat, die er ausgestreut, zu nähren, und Feuer, um die Herzen der Menschen, denen er predigte, zu entzünden. In Stunden des Leidens, der Drangsale und Gefahren streckte er stets die Hand im Gebet empor, und Gott faßte sie von oben, wie der Dichter sagt, und die Berührung durchströmte ihn mit geheiligter Kraft. Wie er niemals müde wurde, selbst zu beten, so ließ er auch nicht ab, andere um ihre Gebetshilfe anzuflehen. „An die Güte Eurer Liebden wende ich mich mit den tiefsten und innigsten Bitten meines

[1] Ep. 78, 168.

[2] Ep. 35, 60. Das nötige Gold dazu schickte er ihr selbst.

Herzens", schreibt er an Abt Aldhere, „daß Ihr in Euren hochheiligen Gebeten unser eingedenk seid, damit der Herr, der die Ursache unserer Pilgerfahrt ist, uns in den sturmbewegten Fluten des germanischen Meeres nicht versinken lasse, sondern uns durch seine schützende und leitende Rechte unversehrt erhalte und an das ruhige Gestade des himmlischen Jerusalem führe. Leget aber auch Fürbitte bei dem Herrn ein für die dem Götzendienst noch ergebenen Völker Germaniens, damit er sie zum Schoße der Mutter Kirche geleite."[1] Nicht um Geld und Gut, um Kleidung und Nahrung bittet er seine einflußreichen angelsächsischen Freunde, obgleich er und die Seinen oft genug in bitterster Armut lebten und dieser Dinge bedurften, sondern immer und immer wieder um das Almosen des Gebetes.

Von der Liebe unseres Heiligen zum Heiland im Altarssakrament sagt sein Biograph Otloh[2]: „Wie er sich nach der Erlangung der Priesterwürde als Mensch und als Priester bewährte, um der Teilnahme an dem himmlischen Sakramente würdig zu erscheinen, kann man besser aus dem Zeugnisse seiner Taten als aus jedem Lobspruch durch Worte erkennen." Auf seinen Reisen führte er stets alles mit sich, was er zur Feier der heiligen Messe benötigte, und wenn eben möglich, brachte er, wie der hl. Ludger bezeugt, täglich das heilige Meßopfer dar[3]. Seine Ehrfurcht vor dem heiligsten Altarssakrament legte er vor aller Welt offen an den Tag. Wenn er am Hofe weilte, mußte er notgedrungen auch mit unkirchlichen und vielfach sittenlosen Priestern und Bischöfen, die dort geduldet wurden, verkehren; aber er weigerte sich beharrlich, „die Feier des Meßopfers in den

[1] Ep. 38, 63. [2] Vita Bonifatii 1, 3, 119.
[3] Vita Greg. traiect. c. 2.

heiligen Geheimnissen des Leibes und Blutes Christi mit ihnen zu begehen"[1]. Er legte großen Wert darauf, die Messe genau nach Vorschrift der römischen Kirche zu feiern; als er über gewisse Zeremonien in Zweifel war, wandte er sich unmittelbar an den Papst um Auskunft[2].

Wiederholt bittet er seine Freunde, seiner bei der heiligen Messe zu gedenken, was diese auch bereitwilligst taten. Der Priester Sigebald versicherte ihm, daß er stets beim heiligen Meßopfer seinen Namen neben denen der eigenen Bischöfe nenne und dies bis zu seinem Tode tun werde[3]. Unser Heiliger sorgte auch dafür, daß so viele Messen wie möglich für die Verstorbenen gelesen wurden. So schreibt er an den Abt Optatus von Monte Cassino: „Wir bitten angelegentlich, es möge ein enges Verhältnis brüderlicher Liebe zwischen uns herrschen, für die Lebenden gemeinsam gebetet, für die aus diesem Leben Geschiedenen Gebete und Meßopfer dargebracht und zu diesem Zweck die Namen der Verstorbenen gegenseitig zugesandt werden."[4] Den Abt Aldhere bittet er, das heilige Meßopfer darbringen zu lassen „für die Seelen der entschlafenen Brüder, die mit uns im Herrn arbeiteten"[5].

Gebet, Betrachtung des Wortes Gottes, Andacht zum eucharistischen Heiland — hier ist die wahre Quelle seiner Größe, das Geheimnis seiner Erfolge; hier schöpfte er Mut und Kraft, festzustehen im Kampfe am Tage des Herrn und sein Leben hinzugeben „für seinen Feldherrn Christus, unter dessen Fahnen er so lang gekämpft".

[1] Ep. 63, 129; 86, 193. [2] Ep. 87, 200.

[3] Ep. 36, 61. Vgl. zu dieser Stelle Ebner, Gebetsverbrüderungen 107 A. 1.

[4] Ep. 106, 232. [5] Ep. 38, 63.

Nachwort.

Die Verehrung des hl. Bonifatius.

Schon zu seinen Lebzeiten wurde Bonifatius von seinen Zeitgenossen als ein hochbegnadeter, mit den schönsten Tugenden gezierter Diener Gottes geschätzt und verehrt. Es war daher ganz natürlich, daß man sogleich nach seinem glorreichen Martertode anfing, ihm alle Ehren eines Heiligen zu erweisen.

Sein Heimatland ging voran. Sobald die Kunde von seinem Tode dort anlangte, wurde sein Name in das Martyrologium oder Heiligenverzeichnis[1] eingetragen. Eine von Erzbischof Cudberth von Canterbury versammelte Synode beschloß, den 5. Juni, den Tag seines Martyriums, alljährlich feierlich zu begehen. Im Namen der versammelten Väter richtete Cudberth ein Beileidschreiben an Bischof Lul und seine Mitarbeiter in Deutschland, worin er dem großen Toten ein rührend schönes Denkmal der Liebe und Verehrung setzt:

„Der Tod unseres von Gott geliebten Vaters, des Märtyrers Bonifatius, hat unser Herz mit tiefer Traurigkeit erfüllt; ein Gefühl der Freude und des Jubels mildert jedoch unsern Schmerz. Je öfter wir daran denken, desto inniger danken wir frohlockend der wunderbaren, unaussprechlichen Güte Gottes, daß gerade das Volk der Angeln es verdient hat, einen so vortrefflichen Erforscher des himmlischen Weisheitsschatzes[2] und einen so ausgezeichneten Streiter Christi zum geistlichen Kampfe und zum Heile unzähliger

[1] Martyrologium Bedae. [2] D. h. der Heiligen Schrift.

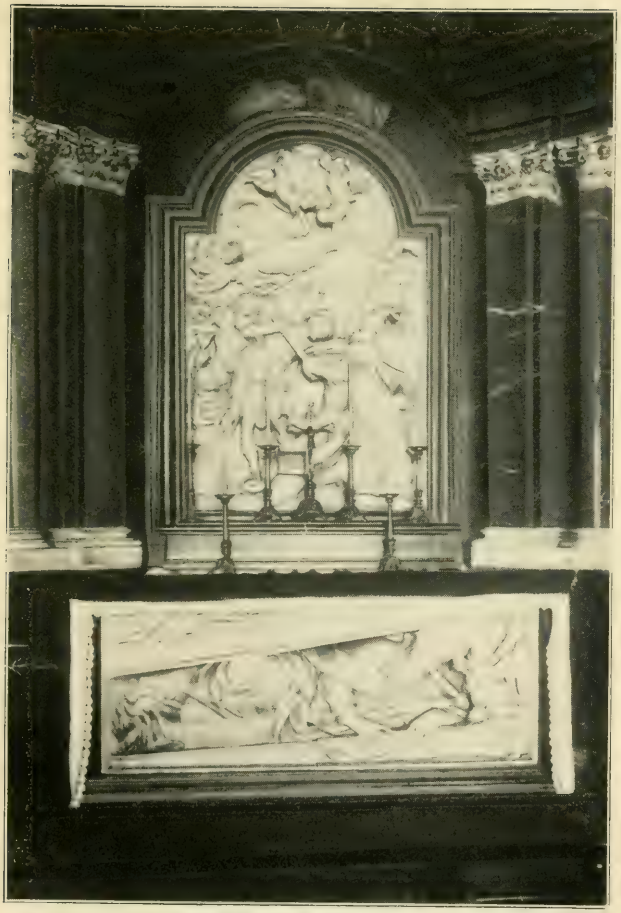
Seelen auszusenden. Durch die Barmherzigkeit Gottes ward es ihm gegeben, unter Überwindung aller Hindernisse und mit dem Beispiel seiner Frömmigkeit und Güte allen vorangehend, viele wilde Völker, die noch auf Abwegen umherirrten, aus dem Schlunde des ewigen Verderbens glücklich auf die Pfade des himmlischen Vaterlandes zu führen. Deshalb setzen wir ihn freudigen Herzens unter die hervorragendsten Lehrer des rechten Glaubens und verehren ihn rühmlich. Deshalb haben wir auch auf unserer allgemeinen Kirchenversammlung beschlossen, den Tag, an dem er und die ihn begleitende Schar den Martertod erlitten, festlich zu feiern; denn ihn wünschen wir uns — und wir glauben auch fest, daß unser Wunsch in Erfüllung gegangen ist — neben dem seligen Gregor und Augustinus zum Schutzpatron vor Christus dem Herrn, den er während seines Lebens stets geliebt und in seinem Tode so glänzend verherrlicht hat." [1]

Auch in Deutschland ließ die Verehrung unseres Heiligen nicht auf sich warten. Von nah und fern strömten die Gläubigen, vor allem die Kranken, Siechen und vom Teufel Geplagten, zu seinem Grab in Fulda, das Gott, nach dem Zeugnis glaubwürdiger Zeitgenossen, durch viele Wunder verherrlichte.

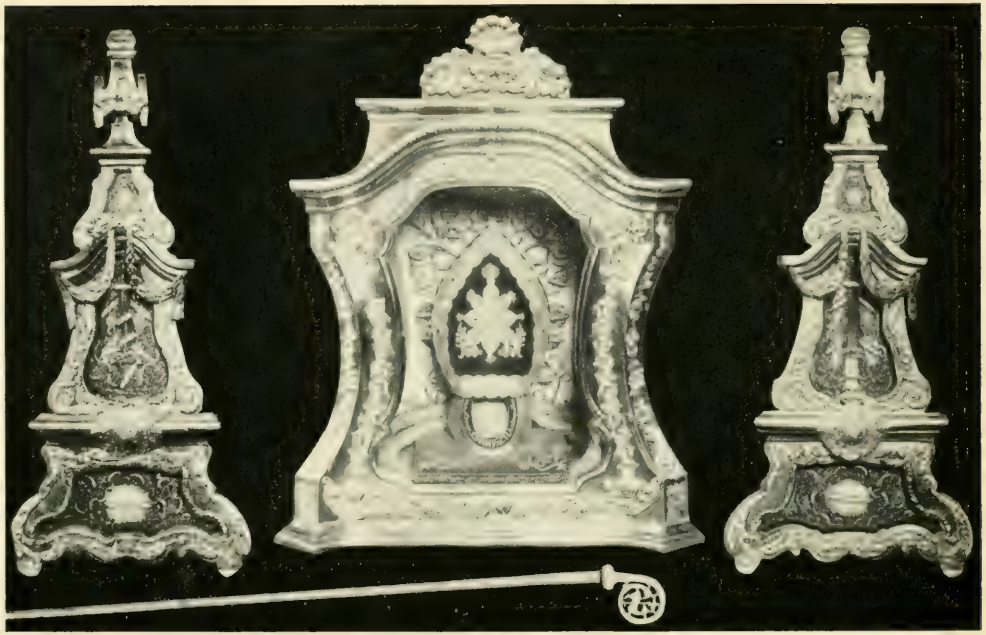
Signa movent populos: cernunt magnalia caeci,
Surdorumque sonus auribus ipse tonat.
Morborum fugiunt labes, furor impius atri
Daemonis absistit Martyris ex precibus [2].

[1] Ep. 111, 239 f. Vgl. Ep. 112: Bischof Milret von Worcester über den Märtyrertod des hl. Bonifatius.

[2] Hrabanus Maurus (M. G. Poetae II 220). Vgl. Willibald, Vita Bonifatii c. 8, 54 f Diese Stelle diente Rhaban als Vorlage für seine Verse.



Altar der Bonifatiusgruft zu Fulda. Mittelstück.



Bonifatius-Reliquien in der Gruft zu Fulda.

Teil seines Hauptes und eines Armes; Dolch, mit dem der Heilige ermordet wurde; Bischofsstab.

Abt Sturmi ließ über der Ruheſtätte ſeines teuern Lehrers einen vergoldeten Altar mit einem auf Säulen ruhenden, prachtvoll gearbeiteten Oberbau aus Gold und Silber errichten. Unter den folgenden Äbten Baugulf, Ratgar und Eigil wurde die Abteikirche durch Anbauten erweitert und verſchönert, ſo daß ſie im Weſten und im Oſten ein Chor mit Krypta hatte. Im Jahre 819 wurden die Gebeine des Heiligen feierlich aus dem Oſtchor ins Weſtchor übertragen und dort unter dem Choraltar in einem ſteinernen Sarge beigeſetzt[1].

Aus einem Briefe Alkuins ſehen wir, daß das Feſt des hl. Bonifatius alsbald nach dem Martyrium in Fulda begangen wurde. „Ich ſchicke euch eine Decke für das Grab unſeres heiligen Vaters Bonifatius", ſchreibt er an die Mönche, „auf deſſen Fürſprache für meine Sünden ich großes Vertrauen ſetze, damit ich armer Sünder Verzeihung zu erlangen verdiene. Auch ein Meßbuch ſende ich euch, damit ihr es täglich zur Hand habet, wenn es einem beliebt, Gebete zu Gott emporzuſenden ... oder wenn einer zu Ehren des heiligſten Vaters Bonifatius die Meſſe ſingen oder deſſen huldvolle Gegenwart durch Gebete erflehen will."[2] Im Laufe der Zeit wurden nicht weniger als ſechs Feſttage zu Ehren unſeres Heiligen eingeführt: ſein Todestag mit Vigil und Oktav, ſeine Biſchofsweihe am 1. Dezember, die Übertragung ſeiner Reliquien am 12. Juni und die Weihe der Grabeskirche am 1. November.

In Mainz wurde, vielleicht von Lul ſelbſt, eine Kirche über der Stelle errichtet, wo der Leichnam des Märtyrers vor der Überführung nach Fulda geruht hatte. Dort ver-

[1] Über die Bonifatiusgruft ſ. Anhang I, 14.

[2] Jaffé, Bibl. rer. Germ. VI, Monum. Alcuiniana 658 f.

wahrte man auch in einem hölzernen Schrein unter andern Reliquien die Kleider, in denen er den Tod erlitten hatte[1]. Während des ganzen Mittelalters und bis in die Neuzeit hinein war das Fest des hl. Bonifatius ein gebotener Feiertag in der ganzen Erzdiözese Mainz.

Zu Dokkum erbauten die Friesen noch zu Lebzeiten König Pippins eine prachtvolle Kirche zu Ehren des hl. Bonifatius und anschließend daran ein kleines Mönchskloster[2]. An dieser Kirche war der hl. Ludger mehrere Jahre angestellt, bevor er seine Missionstätigkeit unter den Sachsen begann und das Bistum Münster gründete. Hier wirkte auch der Angelsachse Willehad, der nachmalige erste Bischof von Bremen, sieben Jahre lang als Jugenderzieher und Glaubensprediger. Bis zum heutigen Tage steht die Bonifatiusverehrung in Dokkum in schönster Blüte. Der Bonifatiusbrunnen auf dem Marktplatz erinnert an jene Quelle süßen Wassers, die dort nach dem Tode des Märtyrers entsprang[3], aber auch an die unversiegliche Quelle der Gnade und Wahrheit, die er den Friesen mit dem Christentum geschenkt hatte.

In Utrecht wurde das Bonifatiusfest schon im 8. Jahrhundert mit besonderer Feierlichkeit begangen. Hier entstand auch wohl das älteste noch erhaltene Bonifatiuslied, das am 5. Juni in der Salvatorkirche von Klerus und Volk gesungen wurde:

Iunius in Nonis festum venerabile nobis
Advehit, exultant fratres cum civibus in quo,
Tunc quia celorum meruit Bonifacius alta
Scandere, perpetuam mercatus sanguine vitam[4].

[1] Vita Quarta Bonifatii 102.
[2] Willibald 9, 56 f. Siehe Anhang I, 15.
[3] Willibald 9, 57. [4] Vita Altera Bonifatii 73.

„Junius bringt in den Nonen ein herrliches Fest uns,
Welches die Brüder und Bürger zugleich erfüllet mit Freude,
Weil Bonifatius jetzt, nachdem er das ewige Leben
Durch sein Blut sich erkauft, zu den himmlischen Räumen emporstieg."

Obgleich sich das Fest des hl. Bonifatius mit der Zeit in fast allen deutschen und in zahlreichen außerdeutschen Diözesen einbürgerte, so blieb es doch mehr als ein Jahrtausend nur ein Sonderfest. Erst im Jahre 1874, als der Kulturkampf seinen Höhepunkt erreichte, dehnte es Papst Pius IX. auf die Gesamtkirche aus[1].

Das Grab des hl. Bonifatius ist in unsern Tagen wieder geworden, was es im frühen Mittelalter war — der religiöse Mittelpunkt Deutschlands, ein nationales Heiligtum. Alljährlich versammeln sich dort die deutschen Bischöfe, um sich an dem erhabenen Vorbilde des Apostels zu stärken und über die gemeinsamen Anliegen der deutschen Katholiken zu beraten.

Der hl. Bonifatius war ein Mann der Tat. Durch eine wahre Großtat hat das katholische Deutschland ihn auch geehrt. Seit nunmehr siebzig Jahren ist der Verein, der seinen Namen trägt und von seinem Geiste beseelt ist, in den deutschen Landen tätig und setzt sein Lebenswerk fort. Das segensreiche Wirken des Bonifatius-Vereins zieht immer weitere Kreise in unermüdlichem Beten und Opfern, Sammeln und Spenden, Bauen und Gründen[2]. In ihm ist der Apostel der Deutschen, wie ein Kirchenfürst mit Recht gesagt hat,

[1] Über die liturgische Verehrung des hl. Bonifatius vgl. besonders Bruder, Ursprung und erste Entwicklung der liturg. Verehrung des hl. Bonifatius, in der Linzer Quartalschrift LVIII (1905) 515 ff.

[2] Über den Bonifatius-Verein vgl. man besonders den Hirtenbrief der Fuldaer Bischofskonferenz, Ostern 1919.

wieder zu neuem Leben auferstanden. Wie Bonifatius selbst, so kennt der Bonifatius-Verein nur eine Liebe, nur ein Streben: die Liebe zu Christus und das Streben, unsterbliche, durch Christi Blut erlöste Seelen zu retten.

Und wir deutsche Katholiken, die wir dem hl. Bonifatius das höchste aller Güter, den wahren Glauben und die Zugehörigkeit zur Kirche Jesu Christi verdanken, folgen wir der Mahnung des Erzbischofs Cudberth und „rufen wir uns häufig ins Gedächtnis zurück, mit welchem Eifer der vortreffliche Meister und selige Märtyrer sich ‚im Wort und in der Lehre' Gottes abmühte, welche Gefahren und Schwierigkeiten er aus Liebe zu Christus und um Seelen zu gewinnen bis an seinen Tod willig ertrug. Und da er nun ein Hausgenosse Gottes geworden ist, erwägen wir ernsthaft, wie wir seinen heiligen Ermahnungen beipflichten und seinem frommen Beispiel am besten folgen können. Denn dadurch erwerben wir die Zuneigung und das Lob aller guten Menschen, sind Gott lieb und wohlgefällig und verdienen mit unserem seligen Vater von Christus, dem Richter aller, die beseligenden Worte zu hören: Wohlan, du guter und getreuer Knecht! Du bist über weniges treu gewesen, darum will ich dich über vieles setzen, gehe ein in die Freude des Herrn." [1]

[1] Ep. 111, 242 f.

Anhang.

I. Einige Bonifatiusfragen.

1. **Zur Chronologie der Jugendjahre** (S. 15). a) Bonifatius ist spätestens 675 geboren, wie aus folgenden Erwägungen hervorgeht: 1) Er schlägt die ihm von Willibrord im Jahre 721 angebotene Bischofswürde ab mit der Begründung, er habe das von den Kanones vorgeschriebene Alter von 50 Jahren noch nicht ganz erreicht — quoniam quinquagesimi anni iuxta canonicae rectitudinis normam necdum plene reciperet aetatem (Willibald 5, 24). 2) In einem Brief, der nachweislich in das Jahr 735 gehört, bezeichnet er sich zum erstenmal als Greis und klagt über die Beschwerden des Alters: Antiquae amicitiae in senectute non obliviscaris, sed recorderis patris tui iam nunc decrepiti . . . miserere iam senis (Ep. 34, 58). Danach wäre seine Geburt in das Jahr 675 oder kurz vorher zu setzen. Vgl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I[3] 449 f. 3) Die Synode, die unsern Heiligen als Unterhändler zu dem Erzbischof von Canterbury sandte, fällt wahrscheinlich in das Jahr 705 (vgl. unten unter 2). Er war aber damals schon Priester und folglich mindestens 30 Jahre alt (Willibald 3, 12).

b) Bonifatius war ungefähr 7 Jahre alt, als er in das Kloster Exeter eintrat. Vgl. Ep. 12, 17: Experientes proinde te ab infantia sacras litteras didicisse — „Wir haben erfahren, daß Du von Kindheit an für den geistlichen Stand erzogen wurdest", mit Willibald 1, 7: Puerilibus adhuc in annis constitutus, und ebd. 2: Infantiaeque VII, puerilis adveniente decore aetatis, evolvuntur anni . . . Vgl. auch 3, 11: Ab infantia sua usque ad decrepitam aetatis senectutem praeteritorum patrum sapientiam imitatus est. Mit dem siebten Lebensjahr hörte die Kindheit auf und begann das Knabenalter (vgl. Isidorus Hispalensis, Etymol. 11, 2, 2; Beda, Vita S. Cuthberti 1).

c) Man nimmt allgemein an, daß Bonifatius von Exeter unmittelbar nach Nhutscelle übersiedelte, und zwar nicht vor 701, da

Wynbercht erst in diesem Jahre Abt von Nhutscelle wurde. Vgl. Hahn, Bonifaz und Lul 26 ff.; Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I 450; Levison, Willibald 9 A. 2. Bonifatius wäre demnach mindestens 26 Jahre alt gewesen, als er Exeter verließ. Das stimmt aber nicht mit Willibalds Angaben überein. Er sagt nämlich ausdrücklich, daß Bonifatius in Exeter unter Wolfhards Leitung verblieb, „bis mit dem Ende der sorglosen Knabenjahre und dem Keimen des mannbaren Jünglingsalters (d. h. als er etwa 15 oder 16 Jahre alt war. Vgl. Isidor a. a. O. und Reg. S. Benedicti c. 70) seinen Geist ein glühendes Verlangen entflammte, auch die benachbarten Klöster zu besuchen" (Willibald 2, 8 f.). Danach verließ er Exeter im Jahre 690 oder 691, begab sich studienhalber zu mehreren westsächsischen Klöstern, vielleicht nach Glastonbury, Tisbury, Sherborne oder Malmesbury, was seine Bekanntschaft mit den Äbten Wintra, Beorwald und Aldhelm erklären würde, und „kam endlich", wie Willibald sagt, „auf himmlische Eingebung der göttlichen Gnade, zu dem Kloster Nhutscelle und erwählte, von geistlicher Liebe zur Wissenschaft getrieben, die dortige Schule des Abtes Wynbercht und die Gemeinschaft der mit ihm in Gott lebenden Brüder" (Willibald 2, 9). Hier wurde er, wahrscheinlich noch von Bischof Häddi von Wessex († 7. Juli 705) zum Priester geweiht. Es scheint damals recht häufig vorgekommen zu sein, daß Mönche von einem Kloster zum andern übersiedelten, was sie aber nur mit Erlaubnis ihrer Äbte tun durften. Vgl. Kanon 4 der Synode von Hertford 670/73 (Beda, Hist. eccl. 4, 5). Willibald berichtet (2, 10), daß viele Mönche nach Nhutscelle kamen, um Bonifatius' Unterricht zu genießen.

2. **Witenagemot und Synode von Brentford** (S. 25). Wann und aus welchem Anlaß die Synode zusammentrat, in deren Auftrag Bonifatius nach Canterbury ging, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Zu den früheren Deutungen (vgl Hahn, Bonifaz und Lul 29 A. 6) kommt nun eine neue von H. Boehmer (Zeitschr. d. Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde L [1917] 211—212), die ohne Zweifel manches für sich hat. Im Jahre 704 beschloß eine Synode unter dem Vorsitz des Erzbischofs Berchtwald von Canterbury den Westsachsen die Kirchengemeinschaft aufzusagen, weil sie dem Urteil des Erzbischofs in ordinatione episcoporum (Teilung der Diözese Wessex) nicht Folge leisteten. Siehe den Brief Bischof Waldheres

von London an Erzbischof Berchtwald (Haddan and Stubbs, Councils and Ecclesiastical Documents Relating to Great Britain and Ireland III 275). Am 15. Oktober 705 tagte zu Brentford an der Themse, westlich von London, eine große Versammlung der Könige, der Bischöfe und Äbte und der andern Großen von Wessex und Essex zur Beilegung aller Streitigkeiten, insbesondere derjenigen, die wegen der Aufnahme von einigen aus Wessex vertriebenen Adeligen in Essex zwischen beiden Reichen entstanden waren (Brief von Waldheres S. 274). Auch Willibald (4, 13) spricht von einer seditio. Bei dieser Gelegenheit, meint Boehmer, wurde wahrscheinlich auch der Streit zwischen Wessex und Canterbury beigelegt und die Teilung der Diözese Wessex beschlossen. Denn Bischof Häddi von Wessex war kurz vorher (7. Juli) gestorben, und Aldhelm, der nach der Teilung Sherborne erhielt, hat nachweislich 706 sein Amt angetreten. Bei dieser Gelegenheit, also Ende 705, wurde Bonifatius wahrscheinlich als Unterhändler zu Erzbischof Berchtwald gesandt. Wenn diese Deutung auch nicht alle Schwierigkeiten löst, so paßt sie doch recht gut zu Willibalds Erzählung (4, 13 ff.).

3. **Bonifatius und Willibrord** (S. 58). Boehmer (a. a. O. 192 bis 193 197), dem Tangl (Bonifatiusfragen 10) beistimmt, verwirft Willibalds Angaben über Art und Grund des Abbruchs der Mitarbeiterschaft des Bonifatius bei Willibrord. Er meint, es seien Gegensätze kirchlicher Anschauung und kirchlichen Brauches gewesen, die eine Entfremdung der beiden Männer und schließlich die Abreise des Bonifatius herbeiführten. Willibrord habe stark unter dem irisch-northumbrischen Einfluß gestanden, während Bonifatius in allen Fragen den streng römischen Standpunkt vertrat. Und die Beweise für diese Behauptung? 1) „Willibrord ist mit seinen elf Gefährten aus einem irischen Kloster nach dem Festland gegangen." Allerdings, aber von seiner Kindheit an bis zu seinem 20. Lebensjahr wurde er in dem Kloster Ripon in Northumberland unter den Augen des großen Wilfrid, des römischsten aller Angelsachsen, erzogen, und in Irland war er Schüler Egberts, eines entschiedenen Gegners der irischen liturgischen Sonderbräuche (vgl. Beda, Hist. eccl. 5, 9 22). Keine einzige Handlung im Leben Willibrords rechtfertigt Boehmers Vermutung. In den Quellen ist nirgends die Rede von irischen Eigenarten in der friesischen Kirche. 2) „Die Priester, die später dem Bonifatius in

Thüringen feindlich entgegentraten, waren nicht Kelten, sondern Angelsachsen, vielleicht Willibrord-Schüler." Daß sie Angelsachsen waren, beweist Boehmer überzeugend; daß sie aus den Kreisen Willibrords hervorgegangen waren, macht er nicht einmal wahrscheinlich. Wenigstens einer von den vier, Berehthere, scheint aus Südengland gewesen zu sein (vgl. Ep. 14, 26) und darum wohl nicht ein Schüler Willibrords, noch mit irischen Bräuchen vertraut. Aber auch zugegeben, daß sie Willibrord-Schüler waren, so beweist das doch noch nichts für Boehmers Behauptung. Denn der Streit zwischen ihnen und Bonifatius drehte sich nicht um unwesentliche Dinge, um Fragen der Liturgie, der Tonsur und der Zeit der Osterfeier: diese Priester waren, nach Willibald (6, 33), Ketzer, fornicatores und adulteri, und widersetzten sich öffentlich und mit Gewalt den Reformbestrebungen des Bonifatius. Wenn sie Schüler Willibrords gewesen waren, dann waren sie von den Idealen ihres Meisters abgefallen, und er hätte sie ebensowenig geduldet wie Bonifatius. Vielleicht waren sie früher mit ihm in Konflikt geraten und deswegen aus Friesland nach Thüringen gezogen, um dort ihren unpriesterlichen Wandel fortsetzen zu können. 3) „Wir besitzen nicht die geringste Überlieferung über einen Verkehr zwischen Willibrord und Bonifatius nach Bonifatius' zweiter Romfahrt, obwohl Willibrord noch bis 739 gelebt hat." Das ist, wie Boehmer mit Recht bemerkt, eine merkwürdige Tatsache. Aber ebenso merkwürdig ist, daß wir nichts Sicheres über einen Verkehr des Bonifatius mit Nhutscelle nach 718 wissen. Daraus können wir jedoch nicht schließen, daß gar kein Verkehr stattfand. 4) „Bonifatius erklärt, er habe von dem verstorbenen Papst Gregor — a beato sanctae recordationis Gregorio papae — einen Missionsauftrag erhalten, und zwar an die Völker Germaniens." Beides stimme nicht, meint Boehmer: der Auftrag des Papstes war ganz allgemein gehalten und der Papst selbst war noch am Leben. Was den ersten Punkt betrifft, so ist zu bemerken, daß der schriftliche Auftrag zwar allgemein gehalten war, daneben hatte aber Bonifatius den mündlichen Auftrag, sich nach Thüringen zu begeben (Willibald 5, 22). Was den zweiten Punkt betrifft, so ist es gar nicht notwendig, die Worte: a beato sanctae recordationis . . . mit „verstorben" zu übersetzen; im Mittelalter wurde diese Redewendung nicht nur für Verstorbene, sondern auch für Lebende gebraucht.

Vgl. G. D. Hoffmann, Vermischte Beobachtungen aus der deutschen Staatsgeschichte und Rechten II (Ulm 1760/64) 67.

Die Art und Weise, wie Bonifatius in einem Schreiben an Stephan II. (Ep. 109, 235) vom hl. Willibrord spricht, schließt meines Erachtens auch die Möglichkeit aus, daß „Gegensätze kirchlicher Anschauung oder kirchlichen Brauchs" jemals zwischen ihnen bestanden hatten. Der Kern der Willibald-Erzählung ist durchaus glaubwürdig.

4. **Familiaritas Sanctae Sedis** (S. 68). Willibald (6, 30) berichtet, Gregor III. habe Bonifatius und alle seine Untergebenen für alle Zukunft in die familiaritas des Heiligen Stuhles aufgenommen. Nach Otloh (Vita Bonifatii 1, 15, 129) geschah dies durch ein besonderes Privileg (vgl. Ep. 28, 52). Seiters (Bonifatius 140) und Buß-Scherer (Winfrid-Bonifatius 84) sehen darin die Aufnahme in eine eigene, von Rom aus die ganze Christenheit zusammenschließende Gebetsverbrüderung. Auch Ebner (Gebetsverbrüderungen 4) scheint sich dieser Deutung anzuschließen. Von einer solchen Verbrüderung findet sich aber in den Quellen nirgends eine Spur. Man muß wohl etwas anderes unter der familiaritas verstanden haben. B. Simson (Willibalds Leben des hl. Bonifatius 48) übersetzt familiaritas mit „engster Verbindung mit dem Apostolischen Stuhl". Es muß aber noch mehr als das gewesen sein, denn schon durch seinen Bischofseid trat Bonifatius in das denkbar engste Verhältnis zur römischen Kirche. Tangl (Die Briefe des hl. Bonifatius 42 Anm.) sieht darin mit Recht ein Schutzverhältnis und in dem erwähnten Privileg die Aufnahme des Bonifatius unter den Schutz der römischen Kirche, wodurch seine unmittelbare Zugehörigkeit mit der römischen Kirche ausgesprochen wurde (vgl. auch Tangl, Studien zur Neuausgabe der Bonifatius-Briefe 765 ff.).

5. **Die Donareiche von Geismar** (S. 81). Robinson (The Life of St. Boniface by Willibald 63 f.) gibt folgende, von den landläufigen abweichende Erklärung des Fällens der Donareiche: „Als Bonifatius die erste oder untere Kerbe in den Baum gehauen hatte — cum arborem succidisset —, d. h. als er den Baum bis zur Mitte von der Richtung her, in welcher er fallen sollte, angehauen hatte, war eine große Menge Heiden zugegen, die in ihrem Herzen den Feind ihrer Götter verwünschten. Als er aber den Baum auf der Vorderseite, d. h. auf der Seite, die dem Holzhauer und dem Zuschauer

zugewandt war, angehauen hatte (nämlich die zweite, die Ober- oder Vorderkerbe eingehauen hatte) — ad modicum quidem arbore praeciso —, da fiel der mächtige Stamm usw." Robinson ist der erste, der die Wörter succidisset und praeciso als Holzhauer-Fachausdrücke ansieht. Schon Otloh (1, 22, 135) hatte bemerkt, daß succidisset eine andere Bedeutung habe als succidere im vorhergehenden Satze; er setzt dafür inter ipsa incisionis opera.

6. a) **Die geistliche Verwandtschaft als Ehehindernis** (S. 88). Die geistliche Verwandtschaft bildete sowohl im Osten als auch im Westen ein trennendes Ehehindernis. Justinian (L. 26. C. De nupt.) verbot die Ehe zwischen Taufpaten und Täufling. Diese Bestimmung wurde bestätigt und erweitert von der trullanischen Synode (im Jahre 692), indem auch die Ehe zwischen den Taufpaten und der Mutter des Täuflings verboten wurde. Für das Abendland traf das römische Konzil unter Gregor II. im Jahre 721 die Bestimmung: Si quis commatrem spiritualem duxerit in coniugium, anathema sit. Vgl. Scherer, Kirchenrecht II 313; Leitner, Lehrbuch des kath. Eherechts 265; über die Stellung des Bonifatius zu dieser Frage: Scherer im Hist. Jahrbuch V 249. Tangl meint, die Anklage gegen Bonifatius, von der in Ep. 32, 56 die Rede ist, müsse auch in Rom erhoben und dort als zutreffend befunden worden sein, was dann eine vorübergehende Trübung seines Verhältnisses zu Rom zur Folge gehabt habe (Briefe des hl. Bonifatius, XII f.). Weder das eine noch das andere ist wahrscheinlich. Bonifatius sagt nur: Die Römer behaupten, ein Mann begehe eine Todsünde, wenn er eine Witwe, deren Sohn er vorher aus der Taufe gehoben, zum Eheweibe nehme. Unter „Römern" wird wohl kaum die Kurie zu verstehen sein; Bonifatius hätte sich gewiß nicht gegen eine Entscheidung des Apostolischen Stuhles aufgelehnt. Er gebraucht auch sonst nirgends das Wort Romani, die „Römer", wenn er von dem Papst und seinem Hofe spricht. Wahrscheinlich hatten seine fränkischen Gegner die Römer, d. h. die Praxis und die Gesetzgebung der Römer, als Zeugen ins Feld geführt, ohne jedoch ihre Behauptungen durch eine kirchenrechtliche Bestimmung belegen zu können; darum wandte sich Bonifatius an seine angelsächsischen Landsleute um Aufschluß.

b) **Ein schwieriger Ehefall.** Nam quod posuisti, quodsi mulier infirmitate correpta non valuerit viri debitum reddere, quid eius

faciat iugalis; bonum esset, si sic permaneret, ut abstinentiae vacaret; sed quia hoc magnorum est, ille, qui se non poterit continere, nubat magis. Non tamen subsidii opem subtrahat ab illa, cui infirmitas praepedit et non detestabilis culpa excludit. Über die Erklärung dieses Dekretales haben die Kirchenrechtler viel hin und her gestritten; eine Einigung ist bis heute nicht erzielt. Manche erklärten die Stelle für unecht. Gratian sah darin eine dem Recht widersprechende Vergünstigung von nur geschichtlichem Wert: Illud Gregorii (c. 18) sacris canonibus, imo evangelicae et apostolicae doctrinae penitus invenitur adversum (ad c. 24, C. 32, q. 7). Roland (Summa, ed. Thaner 181 186) verstand sie von der durch Krankheit der sponsa eingetretenen Unmöglichkeit des Ehevollzugs. Dazu bemerkt Scherer (Kirchenrecht II 267 A. 10): „In der Tat handelt die Stelle dem Worte nach keineswegs von der durch Impotenz bedingten Unmöglichkeit der ehelichen Pflicht, ohne freilich das Unvermögen dazu auszuschließen. Gregor sagt auch nicht, daß es sich um die erste Kopula oder den Ehevollzug handle; doch ist dies bei der bekannten Strenge der römischen Kirche im Punkte der Ehetrennung vorauszusetzen und kann dafür auch auf den Ausdruck praepedit bezogen werden." Zehetbauer (Das Kirchenrecht bei Bonifatius 128) schließt sich dieser Ansicht an: „Es ist also der Sachverhalt der, daß die Frau krank wurde ante copulam, so daß der Ehevollzug unmöglich wurde." Mit allem Vorbehalt entscheidet sich auch Prof. Gillmann für Scherers Exegese des päpstlichen Dekretales (Privatmitteilung): „Die Unmöglichkeit zur Leistung der ehelichen Pflicht ob infirmitatem corporis", schreibt er, „muß durchaus nicht gerade Impotenz sein. Und Scherers einschlägige Voraussetzung entspricht dem wirklichen Sachverhalt, d. h. sie hat die von ihm angegebene Grundlage." Vgl. Sägmüller, Kirchenrecht II[3] 152; Schulte, Lehrbuch f. kath. Eherecht 88 A. 14; Freisen, Gesch. des Eherechts 331 f.; Fahrner, Gesch. d. Ehescheidung (1903) 63.

7. **Wer waren die Nistresi, Borthari und Suduodi?** (S. 117.) Als Bonifatius 738 von Rom abreiste, gab ihm Gregor III. ein Empfehlungsschreiben an „alle Großen und an das Volk der Provinzen Germaniens, an die Thüringer und Hessen, die Bortharier und Nistresier, die Wedrecier und Lognaer, die Suduoden und Graffelter und an alle im Ostland Wohnenden" (Ep. 43, 68). Von diesen Namen sind bis-

her, außer den Thüringern und Hessen, nur drei übereinstimmend und sicher gedeutet worden: die Wedrecier sind die Wetterauer, die Logmaer die Lahngauer und die Graffelter die Grabfelder (der Gau, wo Fulda lag). Nach einigen Forschern wären die Nistresier die Anwohner der Nister, eines Nebenflusses der Sieg. Nach Dümmler (M. G. Ep. III, 211) ist Nistresi ein Schreibfehler für Nithersi oder Nistharsi, den Stamm des sächsischen Gaus an der Diemel, der im Süden an den Hessengau grenzte. In den Borthari vermutet Seiters (Bonifatius 275) die Anwohner der Wohra, die sich bei Kirchhain im Lahngau mit der Ohm vereinigt; Richthofen denkt an die Borukterer zwischen Lippe und Ruhr. Boehmer (a. a. O. 174 f.) lehnt mit guten Gründen beide Deutungen ab. Er setzt die Borthari den Porathani in Arbeos Vita Haimhramni und den Botrini des Capitulare Saxonicum vom Jahre 797 gleich, die im südlichen Sachsen in der Nähe von Nordthüringen wohnten. Sie wären demnach die westlichen Nachbarn der Nordthüringer und die östlichen Nachbarn der Nithersi gewesen und hätten ihre Wohnsitze etwa in der Gegend der oberen Weser in unmittelbarer Nähe der Hessen gehabt. „Darum", bemerkt Boehmer, „waren sie dem hl. Bonifatius wohl bekannt und darum nennt er sie in unserer Liste gleich nach den Thüringern und Hessen." Diese Deutung hat viel für sich, und doch möchte ich sie nicht ohne weiteres als gesichert annehmen. Nach Arbeo waren die Botrini um 772, wie die Sachsen, noch Heiden; der Brief Gregors ist aber seinem ganzen Inhalte nach an Völkerschaften gerichtet, die bereits vollständig oder doch zum größten Teil christlich waren. Mit den Suduodi weiß auch Boehmer nichts anzufangen. Hauck (Kirchengeschichte Deutschlands I 499 A. 3) hält sie für die Bewohner des Salagaus zwischen Wetterau und Grabfeld; Tangl (Bonifatiusfragen 6) sucht sie südlich des Grabfeldes bis zum Maingebiet. Sollten sie nicht doch, wie Seiters schon vermutete, südlich des Mains im Odenwaldgebiet gesessen haben? Dort lag ja auch das Kloster Tauberbischofsheim.

8. **Bonifatius und der Sachsenzug von 738.** (S. 126.) „Als Wir aus Deinem schriftlichen Bericht erfuhren", schreibt Gregor III. an Bonifatius am 29. Oktober 739, „daß unser Gott in seiner Fürsorge die Völker Germaniens aus der Macht der Heiden befreite und durch Dein und des Frankenfürsten Karls Bemühen an die 100000 Seelen im Schoß der heiligen Mutter Kirche zu vereinigen geruhte ..., haben

wir dem Herrn gedankt. . . ." Tangl (Neues Archiv XL 758) bringt diese Worte mit dem Siege Karl Martells über die Sachsen im Jahre 738 in Verbindung. „Unterwerfung und zwangsweise Bekehrung gingen bei dieser Missionierung mit dem Schwert Hand in Hand." Gewichtige Gründe sprechen jedoch gegen Tangl. 1) Karl setzte bei der Lippemündung, also in der Nähe von Wesel, über den Rhein, so erzählt der Fortsetzer Fredegars (c. 109), „verwüstete den größten Teil jenes Landstriches mit vielem Blutvergießen, machte das wilde Volk zum Teil zinspflichtig, ließ sich viele Geiseln von ihm stellen und kehrte dann siegreich nach Hause zurück." (Vgl. auch die Metzer Annalen, Ausg. Simson, S. 30. Die Annalen von Fulda versetzen den Zug in das Jahr 737.) Von einer zwangsweisen Bekehrung keine Silbe! Wenn eine solche stattgefunden hätte, so hätte es der Geschichtschreiber gewiß gemeldet, wie er es bei dem Bericht über die Sachsenzüge Karlmanns (744) und Pippins (747) tut (Fred. Cont. c. 113 117). 2) Beziehen sich die angeführten Worte auf den Sachsenzug, dann war auch Bonifatius bei der angeblichen Missionierung beteiligt (tuo conamine, sagt Gregor Ep. 45). Das wäre aber kaum möglich gewesen. Man bedenke: 738, Ende Mai, kehrt Bonifatius nach Deutschland zurück; in Bayern errichtet er Bistümer und ordnet die kirchlichen Verhältnisse — eine Aufgabe, die gewiß mehrere Monate beanspruchte. In diese Zeit fällt Karls Heereszug gegen die Sachsen. Erst im Frühjahr 739 dürfte Bonifatius Bayern verlassen haben. Spätestens im Sommer sendet er seinen Bericht, auf den Gregor bezug nimmt, nach Rom. Wo wäre da Zeit gewesen, eine Missionsreise in das entlegene und ihm gänzlich unbekannte Gebiet an der Lippemündung zu unternehmen? 3) Zwangsbekehrungen hat Bonifatius nie das Wort geredet. Er bittet nur um Schutz für sein Missionswerk (Ep. 48), den er auch von den Frankenfürsten erhält (Ep. 22 u. 63). Seine eigenen Landsleute, die Angelsachsen, wurden auch nicht durch das Schwert bekehrt. Scherer hat wohl recht, wenn er schreibt: „Ich möchte die Hunderttausend Bekehrter, von welchen Bonifatius in seinem Brief an den Papst spricht, nicht auf gelegentlich dieses siegreichen Feldzuges dem Christenglauben gewonnene Heiden beziehen; es scheint, daß Bonifatius nur in großen Zügen seine bisherigen Gesamterfolge in Germanien schildern wollte" (Buß-Scherer, Winfrid Bonifatius 147 A. 3).

9. **Der hl. Willibald und die Bistümer Erfurt und Eichstätt.** (S. 134.) Nach Friedr. Stein (Forschungen zur deutschen Geschichte XXIV [1884] 150 f.) ist Willibald im Jahre 741 für das neuerrichtete Bistum Erfurt geweiht worden; als dann der Plan eines Erfurter Bistums fallen gelassen wurde, sei das Bistum Eichstätt für ihn errichtet worden. G. Schnürer (Bonifatius 66 f.) ist derselben Ansicht. Gegen diese Auffassung spricht wohl am entscheidendsten die Lebensbeschreibung des hl. Willibald. Sie weiß nichts von einer Ernennung Willibalds für Erfurt; nach der Bischofsweihe begab sich dieser vielmehr unverzüglich nach Eichstätt (Vita Willibaldi 5, ed. Holder-Egger 104). Nach Rettberg (Kirchengeschichte Deutschlands II 353 f.) wurde Eichstätt bereits 741, spätestens 742 von Bayern abgetrennt und Willibald übertragen, andernfalls fände die Weihe Willibalds am 22. Oktober 741 keine befriedigende Erklärung. Die Abtretung des Nordgaues an die Franken fand aber erst im Jahre 743 statt; daraus folgert Tangl (Bonifatius-Briefe S. XVI A. 1), daß „frühestens erst 743 vom Bestand des Bistums Eichstätt die Rede sein kann". Nottarp (Bistumserrichtung 79 A. 2) meint, die Erhebung Odilos könne die Folge einer kurz vorher von den Frankenfürsten aus politischen Gründen vorgenommenen „Grenzberichtigung" zu ungunsten Bayerns gewesen sein. Von einer solchen „Grenzberichtigung" findet sich jedoch keine Spur in den Quellen. Hauck, dem ich im Texte gefolgt bin, nimmt an, daß Willibald zunächst als Chorbischof oder Regionarbischof geweiht wurde, ebenso wie später Eoba und Lul und mehrere andere Bischöfe angelsächsischer Herkunft, und erst nach der Abtrennung des Nordgaues von Bayern zum eigentlichen Bischof von Eichstätt erhoben worden sei. Die genannten Forscher gehen alle von der Annahme aus, daß Eichstätt eine „Schöpfung aus rein politischen Erwägungen" war. Ist das aber so ganz sicher? Hauck bringt Willibalds Bischofsweihe mit Missionsplänen im Slavenlande in Verbindung — sollte das nicht der Grund sein, warum Eichstätt zum Bistum erhoben wurde, und warum dann nicht schon im Jahre 741?

10. **Karlmann und das Concilium Germanicum.** (S. 146.) Ging die Anregung zur Berufung der ersten deutschen Kirchenversammlung von Karlmann oder Bonifatius aus? Nach Hahn (Jahrbücher 31) tat Bonifatius den ersten Schritt. Karlmann ging darauf ein und erließ eine besondere Aufforderung an Bonifatius, worauf sich die Worte

des Bonifatius in Ep. 50, 82 beziehen: Carlomannus dux Francorum me arcessitum ad se rogavit, ut in parte regni Francorum, quae in sua est potestate, synodum facerem congregari. Für Hahns Auffassung sprechen die Berichte bei Willibald (7, 40 u. 8, 43). Kurth (a. a. O. 80) ist derselben Ansicht wie Hahn. Schnürer (a. a. O. 71) sagt dagegen mit Recht: „Nach den klaren Worten, in denen Bonifatius dem Papste von Karlmanns Plan Mitteilung macht, ist nicht daran zu zweifeln, daß Karlmann das Verdienst zukommt, selbständig den Entschluß gefaßt zu haben, ohne eine direkte Anregung von Bonifatius." Vgl. auch Tangl, Die Briefe des hl. Bonifatius 69 A. 3. Wie sind aber Willibalds Worte (S. 43) zu erklären: Carlomannum ducem ad congregandum supradictum synodorum conventum sepissime incitavit? Sie beziehen sich wahrscheinlich auf die gesamte synodale Tätigkeit des Heiligen. Nachdem der Anfang gemacht worden war, ist es ohne weiteres klar, daß Bonifatius die Frankenfürsten „sehr oft zur Versammlung von synodalen Zusammenkünften ermahnte"; war doch auf dem ersten Konzil beschlossen worden, alljährlich eine Synode abzuhalten. Wann hätte auch Bonifatius früher auf Karlmann einwirken können? Karl Martell starb am 22. Oktober 741. Eine Zeitlang war Bonifatius ohne Kenntnis von der Ordnung der Nachfolge und der Art der Reichsteilung; darum richtete er an alle drei Söhne Karls ganz oder nahezu gleichlautende Schreiben, worin er um Schutz und Förderung für seine Missionsarbeit in Thüringen bat; von der Abhaltung einer Synode ist keine Rede (Ep. 48, 77). Sein Brief an den Papst kann nicht später als in den Anfang 742 fallen (vgl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I 519).

11. **Das Bistum Neuburg.** (S. 165.) Neben den vier von Bonifatius im Jahre 738 errichteten bayerischen Bistümern taucht noch ein fünftes im Laufe der vierziger Jahre auf: Neuburg an der Donau. Als sich Odilo mit dem Gedanken trug, Bayern vom Frankenreich völlig unabhängig zu machen, bildete er, nach Hauck (Kirchengeschichte Deutschlands I 540), das Bistum Neuburg aus dem bayerischen Teil der Diözese Augsburg. Hauck glaubt auch, daß der erste Bischof von Neuburg von dem päpstlichen Legaten Sergius geweiht wurde, daß ihn Zacharias aber nach dem Sieg der Franken verleugnet und fallen gelassen habe. Er beruft sich auf folgende Stelle in dem Schreiben des Papstes an Bonifatius vom 5. November 745: „Du teiltest Uns

auch mit, daß Du in Bayern einen falschen Priester fandest, der behauptete, von Uns zum Bischof gemacht zu sein. Du hast sehr wohl getan, ihm nicht zu glauben — denn der Lügner hat alles fälschlich vorgebracht — und den entlarvten Schwindler vom Priesteramt zu entfernen" (Ep. 58, 107). In Haucks Augen wäre demnach der Papst ein gemeiner Heuchler, der es mit der Wahrheit nicht sonderlich genau nimmt, und dem „entlarvten Schwindler und Lügner" sei mehr Glauben zu schenken als den ausdrücklichen Versicherungen des Papstes. — Die Gründung des Bistums Neuburg ist bis zur Stunde historisch noch wenig aufgeklärt. Es ist möglich, daß Odilo die Gründung ins Auge faßte und vielleicht auch die Grenzen der neuen Diözese festlegte; daß aber auf sein Betreiben hin der erste Bischof vom Papst oder von dessen Legaten bestellt wurde, dafür bringt Hauck keine stichhaltigen Beweise. Als erster Bischof wird von einigen Forschern Wicterp († 749), der vorher Bischof von Augsburg war, genannt, von andern Wikko. Zwei Neuburger Bischöfe sind urkundlich bezeugt: Manno, der nach einer Notiz in einer Benediktbeurener Handschrift der Vita Bonifatii von Bonifatius selbst bestellt wurde, und Udalhart, sein Nachfolger. Vgl. Levison, Vita S. Bonifatii 39 A. 3. Bald nach 800 wurde Neuburg wieder mit Augsburg vereinigt. Für die Literatur über die Neuburger Frage s. Buß-Scherer a. a. O. 166 ff. und Rottarp, Bistumserrichtung 68 ff.

12. **Die Echtheit der „Vita Sturmi" von Eigil.** (S. 189.) Im Histor. Jahrbuch XXXVIII (1917) 758—772 greift Franz J. Bendel die Echtheit und Glaubwürdigkeit der Vita Sturmi an. Nach ihm war Sturmi nicht der erste Abt von Fulda, sondern der dritte; die zwei ersten waren Bonifatius und Lul, die sich jedoch den Titel nicht beilegten. Auch die Schenkung Karlmanns verwirft Bendel. Er behauptet, Bonifatius habe Fulda käuflich erworben. Ferner sucht er nachzuweisen, daß die Vita Sturmi fast gleichzeitig mit der Vita Lulli entstanden sei, und zwar im 11. Jahrhundert. Zu Bendels Ausführungen bemerkt Levison im Neuen Archiv XLI (1917) 768: „Der Beweis scheint mir in keiner Weise geglückt, und es ist ein starkes Stück, derartige Behauptungen in die Welt zu setzen, ohne zu Liudgers Angaben im Leben Gregors von Utrecht c. 5 (S. 15 72) und zu dem Fuldaer Abtskatalog (ebd. 13 272) Stellung zu nehmen und ohne vor allem das ausdrückliche Zeugnis der Vita Eigilis c. 22 (S. 15 232) über

Eigil als den Verfasser der Vita Sturmi auch nur zu erwähnen." Bendels unhaltbare Behauptungen haben durch Tangl (Bonifatiusfragen 27—41) eine eingehende Zurückweisung erfahren.

13. **War Bonifatius Erzbischof von Mainz?** (S. 202.) Die Frage der Erhebung von Mainz zum Erzbistum behandelt Tangl ausführlich in seinen Studien zur Neuausgabe der Bonifatius-Briefe (Neues Archiv XL 785 ff.). Er weist überzeugend nach, daß die Erhebungsurkunde (Ep. 88, 201) unecht ist. Zehetbauer (Das Kirchenrecht bei Bonifatius 76 f.) sucht zu beweisen, daß Mainz Metropolitansitz war und Bonifatius Metropolit von Mainz. Der Versuch muß aber als mißglückt angesehen werden. Als Missionserzbischof und päpstlicher Legat war Bonifatius Metropolit von Austrasien, nicht als Bischof von Mainz. Lul war (bis 782) weder Erzbischof von Mainz noch Metropolit. Der Nachfolger des hl. Bonifatius in der doppelten Würde war Chrodegang von Metz. Vgl. bes. Bedae Contin. ad an. 754.

14. **Die Bonifatiusgruft in Fulda.** (S. 267.) Die von Professor Vonderau geleiteten Ausgrabungen am Fuldaer Dom (1919) zeitigten überraschende Erfolge. Zunächst wurde außerhalb, und zwar östlich des heutigen Baues, der äußere Kreisbogen der Ostapsis der von Abt Baugulf errichteten Basilika freigelegt. Weiter stieß man auf Teile des von Bonifatius und Sturmi erbauten Klosters. In einem der freigelegten Räume waren noch Überreste der ehemaligen Fußboden-Heizanlage wohlerhalten. Die Ausgrabungen innerhalb des Domes legten die alte Bonifatiusgruft frei. Sie ist noch fast vollständig erhalten. Die Säulenfüße und die Sockel, worauf die Särge des hl. Bonifatius und der hl. Lioba ruhten, stehen noch an derselben Stelle. Auch die alten Malereien an den Wänden sind zum Teil noch vorhanden. Die Gruft soll wiederhergestellt werden.

15. **Die Kirche zu Dokkum.** (S. 268.) Die Kirche zu Dokkum, von der Vita Bonifatii 9, 56 und Vita Liudgeri 1, 20, ed. Diekamp S. 24 die Rede ist, war dem hl. Paulus und dem hl. Bonifatius geweiht, wie aus den Versus Alchuini de Ecclesia sancti Liudgeri (M. G. Poetae I 304) hervorgeht:

Adiuvat hinc Paulus, doctor Bonifatius inde,
Haec illis quoniam constat simul aula dicata.

II. Quellen und Literatur.

1. Schriften des hl. Bonifatius.

a) S. Bonifatii et Lulli Epistolae. In musterhafter Weise zuletzt herausgegeben von M. Tangl, Berlin 1916 (Mon. Germ. Epist. Selectae in usum scholarum I). Vgl. dazu:

Tangl, Studien zur Neuausgabe der Bonifatius-Briefe, im Neuen Archiv für die ältere deutsche Geschichtskunde XL (1916) 641—790 und XLI (1917) 25—101, wo auch die weitere Literatur über die Überlieferungsfrage usw. angegeben ist.

— Die Briefe des hl. Bonifatius in Auswahl übersetzt und erläutert, in der Sammlung der „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" Bd. 92. Eine vorzügliche Übersetzung; sehr wertvoll sind auch Einleitung und Anmerkungen.

Bastgen, Eine Neuausgabe der Bonifatiusbriefe, im Pastor bonus XXX (1917) 1—17.

Hahn, H., Bonifaz und Lul. Ihre angelsächs. Korrespondenten. Erzbischof Luls Leben. Leipzig 1883. Ein unentbehrliches Hilfsmittel für das Verständnis einer ganzen Reihe von Bonifatiusbriefen. Im ganzen streng sachlich.

Külb, P. H., Sämtliche Schriften des hl. Bonifatius übersetzt und erläutert. Bd. I. Regensburg 1859.

The English Correspondence of St. Boniface, in der Sammlung King's Classics. London 1911. Nur die Briefe an Freunde in der Heimat sind übersetzt.

Von den Briefen des hl. Bonifatius sind nachweislich mindestens 30 verlorengegangen.

b) Carmina Bonifatii.

Von den Gedichten ist das wichtigste eine Reihe von 20 Rätseln — Aenigmata — über die Tugenden und Laster in 388 Hexametern. Die ersten 161 gab John Allen Giles 1844 nach einer Handschrift im Britischen Museum heraus; das ganze Gedicht nach einer Cambridger Handschrift im Jahre 1851 (Bonifacii opera II 109—115; Anecdota Bedae, Lanfranci et aliorum 18—24 38—45). Die beste Ausgabe ist die von Dümmler, Mon. Germ. Poet. Lat. Aevi Carolini I

3—15. Berlin 1881. Der dichterische Wert der Rätsel ist nicht sehr groß, doch werfen sie ein helles Licht auf die Gedankenwelt und den Charakter unseres Heiligen. Nach einer kurzen Einleitung und Widmung an „seine Schwester" folgen Anreden der zehn Haupttugenden und der zehn Hauptlaster. Die Rätsel sind nicht schwer zu raten, da die Anfangsbuchstaben der Verse die Auflösung enthalten (Leistenverse). Daß die Aenigmata nach der Übersiedlung des Heiligen nach Deutschland verfaßt wurden, geht ziemlich unzweideutig aus den Versen 323—324 hervor, wo die Unwissenheit sagt:

Ob quod semper amavit me germanica tellus,
Rustica gens hominum Sclaforum et Scythia dura.

Außer den Aenigmata sind noch zu erwähnen die Verse, die Bonifatius den Briefen an Nithard (Ep. 9) und an Papst Zacharias (Ep. 50) anhängte. Die Verse an Dudd (Dümmler a. a. O. 16 f.) scheinen vielmehr von Dudd an Bonifatius gerichtet zu sein. Manitius (Gesch. der latein. Literatur des Mittelalters I 149) will in ihnen eine Widmung der Grammatik sehen.

c) Ars Domni Bonifacii (Grammatik des hl. Bonifatius). Herausgegeben von Angelo Mai, Classicorum auctorum e Vaticanis Codicibus editorum VII (Romae 1835) 475—548. Das Werk fußt ganz auf den älteren grammatischen Schriftstellern, besonders Donatus, der Stoff ist jedoch überarbeitet zum Gebrauch für Lehrer und Schüler. Vgl. Bursian, Die Grammatik des Wynfrith-Bonifatius. München 1873.

Die Bruchstücke über Metrik scheinen größtenteils auf Isidor von Sevilla aufgebaut zu sein. Zum erstenmal gedruckt wurden sie von Thomas Gaisford, Scriptores Rei Metricae (Oxford 1837) 577—585; später, zum Teil, von Aug. Wilmans im Rheinischen Museum, N. F. XXIII (1868) 403 f.

d) Die 15 Sermones des hl. Bonifatius. Migne, P. lat. 89, 429 ff.

Vgl. Hahn, H., Die angeblichen Predigten des Bonifaz, in den Forschungen zur deutschen Geschichte XXIV (1884).

Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands I 478 ff. Anm.

Nürnberger, A., Die angebliche Unechtheit der Predigten des hl. Bonifatius, im Neuen Archiv XIV (1889) 109 ff.

Schlecht, J., Die Apostellehre in der Liturgie der kath. Kirche (Freiburg 1901) 124.

Der Streit um die Echtheit der Reden ist bis zur Stunde noch nicht entschieden.

e) Das Pönitentiale des hl. Bonifatius. Herausgegeben von Binterim, Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche V, 3 (1829), 430 ff. Es ist das älteste deutsche Bußbuch, ob es aber von Bonifatius stammt, ist sehr fraglich.

f) Die Dicta Bonifatii. Herausgegeben von Nürnberger in Tübinger Theologische Quartalschrift LXX (1888) 287 ff. Auch die Echtheit dieser Bruchstücke wird mit guten Gründen angefochten. Ein Stück ist, wie Robinson (The Life of St. Boniface by Willibald 12) bemerkt, von hohem Interesse für den Forscher der Überlieferung der römischen Exempla virtutis.

Alle andern, dem hl. Bonifatius früher zugeschriebenen Werke sind unecht. Die in Ep. 80, 177 erwähnte Schrift De unitate fidei catholicae et doctrina apostolica ging verloren.

2. Die Vita Bonifatii von Willibald.

Auf Veranlassung der Bischöfe Lul von Mainz und Megingauz von Würzburg schrieb der Priester Willibald — nicht der hl. Willibald von Eichstätt, wie Manitius a. a. O. merkwürdigerweise noch behauptet — die erste Lebensbeschreibung des hl. Bonifatius. Willibald war in England geboren und erzogen. Mit Bonifatius war er nicht persönlich bekannt. Er schrieb, wie er selbst sagt, „nach den Mitteilungen gottesfürchtiger Männer, die das, was sie im Gespräch und im beständigen Umgang mit dem hl. Bonifatius gehört und gesehen hatten, der Nachwelt als Beispiel zu überliefern wünschten“ (Vita Bon. 1, 2 f.). Er benutzte aber auch schriftliche Quellen, so vor allem Briefe des Heiligen. Als Zeit der Abfassung dürfen wir fast mit Sicherheit die Jahre 755—768 annehmen (Levison, Vitae S. Bonifatii IX ff.). Wegen der Zeit ihrer Abfassung und der trefflichen Quellen, aus denen sie geschöpft ist, hat die kleine Schrift einen ungemein hohen Wert. Trotz ihres schwulstigen und überladenen Stiles hat man sie mit Recht unter die hervorragendsten Denkmale der historischen Über-

lieferung des Mittelalters gesetzt. Einzelne Irrtümer sind der mangelhaften Mainzer Überlieferung zuzuschreiben, so z. B. die Angabe über das Todesjahr des Heiligen. Einige Retizenzien (Bistümer Buraburg und Erfurt) sind wohl dem Einfluß Luls zuzuschreiben.

Willibalds Werk ist sechsmal ins Deutsche übersetzt worden, zum erstenmal im 13. Jahrhundert. Herausgegeben in Dorows Denkmälern alter Sprache und Kunst (Bonn 1823), und von Schulte, Das Leben des hl. Bonifatius, als Programm der tausendjährigen Jubelfeier der Kirche und Pfarre in Freckenhorst (Münster 1852); im 19. Jahrhundert von Bonnell (Berlin 1857), von Külb, Sämtliche Schriften des hl. Bonifatius II (Regensburg 1859) 213—270, von Simson (Berlin 1863), von Wilden, als Anhang zu seiner Übersetzung von Bedas Kirchengeschichte (Schaffhausen 1866) und von Arndt im 13. Band der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit (Leipzig 1888), von Tangl vollständig umgearbeitet herausgegeben (ebd. 1920). Eine englische Übersetzung besorgte G. W. Robinson, Willibald's Life of St. Boniface (Harvard University Press 1916). Eine französische Übersetzung erschien in Versailles 1868: Charles Barthélemy, Vie de Saint Boniface par Willibalde, in Les Vies de tous les Saints de France, 9e année, 705—745.

3. Die jüngeren Viten.

a) Vita Altera Bonifatii. Diese Lebensbeschreibung wurde wahrscheinlich von einem Utrechter Priester zu Beginn des 9. Jahrhunderts geschrieben. Er spricht von der Mission des hl. Bonifatius als einem Ereignis, das noch frisch im Gedächtnis der Zeitgenossen fortlebte, und erwähnt eine alte Frau, die beim Tode des Heiligen zugegen gewesen war. Sein Werk bietet wenig Neues. Wertvoll ist nur die Schilderung des Martyriums und die Andeutung über die liturgische Verehrung des Heiligen in Utrecht.

b) Vita Tertia Bonifatii. Der unbekannte Verfasser schrieb im 10. oder 11. Jahrhundert, nicht vor 917 und nicht nach 1075. Ob er zur Diözese Münster oder zu Utrecht gehörte, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Die Vita selbst ist ohne geschichtlichen Wert; sie wimmelt geradezu von chronologischen Irrtümern.

c) Vita Quarta Bonifatii auctore Moguntino. Wahrscheinlich von einem Kanonikus der St. Viktor-Kirche zu Mainz in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts geschrieben. Es scheint des Schreibers Absicht gewesen zu sein, alle Legenden über Bonifatius, die damals im Umlauf waren, der Nachwelt zu erhalten.

d) Vita Quinta Bonifatii. Bietet nichts als Auszüge aus Willibalds Leben des hl. Bonifatius, Alkuins Leben des hl. Willibrord, der Vita Tertia des hl. Willibald und der Vita S. Pirminii. Sie gehört dem 10. Jahrhundert an.

e) Vita Bonifatii Auctore Otloho. Otloh war ein gelehrter Mönch des Klosters St. Emmeram in Regensburg. Von 1062 bis 1066 weilte er als Flüchtling in Fulda. Auf Bitten der Brüder überarbeitete er Willibalds Leben des hl. Bonifatius und fügte aus den Schätzen des Fuldaer Archivs eine Anzahl der wichtigsten Briefe des Heiligen hinzu. Vgl. Dümmler, Über den Mönch Otloh, in Sitzungsber. der Berliner Akademie 1895, 1071—1102. Aus der Vita Quarta übernahm er mehrere Legenden.

Die beste Ausgabe all dieser Vitae ist die von Wilh. Levison, Vitae Sancti Bonifatii (Mon. Germ. SS. in usum scholarum). Hannover 1905, Hahn. Die Einleitung orientiert vortrefflich über Entstehung, Quellen usw. der einzelnen Viten. Die verschiedenen Lebensbeschreibungen hat Gustav Woelbing ihrem Inhalte nach untersucht und verglichen (Leipzig 1892).

4. Andere Quellen.

Nur die wichtigsten sind aufgezählt. Über ihren Wert vgl. besonders Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I[7] (Leipzig 1904).

Vita Gregorii Traiectensis auct. Liudgero: Mon. Germ. SS. XV 63—79.

Vita S. Leobae Abatissae auct. Rudolfo Fuldensi: Mon. Germ. SS. XV 118 ff.

Vita S. Sturmii auct. Eigilio: Mon. Germ. SS. II 365—377.

Vita S. Willibaldi: Mon. Germ. SS. XV 86—106. Vgl. dazu B. Sepp, Die wichtigsten Daten im Leben des hl. Willibald (Hagiograph. Jahresbericht 1901/02, 45 ff.).

Vita S. Willibrordi auct. Alcuino: Biblioth. Rer. Germ. VI 39—61.

Vita S. Wynnebaldi: Mon. Germ. SS. XV 106—117. Vgl. Sepp a. a. O. 49 ff.

Vita S. Liudgeri auct. Altfrido: Geschichtsquellen des Bistums Münster IV (1881).

Vita S. Wigberti auct. Lupo: Mon. Germ. SS. XV 37 ff.

Vita S. Lulli auct. Lamberto Hersfeldensi: Mon. Germ. SS. XV 132 ff.

Vita Burchardi: Mon. Germ. SS. XV 47 ff. Die ältere Vita des Heiligen.

Vita S. Burchardi, ed. Bendel. Die jüngere Lebensbeschreibung des hl. Burchard mit einer Untersuchung über den Heiligen. Paderborn o. J.

5. Neuere Lebensbeschreibungen.

a) Katholische.

Buß, F. J. v., Wynfrith-Bonifacius, herausgegeben von Rudolf v. Scherer. Graz 1880. v. Scherers zahlreiche Anmerkungen sind besonders wertvoll.

Hope, Conversion of the Teutonic Races. Vol. II. London 1873.

Kuhlmann, B., Der hl. Bonifatius, Apostel der Deutschen. Paderborn 1895.

Kurth, Godef., Saint Boniface. Paris 1902. Deutsche Bearbeitung von Elteſter: Wynfrith-Bonifacius. Fulda 1903.

Pfahler, G., St. Bonifacius und seine Zeit. Regensburg 1880.

Seiters, J. Chr., Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Mainz 1845. Eine 2. Aufl. erschien zu Arnheim 1851. Es war die erste große Bonifatius-Biographie und ist immer noch schätzenswert.

Schmitt, Chr., Der hl. Bonifatius. Koblenz 1911. Eine kurze, aber inhaltreiche Darstellung. Besonders reichhaltig sind die Literaturangaben. Zuerst erschienen in den „Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienserorden" XXX.

Schnürer, G., Bonifatius, der Apostel der Deutschen. Mainz 1909. Gehört zur Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern". Es ist ohne Zweifel die beste neuere deutsche Lebensbeschreibung des

Heiligen. Der geschichtliche Hintergrund ist breit ausgemalt; die Hauptzüge treten, wie der Verfasser selbst bemerkt, auf Kosten der Einzelheiten scharf hervor.

b) Protestantische.

Brown, G. F., St. Boniface and his Companions. London 1910.

Ebrard, A., Bonifacius, der Zerstörer des columbanischen Kirchentums auf dem Festland. Gütersloh 1882. Ein von fanatischem Haß gegen die römische Kirche und das Papsttum eingegebenes Machwerk. Es bietet ein Zerrbild sowohl von der Kirche im frühen Mittelalter als auch vom hl. Bonifatius. Von allen ernsten Geschichtschreibern ist Ebrard schon längst abgeschüttelt. Robinson (a. a. O. 70 A. 4) scheint das nicht zu wissen.

Fischer, Otto, Bonifatius, der Apostel der Deutschen. Leipzig 1881. Wird der sittlichen Größe des Heiligen gerecht, verkennt aber sein Verhältnis zum Heiligen Stuhl.

Müller, J. P., Bonifatius. Eene Kerkhistorische Studie. 2 Bde. Amsterdam 1869—1870. Zeichnet sich durch wohltuende Wärme, durch Ruhe und Sicherheit des Urteils aus.

Smith, J. G., Boniface, in den Fathers for English Readers.

Werner, A., Bonifacius, der Apostel der Deutschen, und die Romanisierung von Mitteleuropa. Leipzig 1875. Schon der Titel verrät die Tendenz.

Williamson, J. M., The Life and Times of St. Boniface. Oxford 1904.

6. Studien über Einzelfragen.

Die folgende Zusammenstellung macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch; nur die wichtigsten Schriften und Abhandlungen aus den letzten Jahren werden aufgeführt.

a) Zur Missionsmethode des hl. Bonifatius.

Flaskamp, F., Bonifatius und die Sachsenmission, in Zeitschrift für Missionswissenschaft 1916, 273 ff. Führt den Beweis, daß Ep. 21 nicht Gregor II., sondern Gregor III. zugewiesen werden muß.

Konen, Wilh., Über die Methode der Germanenbekehrung. (Diss.) Düsseldorf 1909. Nur ein Kapitel: Die Heidenpredigt bei der Germanenbekehrung, ist im Druck erschienen.

Kylie, E. J., The Condition of the German Provinces as illustrating the methods of St. Boniface, in Journal of Theological Studies VII (1905/06) 29—39.

Lau, Herm., Die angelsächsische Missionsweise im Zeitalter des Bonifaz. (Diss.) Kiel 1909.

Schmidlin, J., Frühmittelalterliche Missionsmethode, in der Zeitschrift für Missionswissenschaft VII, 3 (1917), 1 ff.

b) Bistumsgründungen und kirchenrechtliche Fragen.

Hefner, J., Das Leben des hl. Burchard von Würzburg. Sonderabdruck aus dem Archiv des Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg XLV (1903) 5—63.

Heidingsfelder, Fr., Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt. Bd. I. Innsbruck 1915.

Hidringer, R., Eine Inkunabel der bayer. Kirchen- und Rechtsgeschichte vom Jahre 716, in Theol.-prakt. Monatsschrift 1916, 365—380.

Köhler, W., Bonifatius in Hessen und das hessische Bistum Buraburg, in der Zeitschr. für Kirchengesch. XXV (1904) 197—232. Dieser Versuch, die Frage zu lösen: warum das Bistum Buraburg schon bald nach dem Tode des Bonifatius wieder einging, befriedigt nicht. Köhler tritt für Hofgeismar ein als den Ort, wo Bonifatius die Eiche fällte.

Koeniger, Alb., Die Militärseelsorge der Karolingerzeit. München 1918.

Lesne, E., La hiérarchie épiscopale, provinces, métropolitains, primats en Gaule et Germanie depuis la réforme de s. Boniface jusqu'à la mort d'Hincmar (742—882). Paris 1905.

Nottarp, Herm., Die Bistumserrichtung in Deutschland im 8. Jahrh. (Samml. kirchenrechtl. Abhandl., herausgeg. von U. Stutz, Heft 96). Stuttgart 1920. Untersucht die Bistumsgründungen des Bonifatius von kirchenrechtlicher Seite.

Rady, J. B., Geschichte der kath. Kirche in Hessen von 722—1527. Mainz 1904. Behandelt eingehend die gesamte Tätigkeit des hl. Bonifatius in Hessen.

Stutz, Die Eigenkirche als Element des mittelalterl. Kirchenrechts. Berlin 1895.

— Das Karolingische Zehntgebot, in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. 29. Bd. Dazu E. Perels, Die Ursprünge des karoling. Zehntrechtes, im Archiv für Urk. Forschung III 233 ff.

Tangl, M., Das Bistum Erfurt, in der Festschrift für Hauck (Leipzig 1916) 108 ff.

— Beiträge zur brandenburgisch-preußischen Geschichte, in der Festschrift für Schmoller (1908). Erörtert Zeit und Gründe des Aufhörens der Bistümer Buraburg und Erfurt.

— Die Fuldaer Privilegienfrage, in den Mitteil. des Instituts für österr. Gesch.-Forsch. XX 204 ff.

Zehetbauer, Fr., Das Kirchenrecht bei Bonifatius. Wien 1910. Zu den Bemerkungen über das Ehehindernis der infirmitas corporis vgl. Fahrner, Geschichte der Ehescheidung (1903) 63. Einige Aufstellungen des Verfassers bedürfen der Nachprüfung.

c) Chronologische Fragen.

Außer den bereits aufgeführten Ausgaben der Briefe und der Viten des hl. Bonifatius von Tangl und Levison sind noch hervorzuheben:

Schuler, M., Das Todesjahr des hl. Bonifatius 754 nicht 755, im Pastor bonus XVIII (1905/06) 385—393.

Sepp, B., Über die Konzilien des Bonifatius, im Hist. Jahrbuch XXII 317 ff. u. XXIII 826 ff. Versucht das Concilium Germanicum in das Jahr 744 zu verlegen. Seine Beweisführung ist nicht überzeugend. Vgl. Werminghoff im Neuen Archiv XXVIII 545 f. und dessen Vorbemerkungen zur Neuausgabe der Beschlüsse des Conc. Germ. (Mon. Germ. Concilia II 1).

Tangl, M., Das Todesjahr des Bonifatius, in der Zeitschr. für hess. Geschichte und Landeskunde XXVII (1903) 223—250. Ein Nachtrag dazu im Neuen Archiv XL (1916) 788 f. Tangl hat 754

als Todesjahr des Heiligen völlig überzeugend nachgewiesen. Vgl. G. Richter in den Fuldaer Geschichtsblättern 1906, 130—149, und Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. I (3. u. 4. Aufl.) 590 f. Weniger glücklich scheint mir Tangls Behauptung, Lul habe nach dem Tode des Bonifatius „in höchster Eile eine Reise an den Hof unternommen, um sich rasch die Nachfolge in Mainz bei Pippin und dem am Königshof weilenden Papst zu sichern". In Anbetracht der Sorgfalt, womit Bonifatius für seinen Nachfolger bei Pippin, und zwar erfolgreich, eingetreten war, ist Tangls Vermutung recht unwahrscheinlich. (Vgl. Willibald 8, 45 und Ep. 93, 213; 107, 233.)

d) Verehrung des hl. Bonifatius.

Boos, K., Die liturgische Verehrung des hl. Bonifatius in der ehemaligen Metropolitankirche zu Mainz, im Pastor bonus XVII (1904/05) 395—405 433—440.

Bruder, P., Kirchen, Kapellen, Altäre, Stifte und sonstige Einrichtungen zu Ehren und unter dem Namen und Schutz des hl. Bonifatius, im Kath. Seelsorger XVIII (1906/07) 114 ff.

— Der Name des hl. Bonifatius in mittelalterlichen Martyrologien und Kalendarien, in den Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienserorden XXVI (1905) 68—75.

— Die Reliquien des hl. Bonifatius und seiner Martyrergefährten, ebd. 254 ff.

— Die liturgische Verehrung des hl. Bonifatius in Kloster und Diözese Fulda vom 8. Jahrhundert bis zur Gegenwart, ebd. XXXI (1911), Sonderabdruck.

— Die liturgische Verehrung des hl. Bonifatius in deutschen und außerdeutschen Diözesen während des Mittelalters, ebd., Sonderabdruck.

— Die liturgische Verehrung des hl. Bonifatius in der Diözese Mainz, im Katholik LXXXV (1905) I 241—263 334—348; II 16—46.

— Die Verehrung des hl. Bonifatius und seiner Gefährten in Holland, im Pastor bonus XVII (1904) 385—395.

— Ursprung und erste Entwicklung der liturgischen Verehrung des hl. Bonifatius und seiner Gefährten, in der Theol.-prakt. Quartalschrift LVIII (1905) 515—533.

Falk, F., Zu den Reliquien des hl. Bonifatius, im Katholik LXXXII (1902) II 570 ff.

Größler, H., Die Einführung des Christentums in die nordthüringischen Gaue Friesenfeld und Hassengau. 1883. Zählt 47 thür. Kirchen auf, die dem hl. Bonifatius geweiht waren. Sie standen alle mit Fulda in Verbindung. Altenbeichlingen und Gorsleben führt G. nicht auf.

e) Verschiedenes.

Bernheim, E., Mittelalterliche Zeitanschauungen in ihrem Einfluß auf Politik und Geschichtschreibung. Tübingen 1918.

Blötzer, J., S. J., Der hl. Bonifatius und seine Kulturarbeit, in den Stimmen aus Maria-Laach LXVIII (1905) 477—504.

Boehmer, H., Das germanische Christentum, in den Theol. Studien und Kritiken LXXXVI (1915) 165—280.

— Zur Geschichte des Bonifatius, in der Zeitschr. des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde L (1917) 171—215. Eine höchst interessante Studie, wenn auch manches darin zum Widerspruch reizt. Besonders willkommen ist die chronologische Übersicht am Schluß.

Bright, W., Chapters of Early Engl. History. Oxford 1878.

Ebner, Adalb., Die klösterlichen Gebetsverbrüderungen bis zum Ausgange des karolingischen Zeitalters. Regensburg 1890.

Fengler, Otto, Quentovic, in den Hansischen Geschichtsblättern 1907, 91—107.

Gegenbauer, J., Das Kloster Fulda im Karolinger-Zeitalter. 1873.

Göpfert, Georg, Castellum. Würzburg 1920. Enthält manches Wichtige über die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Castellum im Frühmittelalter, besonders in Ostfranken.

Grothe, W., Der hl. Richard und seine Kinder. (Diss.) 1908.

Koch, H., Die Stellung des hl. Bonifatius zu Bildung und Wissenschaft. Braunsberg 1905.

Köhler, W., Dettic und Deorulf, die ersten von Bonifatius bekehrten hessischen Christen, in den Mitteil. des oberhess. Gesch.-Vereins. N. F. X 120 ff.

Krabbo, Herm., Bischof Virgil von Salzburg und seine kosmologischen Ideen, in den Mitteilungen des Instituts für österr. Gesch.-Forschung XXIV 1 ff.

Levison, W., Willibrordiana. Sonderabdruck aus dem Neuen Archiv XXXIII (1908) 9—14. Löst die Frage: Wann und weshalb wurde Wynfreth Bonifatius genannt?

Linden, H. van der, Virgile de Salzbourg et les théories cosmographiques au VIIIe siècle. Bruxelles 1914.

Lindsay, W. M., An Early Irish Minuscule Script. Oxford 1910. 4—12 behandelt Lindsay die Codices Bonifatiani in der Landesbibliothek zu Fulda.

Löffler, K., Der Hülfensberg im Eichsfelde. Seine falschen Ansprüche und seine wirkliche Bedeutung. Breslau 1909. Räumt endgültig mit der alten Legende auf, daß Bonifatius die Kirche auf dem Hülfensberg gegründet habe.

Müller, S., Die Salvatorkirche in Utrecht, in der Westdeutschen Zeitschr. XVI (1897) 256—292.

Nürnberger, A., Aus der literarischen Hinterlassenschaft des hl. Bonifatius und des hl. Burchardus. Neisse 1888.

— Die Namen Wynfreth-Bonifatius. Breslau 1896.

Richter, G., Beiträge zur Geschichte der Grabeskirche des hl. Bonifatius in Fulda. Fulda 1905. (Festgabe zum Bonifatius-Jubiläum im Jahre 1905.)

— Die ersten Anfänge der Bau- und Kunsttätigkeit des Klosters Fulda. Fulda 1900.

Schäfer, K. H., Wo stand die von Winfried-Bonifatius ums Jahr 722 gefällte Donnereiche? Köln. Volkszeitung 1919, Nr. 821. Tritt für Hofgeismar ein; überzeugend sind die Beweise nicht, wenn auch beachtenswert.

Scherer, C., Die Codices Bonifatiani in der Landesbibliothek zu Fulda. Fulda 1905. (Festgabe zum Bonifatius-Jubiläum.)

Soetbeer, Ad., Duurstede, in den Forschungen zur deutschen Geschichte IV (1864) 300—303.

Tangl, M., Bonifatiusfragen. Einzelausgabe aus den Abhandl. der preuß. Akad. der Wissenschaften 1919, phil.-hist. Klasse. Berlin 1919.

— Die Epoche Pippins, im Neuen Archiv XXXIX (1915) 259—277.

Vonderau, J., Die Ausgrabungen am Dome zu Fulda in den Jahren 1908—1913. Fulda 1919.

— Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen am Dome zu Fulda im Jahre 1919. Fuldaer Geschichtsblätter XIV (1920) 1—16.

Wolf, G., Bonifatius' letzte Fahrt durch die Wetterau, in der Zeitschrift Alt-Frankfurt V (1913) 52—62.

7. Allgemeine Werke,

worin der hl. Bonifatius und seine Zeit ausführlich behandelt wird.

Arnold, W., Deutsche Geschichte II: Fränkische Zeit 1, 174—243. Eine begeisterte Charakterschilderung des hl. Bonifatius.

Bartolini, D., Di s. Zaccaria Papa e degli anni del suo pontificato. Regensburg 1879. Zum Teil sehr unkritisch.

Böhmer, Regesten der Karolinger. Zweite Auflage besorgt von Engelb. Mühlbacher. Hannover 1899.

Breysig, Theod., Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Karl Martell. Leipzig 1869.

Hahn, H., Jahrbücher des fränkischen Reichs 741—772. Berlin 1863.

Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands I (4. Aufl., Leipzig 1904) 320—594. Eine liebevolle und durchweg gerechte Würdigung des Heiligen, die einen ausschlaggebenden Einfluß auf die protestantische Bonifatius-Literatur ausgeübt hat.

Hefele, Conciliengeschichte. Bd. III. Freiburg i. Br. 1877.

Mühlbacher, E., Deutsche Geschichte unter den Karolingern. Stuttgart 1896.

Oelsner, L., Jahrbücher des fränkischen Reiches unter König Pippin. Leipzig 1871.

Ozanam, F., La Civilization chrétienne chez les Francs. 4. éd. Paris 1872.

Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. I. Göttingen 1846.

Rohrbacher, Universalgeschichte der kathol. Kirche. Bd. XI. Neubearbeitet von K. Heinrich Kellner. Münster 1880.

Wenck, K. B., Hessische Landesgeschichte II, 1, 234 ff. Über Geismar und die Donareiche.

Will, K., Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe 742 bis 1514. Bd. I. Innsbruck 1874.

8. Gedichte.

Von den Gedichten, die das Leben unseres Heiligen behandeln, sind die beachtenswertesten:

Selwyn, W., Winfrid, afterwards called Boniface. Cambridge and London 1865. 915 reimlose Verse von hohem dichterischem Gehalt.

Rousseau, J. B., Das Bonifatius-Lied. Mainz 1855. Zur 1100-jährigen Jubelfeier. Ein langes Gedicht von 56 Seiten; nicht ohne poetischen Wert.

Namen- und Sachregiſter.

B. = Biſchof; Bon. = Bonifatius; K. = König; P. = Papſt.

Abel, Erzb. von Reims 171 173 220 A. 1.
Aberglaube 55 80 85 129 151 152 A. 1.
Aberſee, Kloſter 129.
Achtienhofen 57.
Addula, Äbtiſſin von Pfalzel 59 ff.
Aebbe, Mutter der hl. Lioba 99.
Aelbwald, K. von Oſtanglien 232.
Aelfled, Äbtiſſin von Whitby 59.
Aethelbald, K. von Mercia 22 217 ff.
Aethelheri, Prieſter u. Märtyrer 249.
Aethereus, B. von Thérouanne 203.
Aghaboe, Kloſter 209 216 A. 1.
Agilolf, hl., B. von Köln 201 203.
Aidan, B. von Lindisfarne 6.
Aiſtulf, Langobardenkönig 249.
Alamannen 116 137 164 206.
Aldebert, Irrlehrer 172 177 ff.
Aldgiſl I., Frieſenfürſt 29.
— II., Frieſenfürſt 56 f.
Aldhelm, hl, Abt von Malmesbury, ſpäter B. von Sherborne 18 22 218 272 f.
Aldhere, Abt 263 f.
Alkuin, 216 f. 267 283.
Alvold 70.
Amandus, hl., B. von Maaſtricht 28 145.
Amöneburg, Kloſter 62 96.
Amulette 151 152 A. 1.
Angelſachſen 1 ff. 17 52 117 ff. 217 ff. 225.
Ansbert, B. von Rouen 141.
Antipoden 212 ff.
Aquitanien 137.
Arbeo, B. von Freiſing 215 f. 277.
Arianismus 53 110.
Arles, Synode von 2.
Aſulf 70.
Athanaſius, hl. 228.
Augsburg 111 185.
Auguſtinus, hl., Apoſtel der Angelſachſen 3 ff. 15 266.
Ausſatz 85 237 A. 2.
Auſtraſien (Oſtfrankenreich), Kirchenreform in 145 ff.

Baderich, K. von Thüringen 53.
Baldhard, Mönch und Miſſionar 102.
Baſinus, K. von Thüringen 52.
Baugulf, Abt von Fulda 198 267.
Bayern 52 109 ff. 115 124 ff.
Beda der Ehrwürdige 3 6 16 f. 18 79 213 232 f.
Beichte 37 129.
Benedikt XV., P. 257 A. 2.
— Biscop, Abt von Wearmouth und Jarrow 17 f.
Benediktbeuren, Kloſter 129.
Benediktinerregel 11 ff. 24 86 151 196.
Beorwald, Abt von Glaſtonbury 25 272.
Berchtar, K. von Thüringen 53.
Berchtwald, Erzb. von Canterbury 25 27 272 f.
Berechter, Irrlehrer 83.
Berta, hl. 4.
Berthgit 102.

Bertrada, Gemahlin Pippins 234.
Bethäuſer 179.
Biber 237.
Bilderſtürmer 46 91 205.
Birinus, Apoſtel der Weſtſachſen 6 f.
Biſchöfe, Alter für 58 A. 2.
Biſchofsberg (Frauenberg) bei Fulda 195.
Biſchofseid 66.
Biſchofsſitze 93.
Bistumsgründungen 124 ff. 134 f.
Bodenkultur 96 f. 130 198.
Bonifatiuslied, älteſtes 268 f.
Bonifatius-Verein 269 f.
Bonifaz IV., P. 145.
— V., P. 16.
Bonoſianer 110.
Borne (Boorn), Fluß 250.
Borthari 276 f.
Borukterer 31 277.
Boſa, Märtyrer 249.
Briefe des hl. Bon. 283.
Buchonia 190.
Bugga, Äbtiſſin 51 57 106 232.
Buraburg, Bistum 134 f. 145 185.
Burchard, hl., B. von Würzburg 122 134 147 203 220 A. 1 235.
Burgund 137 225.
Buße 129.
Bynna, Bote des Bon. 62.

Cadwallon, Britenfürſt 5.
Caedwalla, K. von Weſſex 19.
Cancheſluß 44.
Canterbury 4.
Cäſar 1.
Ceola, Bote des Bon. 219.
Ceolfrid, Abt von Jarrow 17 f.
Ceolred, K. von Mercia 36 218 226.
Childerich III., K. der Franken 164 234.
Chorbiſchöfe (Landbiſchöfe) 32 A. 2 131 f. 167.
Chrodegang, B. von Metz 160 f. 201 A. 5 282.
Chunitrud 102 f.
Chur, Bistum 111
Cinadhon, K. der Pikten 216.
Coifi, heidniſcher Opferprieſter 79.
Crediton 8.
Cudberth, Erzb. von Canterbury 203 228 ff. 265 270.
Cuentawich 45.
Cuneburga, Äbtiſſin 122.
Cynehild 102 105.
Cyprian von Karthago, hl. 228.

Dadanus, B. von Utrecht (?) 147.
Dagobert I. 28 244.
— II. 59.
Dänemark, Miſſionierung 32.
Daniel, B. von Wincheſter 22 f. 41 43 74 76 154 157 ff.
David, B. von Speyer 203.
Denar 162.
Denehard, Bote des Bon. 122.
Denewald, Mönch 58 84.
Deodat, B. von Beauvais 202.
Deorulf, Gaufürſt 62.
Dettic, Gaufürſt 62.
Dichtkunſt 20 22 40 A. 1 100 121 f. 137.
Dicta Bonifatii 285.
Didymus der Blinde von Alexandria 157 A. 2.
Dionyſius Exiguus (Kanonesſammlung) 66.
Dohlen 237.
Dokkum 250; Bonifatiuskirche u. Brunnen 268 282.
Donareiche 80 f. 275.
Drogo, Sohn Karlmanns 206.
Duddo, Abt 108 f. 260.
Duurſtede 27 33.
Dynne, Vater der hl. Lioba 99.

Eadburg, Äbtiſſin von Thanet 34 99 f. 107.
Eanbercht, Irrlehrer 83.

Eangyth, Äbtissin 259 f.
Echternach, Kloster 32 f. 131.
Edwin, K. von Northumberland 5.
Egbert, hl. 30 273.
Egburg 34 259.
Ehehindernisse 85 f. 107 f. 276.
Ehescheidung 85 276 f.
Ehevorschriften 107 129 162.
Eichstätt 166 f. 185 279; Marienkapelle 167.
Eigenkirchen 150.
Eigil, Abt von Fulda 189 A. 1 198 f. 267 281 f.
Einhard 139 199.
Einheit der Kirche 202 f.
Ekbert, Erzb. von York 220 223 f.
Eligius, B. von Noyon 28.
Ellwangen, Kloster 216.
Emmeram, hl. 111.
Empfehlungsschreiben 43.
Engel 35 ff.
Engelnamen, erdichtete 178.
England (Namen) 2.
Enthaltsamkeit von geistigen Getränken 24 196.
Eoba, Chorbischof von Utrecht u. Märtyrer 249 252.
Eremwulf, Irrlehrer 113.
Erfurt 54 A. 1 134 f. 147 185 279.
Erimbert, B. von Freising 125.
Essex (Ostsachsen) 2 ff. 273.
Estinnes, Synode 160 ff.
Etaples 45.
Ethelbert, K. von Kent 4 f.
Eucherius, B. von Orleans 141.
Eustasius, hl., Abt von Luxeuil 110.
Exeter (Ad-Escancastre) 11 f. 271.

Falken 219.
Familiaritas s. Sedis 68 92 275.
Fegfeuer 35 f.
Felix, hl., Apostel von Ostanglien 7.
Finan, irischer Glaubensbote 6.
Firmung 65 74 127 150 250.
Florian, B. von Arles 145.
Forthereus 157.
Frankenreich, kirchliche Zustände im 138 ff. 175 ff. 254.
Frauen, angelsächsische 21 f. 98 f.
Freising, Bistum 112 125 185.
Fremdenherberge in Rom 64.
Friedenskuß 121.
Friedhof 151 f.; angelsächs. in Rom 119.
Friesland, Friesen 27 ff. 56 243 ff. 254.
Frigidian von Lucca, hl. 120.
Fritzlar, Kloster 96 f.
Frondienst der Mönche 231.
Fulda, Kloster IV 187 189 ff. 253 266 f.; Bonifatiusgruft 282.
Fulkrich, B. von Tongern 203.
Fulrad, Abt von St-Denis 235 240.

Gaubald, B. von Regensburg 125.
Gebet 27 107 f. 262 f.
Gebetsverbrüderungen 27 216 264.
Geismar 80 f.
Geleitsbrief 13 f.
Gemmulus, Kardinaldiakon 186.
Genebaud, B. von Laon 203.
Gerold, B. von Mainz u. Worms 83 142 182.
Geschenke 24 52 57 f. 100 107 137 157 219 232.
Gesetzbuch, bayerisches 170.
Gewilip, B. von Mainz 142 148 153 182 ff. 185 f. 236.
Glastonbury, Kloster 25 272.
Godalsacius, Irrlehrer 187.
Godolav 70.
Grabfeld, Graffelter 192 277.
Grammatik des hl. Bon 22 284.

Gregor d. Gr., P. 2 15 136 145 226 266.
— II., P. 46 ff. 65 ff. 107 111 154 236 274; Briefe: 48 69 ff. 75 82 86 ff. 90.
— III., P., 92 ff. 107 115 132 135 151 164 A. 1; Briefe: 92 116 117 123 126 ff. 277.
— IX, P. 216.
— von Utrecht, hl., Abt 60 f. 122 A. 3 248.
Grifo, Sohn Karl Martells 137 f.
Grimo von Corbie, Erzb. von Rouen 170 ff.
Grimoald, Herzog von Bayern 112.
Gründonnerstag 150 237.
Gundecaer, Mönch u. Märtyrer 249.
Guthlac, Einsiedler 218.

Habichte 219.
Hadrian, Abt von Canterbury 16.
Haeddi, B. von Wessex 272.
Haimo, B. von Halberstadt 119.
Hainmar, B. von Auxerre 141.
Hamund, Diakon und Märtyrer 249.
Handschriften von Bon. erbeten: Kommentar zu den Paulusbriefen 109, Petrusbriefe in Goldschrift 262, Buch der Propheten in schöner Unzialschrift 157, Werke Bedas 233, Auftrag des Papstes Sergius an den hl. Willibrord 245.
Hartbert, Erzb. von Sens 171 f.
Hasen 237.
Hathowulf, Mönch u. Märtyrer 249.
Hausmeier, fränkische 139.
Heddo, B. von Straßburg 116 129 147 203.
Heden, Herzog von Thüringen 54.
Heeresdienst des Klerus 149.
Heidenbekehrung 31 48 76 ff.
Heidenheim, Doppelkloster 168 f.; Nonne von 120 169.
Herefrid, Mönch in Lindisfarne 220.
Herminafrid, K. von Thüringen 53.
Hermunduren 52.
Hersfeld, Kloster 190 f.
Hexen 151.
Hiedde, Propst von Fritzlar 97.
Hildegar, B. von Köln 243 ff.
Hildelida, Äbtissin von Barking 34.
Himmelsbriefe, Christusbriefe 177 178 A. 1.
Hoftag 243.
Hölle 36 225 f.
Höllenfahrt Christi 180.
Honorius I., P. 16.
Hrabanus Maurus IV 199 266.
Hucbert, Herzog von Bayern 112.
Huetberth, Abt von Wearmouth 233.
Hugo, B. von Rouen 141.
Hunfrid, Mönch in Fritzlar 97.
Hunraed, Irrlehrer 83.
Huosier, bayerisches Geschlecht 120.

Jagdverbot für Priester 149.
Jarrow, Kloster 17.
Illehere, Mönch und Märtyrer 249.
Ini, K. von Wessex 19 25 217.
Johannes, B. von Salzburg 125 211.
Jona, Kloster 5 216.
Iren 1 6 17 83.
Isidor von Sevilla 213 271 f.
Jüten 1.

Kanzleigelder 174.
Kaplan 149 A. 1.
Karlmann 137 145 ff. 172 182 194 201 205 f. 234 243 278 280.
Karl Martell 32 f. 38 42 50 55 64 70 72 74 90 93 107 126

131 f. 135 137 141 ff. 161 164 A. 1 182 256 278 280.
Kärnten, Christianisierung 215.
Katwyk 30.
Kent 2 232.
Kerner, Justinus 130.
Kilian, hl. 54.
Kindermord 225.
Kirchenbauten 81 f. 96 195 215 239 246 267 f.
Kirchenbesuch 129.
Kirchengut 142 f. 149 161 f.
Kirchenzins 162 238.
Kitzingen, Kloster 103.
Kleidernarrheit 230.
Klemens, hl., P. 228.
— Irrlehrer 177 ff. 186 ff
— s. Willibrord.
Klosterhaft 181.
Köln 184 f. 200 f.
Kolumba, hl., Abt von Jona 5.
Kolumban, hl., Abt von Luxeuil 7 110.
Kommunion, häufige 129.
Königskrankheit 237.
Konrad von Wittelsbach, Erzb. von Salzburg 216.
Konstanz, Bistum 185.
Korbinian, hl. 112 125.
Kornelius, P. 228.
Krähen 237.
Kraniche 232.
Kugelgestalt der Erde 212 f.
Kunibert, hl., B. von Köln 28 f. 244.

Lacordaire 261.
Lahngau 61 f. 277.
Laienäbte 142.
Landleihe, zinspflichtige 162.
Lando, B. von Reims 142.
Laurentius, Erzb. von Canterbury 5.
Lechfluß, Schlacht am 164 f.
Legat, päpstlicher 115 147 164 f.
Leichentuch des hl. Bon. 246.
Leo der Isaurier 46 132.
Liafwin, Chorbischof 220 A. 1.
Lindisfarne, Kloster u. Bischofssitz 6 220.
Lioba, hl., Äbtissin von Tauberbischofsheim 98 ff. 196 247 282; Brief u. Gedicht 99 f.
London 4 27 44.
Lucca 120.
Ludger, hl., B. von Münster 57 63 153 198 248 263 282.
Luitprand, K. der Langobarden 46 52 123 132.
Lul (Lullus), hl., 121 f. 208 235 240 246 f. 252 f. 260 265 267 282 285 f.
Lupus, Servatus 199.
Luxeuil, Kloster 7 110.

Maildus, irischer Einsiedler 17.
Mainz 75 187 201 251 267 f. 282.
Malmesbury, Kloster 17 121.
Markomannen 109.
Martin I., P. 16 145.
Martinus, Mantel des hl. 149.
Megingoz, B. von Würzburg 97 285.
Menschenopfer 80 86.
Mercia 2 6 22 217 ff.
Meßbuch 267.
Meßopfer 59 84 237 263 f.
Metrik des hl. Bon. 284 f.
Metropoliten, Metropolitanverfassung 148 f. 170 ff. 184 f. 201 228 282.
Metz 148 160 f.
Michael hl., 88 96 177.
Milo, B. von Trier u. Reims 144 148 153 171 173 236.
Missionsalmosen 57 94.
Missionsleben, Beschwerden 33 62 f. 89 95 106 ff. 128 239 241 f. 248.
Mondsee, Kloster 129.
Monte Cassino 166 196 206.
Mundbrief 72 f.

Neuburg, Bistum 280 f.
Neustrien (Westfrankenreich), Kirchenreform in 170 ff.
Nhutscelle, Kloster 19 ff. 96 272 f.
Niederaltaich, Kloster 129.
Niedernburg, Kloster 129.
Niedfyor 151.
Nistresi 276.
Nithard 39 f.
Nizäisches Glaubensbekenntnis 172.
Nordgau 110 166 f. 279.
Nothelm, Erzb. von Canterbury 108.

Oblaten (pueri oblati) 11 f. 13 f. 87.
Ochsenfurt, Kloster 103.
Odilo, Herzog von Bayern 124 f. 129 163 ff. 209 211 214 279 ff.
Ohrdruf, Kloster 88 f. 97.
Opferfleisch 85.
Opfergaben 129.
Opfermahlzeiten 55.
Optatus, Abt von Monte Cassino 264.
Ordensgewand, benediktin. 12.
Ofred, K. von Bernicia 226.
Ostanglia 2 7 232.
Osterfeuer 237.
Ostergau 131 250.
Osterhofen, Kloster 129.
Oswald, K. von Northumbrien 6.
Otfrid von Weißenburg 199.
Otloh 263 287.

Pallium 93 145 172 f.
Palliumgelder 173.
Papstbuch 46 136.
Paradies 36.
Parmenides 212.
Passau 125 129 185.
Paulinus, hl., Apostel von Northumbrien 5 79.
Pavia 52 123.
Pehthelm, B. von Whithorn 106 108.
Pelagius II., P 132.
Penda, K. von Mercia 5.
Peppo, B. von Verdun 142.
Pfaffenmünster, Kloster 129.
Pfalzel, Kloster 59 f.
Pfalzpriester 149.
Pferdefleisch 85 237.
Pilgerfahrten nach Palästina 120 166 169; nach Rom 16 45 230.
Pilgerherberge in Rom 119 121.
Pippin der Kleine 137 164 f. 170 ff. 207 234 f. 240 ff. 278.
— der Mittlere 31 f. 54 140 f.
Pirmin, hl. 116 129.
Pius IX. 269.
Poitiers, Schlacht bei 93.
Pönitentiale (Bußbuch) des hl. Bon. 285.
Ponthion 249.
Popo, Friesenfürst 131.
Predigten (Sermones) des hl. Bon. 285.
Priesterweihe 24 126 222 (Weihetermine) 237.
Primat 144 f. 202 f.
Provence 137 225.
Pythagoras 212.

Quatemberfasten 129.
Quentawich 45.
Quierzy 135 209 249.

Radbod, Friesenfürst 30 32 56 131 248.
Raganfred, Hausmeier 32 45 50 141.
Ragyndrudis-Kodex 251 A. 1.
Ratgar, Abt von Fulda 198 267.
Rathmelsigi, Kloster 30.
Rätselgedicht (Aenigmata) des hl. Bon. 284.
Regenfrid, B. von Köln 147.
Regensburg 52 125 185.

Reichenau, Kloster 116.
Reims 170 f. 171 A. 1.
Reliquien 16 31 52 246 250 267.
Richard, hl. 120 A. 2.
Rigobert, B. von Reims 141.
Rom und die Angelsachsen 16; Lateranpalast 66; St. Peter 45; Archiv 245.
Rudolf von Fulda 101 103 199.
Rupert, hl. 111 130 215 f.

Säben, Bistum 111.
Sabert, K. von Essex 4.
Sachsen (Altsachen) 1 f. 41 52 f. 63 f. 117 ff. 223 f. 255 277 f.
Sachsenkriege 64 83 126 164 182 239 277 f.
Salafeld 167.
Salagau 277.
Salböl 150.
Salzburg 125; Kloster St. Peter 125 129 185 211 216.
Samson, Irrlehrer 176.
Sarazenen 93 225.
Schrift, Studium der Heiligen 15 20 f. 40 107 109 175 261 f.
Schweineopfer 151.
Scirbald, Mönch u. Märtyrer 249.
Seelengericht 34 f.
Seelsorge auf dem Lande 9 f. 96.
Selheim 193.
Septetus, abendländ. Fürst 91.
Sergius I., P. 31 131 244 f.
— päpstlicher Legat 164 f.
Sidonius, Mönch, später B. von Passau 209 f. 215.
Sigebald 264.
Simonie 139 145 173 f.
Sklavenhandel 86 162.
Slaven (Sorben) 52 f. 164 192; Zinspflicht von Christenland 238.
Sola, hl., Einsiedler 169.
Spanier 225.
Speck 237.
Speisesatzungen 85 237.
Speyer 148.
Sponheim bei Bingen 186.
Steiermark, Christianisierung 215.
Stephan II., P. 239 244 f. 249.
— Abt von Rhutscelle 41.
Störche 237.
Straßburg 148 185.
Sturmi, hl., Abt von Fulda 97 113 189 ff. 253 260 267 281.
Suduodi 276 f.
Suitbert, hl. 7 31 141.
Suitgar 166.
Sülzenbrücken 167.
Sussex (Südsachsen) 2 79.
Swanahild, Gemahlin Karl Martells 137 f.
Symphorian, B. von Gaz 141.
Synoden: bayerische 128; erste deutsche 147 ff. 280; Estinnes 160 ff.; Soissons 171 f.; fränkische 184 f.; Lateran 186; fränkische vom Jahr 747 202 ff.; von Bischöfen angelsächsischer Abkunft im Frankenreich 220; Cloveshо 227 232; Canterbury 265; Brentford 272 f.

Tatwin, Abt von Fritzlar 97.
Tauberbischofsheim, Kloster 103.
Taufe 49 84 87 127 175 208 210.
Tetricus, B. von Auxerre 141.
Tetta, Äbtissin von Wimborne 99 169.
Thanet (Insel) 2 4; Kloster 98 107.
Thekla, hl., Äbtissin von Ochsenfurt u. Kitzingen 102 105.
Theoderich d. Gr. 53.
Theodo II., Herzog von Bayern 47 111.
Theodor von Tarsus, Erzb. von Canterbury 16 f.
Theotbald, Alamannenherzog 148 163 f.

Theutsind 142.
Thiring, Herzog von Thüringen 54.
Thrasimund, Herzog von Spoleto 132.
Thronwechsel im Frankenreich 234 f.
Thüringen 51 ff. 54.
Tischlesung 60.
Torchtwin, Irrlehrer 83 f.
Torthelm, B. von Leicester 118 f.
Totenbund 232 264.
Totenopfer 152.
Traumdeuterei 80.
Traumgesicht des hl. Bon. 56 f.
Trunksucht 217 f. 231.
Tuti (Dobda), irischer Bischof in Bayern 209 211.

Unzucht, Bestrafung der 149 f. 222 ff.
Utrecht (Wiltaburg) 28 147 243 ff. 248 252 268 f.; Erlöserkirche 132; Martinskirche 28 A. 1.

Valenciennes 72.
Velsen 57.
Verberie, Hoftag zu 245.
Verbrüderungsbuch, Salzburger 216.
Verdun 142 148.
Verwandtschaft, geistliche 85 108 276
Vikare, päpstliche 144 f.
Virgil, hl., B. von Salzburg 208 ff.
Vision über das Seelengericht 34 ff.
Vivilo, B. von Passau 125.

Wachar, Mönch u. Märtyrer 249.
Waffentragen den Klerikern verboten 149.
Wahrsagerei 80.
Walafrid Strabo 199.
Waldburga, hl., Äbtissin von Heidenheim 169.
Waldheim, Kloster 120.
Waldhere, B. von London 273.
Waltheri, Priester u. Märtyrer 249.
Wanderbischöfe 84 180.
Wanderpriester 150.
Warnen 52.
Wearmouth, Kloster 17.
Weinbau 97.
Weltuntergang, Glaube an den bevorstehenden 118.
Wenden 167 224.
Wendlock, Kloster 34.
Wera, Chorbischof 220 A. 1.
Werbert, Chorbischof 220 A. 1.
Wessex 2 98 120 272 f.
Wessobrunn, Kloster 129.
Westergau 131 250.
Wetterau 193 277.
Wictbert, Glaubensbote 7 30.
Wido, Abt von St.-Waast 142.
Wiethbert, Glaubensbote 95 f.
Wigbert, Abt von Fritzlar und Ohrdruf 96 f.
— Mönch in Fritzlar 97.
Wight, Insel 79.
Wilar 70.
Wilfrid von York, hl. 7 29 31 273.
Willehad, hl., B. von Bremen 258.
Willibald, Biograph des hl. Bon. passim; seine Vita Bonifatii 285 f.
— hl., B. von Eichstätt 120 147 166 ff. 279.
Willibrord (Klemens), hl. 7 29 ff. 33 57 ff. 90 130 ff. 243 f. 273 ff.
Wimborne, Doppelkloster 101.
Wintra, Abt von Tisbury 25 272.
Wintrung, Priester u. Märtyrer 249.
Witta, B. von Buraburg 134 224.
Woerden 57.

Wolfhard, Abt von Exeter 11 13 15.
Würzburg 53 f. 134 f. 185.
Wynberecht, Abt von Nhutscelle 19 f. 25 f. 40 156 f. 272.
Wynnebald, hl., Abt von Heidenheim 120 166 ff.

Zacharias, hl., P. 115 135 ff. 235 239 281; Briefe: 162 163 172 174 f. 184 f. 186 f. 197 203 ff. 207 f. 210 231 238.
Zauberei 151.
Zehntrecht 245.
Zeichendeuterei 80.
Zölibat 180 f.
Zuidersee (Aelmere) 131 248.
Zwangsbekehrungen 278.

Date Due

3 5282 00175 3063

NO 27'91

DATE DUE		

BX4700
B7
L3

STACKS BX4700.B7 L3 c. 1
Laux, Johann Joseph.
Der heilige Bonifatius Apostel der Deuts
3 5282 00175 3063